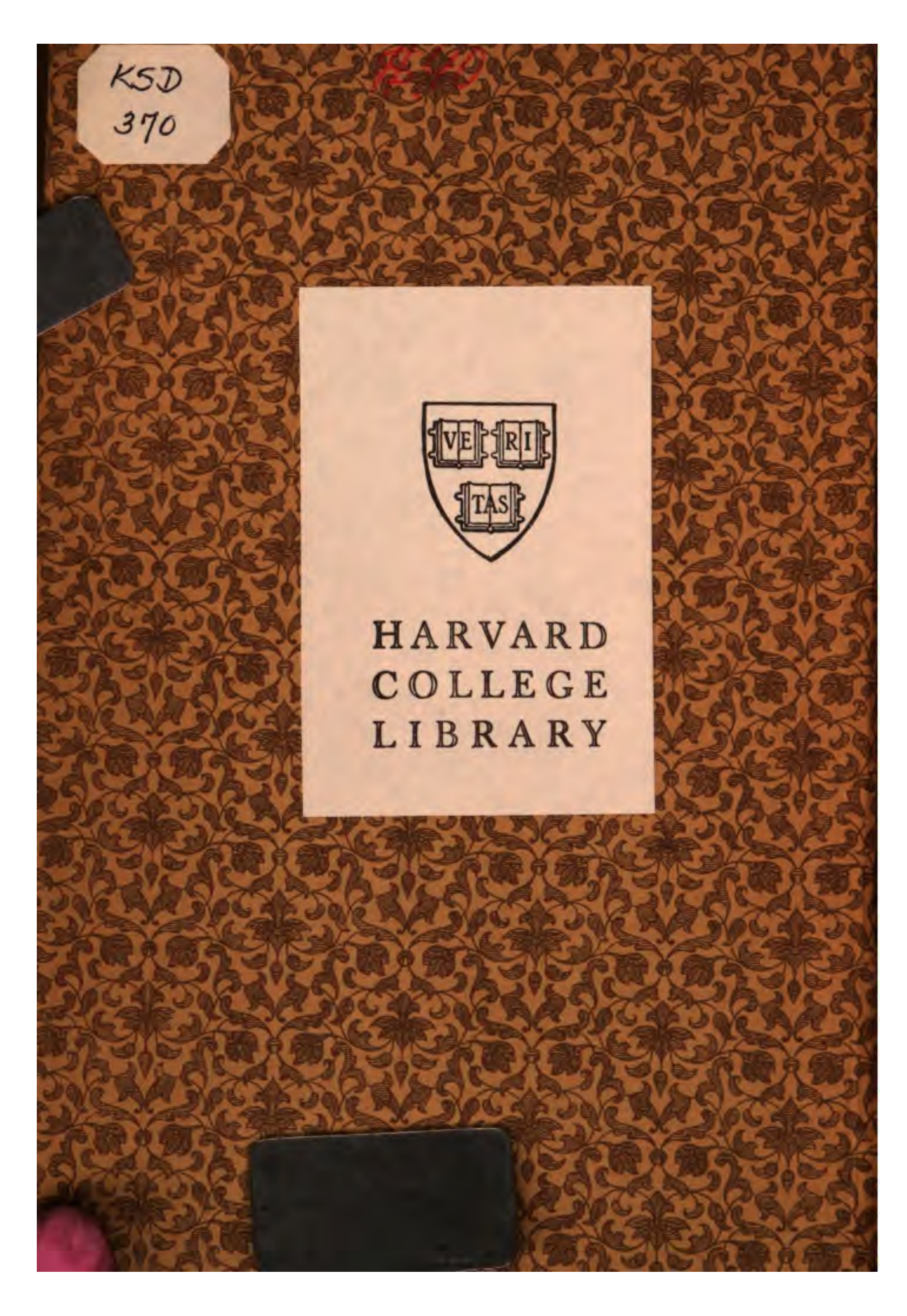
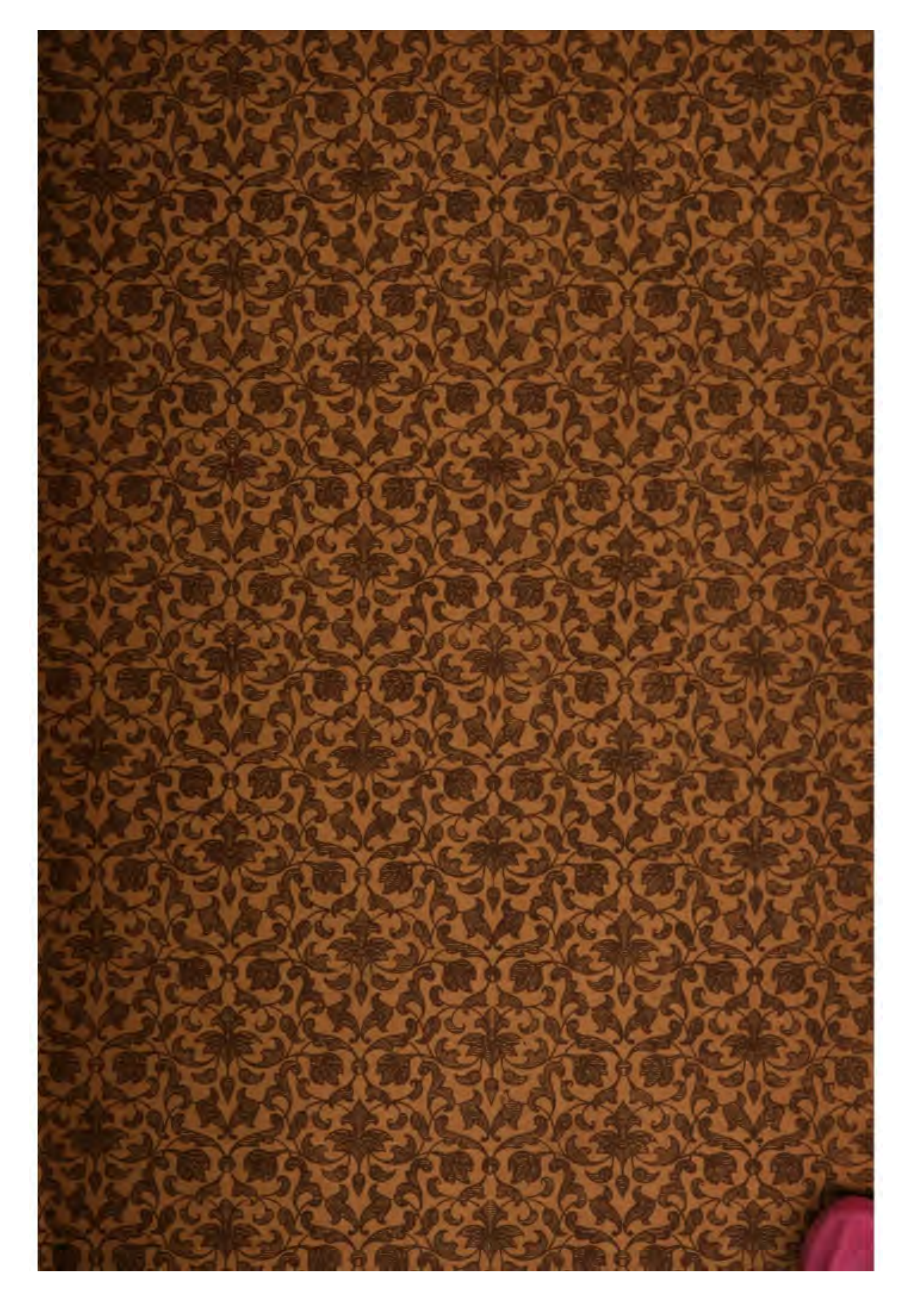

KSD
370
VE RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Verzeichnis der Mitarbeiter an der Neuen Christoterpe.

Band 1—15. (Jahrgang 1880—1894.)

Abbot, Caroline. (12—15.)
Aegidi, Ludwig, Geh. Legationsrath. (5, 6, 13 u. 15.)
Arnold, C. Franklin, Professor Dr. (12.)
Arnold, J. W., Consistorialrath. (5 u. 10.)
Auerswald, A. von. (15.)
Baur, W., Dr. theol., Generalsuperintendent. (1—4 u. 6—15.)
Bayer, H., Dr. theol., Consistorialrath. (8 u. 11.)
Biernatzky, Johannes, Pastor. (6.)
Birckenstaedt, H, Hauptpastor. (9.)
Blech, Marie. (6, 10 u. 12.)
Byland, Gräfin Helene von. (5, 9 u. 13.)
Dalton, Hermann, Consistorialrath. (12—14.)
Delitzsch, Franz. † (1, 3 u. 4.)
Dennert, E., Dr. phil. (11 u. 13.)
Ebrard, J. H. A, Dr. theol., Professor. (8.)
Eckardt, R. (12 u. 14.)
Egloffstein, Gräfin Agnes. † (10.)
Erbkam, Elisabeth. (4.)
Erdmann, David, Dr. theol., Generalsuperintendent. (8.)
Faber, Willy, Hofprediger. (10.)
Fries, R., Hauptpastor. (1—5, 8 u. 12.)
Frommel, Emil, Dr. theol., Hofprediger. (1—7, 9—15.)
Frommel, Max † (1—4, 6, 7, 9—11 u. 13.)
Funcke, O., Pastor (1—3 u. 5—15.)
Gaedertz, Karl Theodor, Dr. phil. (13.)
Geibel, Emanuel. † (4.)
Gerok, K. † (1—3, 5—8 u. 10.)
Geß, Fr. † (2—5, 8, 9 u. 15.)
Goßlar, Stephanie von. (15.)
Greve, Ad., Dr. phil. (4.)
Gründler, Adele. (5, 12 u. 13.)
Hase, K. A. von, Hofprediger. (10.)
Haehnelt, W., Divisionspfarrer. (6.)
Heidenreich, G. (14.)
Hellen, E. von. (11, 13 u. 14.)
Hugendubel, H. (15.)
Jähner, Marie. (12.)
Keck, H., Gymnasialdirektor. (5.)

Kleinert, Paul, Dr. theol., Professor. (7 u. 11.)
Klose, Wilhelm, Pastor prim. (11 u. 14.)
Knapp, Gotth., Diakonus. (5, 11 u. 12.)
Knapp, Joseph, Kaplan. (3.)
Kögel, Rud., Dr. theol., Oberhofprediger. (1—11 u. 15.)
Kögel, Marie. † (5, 6 u. 8.)
König, Robert, Dr. phil. (15.)
Krummacher, Marie. (7 u. 8.)
Kröger, M. E., † (15.)
Kübler, Theodor, Pastor. (5, 7—9 u. 13.)
Lancizolle, Ida von. (15.)
Lange, J. P. † (3.)
Lange, Martin, Pastor. (6.)
Langewiesche, Wilhelm. (15.)
Leander, Richard. † (5.)
Lehmann-Filhés, Rud., Professor Dr. (4, 8, 10, 11, 14 u. 15.)
Michelsen, Ad., Dr. theol., Pastor. (6.)
Ottesen, Mary. (12.)
Pank, O., Dr. theol., Superintendent. (4.)
Pfannschmidt-Beutner, Renata. (7—15.)
Pohl, Otto, Dr. phil. (13.)
Quandt, E., Superintendent. (6.)
Reichard, M., Dr. theol., Consistorialrath. (1—4, 7, 10, 13—15.)
Renner, L., Consistorialrath. (5, 6 u. 11.)
Reuß, Fürstin Eleonore. (3—7 u. 14.)
Rietschel, Georg, Dr. theol., Superintendent. (6, 8 u. 10.)
Schlieffen, Gräfin M. (7.)
Schott, Theodor, Professor Dr. (10.)
Schrader, R., Pastor. (2 u. 5.)
Schreibershofen, H. von (11, 12 u. 15.)
Schwarzkopff, Aug., † (5—8.)
Spangenberg, Pauline. (10.)
Steinbeck, Georg, Pastor. (6.)
Steinhausen, H., Pastor. (4 u. 5, 7—9.)
Sturm, Jul., Kirchenrath. (1—4.)
Thiele, L. (15.)
Vorberg, Max, Superintendent. (11, 12 u. 14.)
Weber, Heinrich, Dr. phil. (13.)
Weitbrecht, G., Decan. (9.)
Wiese, L., Dr. theol., Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath. (6, 7, 9 u. 14.)
Witte, Leop., Dr. theol., Professor. (5, 7, 10—14.)
Zahn, F. M., Missions-Inspector. (10.)



Neue Christoterpe.

Neue Christoterpe.

Ein Jahrbuch

herausgegeben von

Emil Frommel, Wilhelm Baur und Rudolf Kögel.



1894.

Verlag von C. Ed. Müller in Bremen und Leipzig.

Inhalt.

Zur Erinnerung an Wolfgang Friedrich Geß.

Von Emil Frommel.

Als das Vermächtnis eines Scheidenden hat unsere Christoterpe den Artikel, der zu Anfang steht, empfangen. Er ist uns wie ein Gruß aus der obern Welt, wo ja ewige „Christoterpe" — ewige Christenfreude sein wird. Zur wahren Christenfreude zu führen, die aus dem Jungbrunn göttlichen Wortes und göttlicher Gedanken quillt, war immer die Absicht des theuern Heimgegangenen, wenn er aus dem reichen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung uns eine Gabe sandte. Wohl bieten wir auch Blumen in unserem Buche; wir wissen, daß sie erquicken mit ihrem Schmelz und Duft — aber ernähren können sie nicht. Darum sind wir dankbar für jede Gabe, die Brot des Lebens reicht. Das hat uns auch mit dem Heimgegangenen verbunden, und den innigen Dank möchten wir in diesen Zeilen aussprechen.

Aus schwäbischem Blute und schwäbischem Pfarrhause stammte D. Friedrich Geß, der zu seinen Ahnen jenen geistesmächtigen Joh. Albrecht Bengel, den Preis der Prälaten Württembergs, zählte. Im Jahre 1819 geboren nahm zunächst sein Leben jenen stillen Verlauf, den der schwäbische theologische Student mit Generationen theilt, wenn er anders in feinem Wissen eines Hauptes länger über seine Zeitgenossen hervorragt: Kloster, Stift und Repetentenstuhl, bis er in ein Pfarramt mündet. Drei Jahre blieb er im Letzteren, bis ihn das Missionshaus in Basel zum wissenschaft-

lich-theologischen Lehrer 1850 berief. Das war tief bedeutsam für sein ganzes Denken und Wirken, für seine Lebensaufgabe: ein „Schriftgelehrter zu werden zum Himmelreich gelehrt“, der aus dem Schatze seines Herzens Altes und Neues hebe. Und das war er: „Von Gottes Gnaden ein Schriftgelehrter.“ Dazu hat ihn die Arbeit in der Mission gemacht. Mit dem Secirmesser der Kritik darf man keinen Missionar hinaussenden; das gefeite Schwert des Geistes, das Wort Gottes ist hier allein siegreiche Waffe. Wurzelnd in dem mildlutherischen kirchlichen Boden seiner Heimat ging ihm doch das Wort Gottes über alle Lehrbegriffe und menschlichen Systeme. „Die biblische Glaubenslehre“, sagt er darum in einer Einleitung zur Dogmatik, „setzt voraus, daß der Darstellende nicht von seinen eigenen Gedanken den Ausgang nehme, sondern von den Gedanken des Geistes, aus welchen die Schrift entsprungen, und daß er den Grundgedanken, aus welchem alle Schriftgedanken erwachsen sind, wirklich erfasse und keine fremden Anschauungen hineintrage.“ Diese Worte bezeichnen den ganzen Mann und seine Stellung zu Schrift und Kirche. Zum Lehrer geschaffen wie Wenige, sind seine Vorlesungen in Basel den damaligen Zuhörern noch in unvergeßlicher, jugendfrischer Erinnerung geblieben. Ohne Heft, nur mit der Bibel und einigen kleinen Notizen in der Hand, sprach er; kurz antwortend und oft mit schlagenden Bildern, wenn er zwischen drin gefragt wurde, sich herablassend zum Verständnis seiner Zuhörer, in unendlichem Wohlwollen. Es fehlte nicht in diesen Vorlesungen an jenen erhabenen Augenblicken, in denen der Zusammenhang göttlicher Offenbarung, wie eine mächtige Alpenlandschaft im Strahl der Morgengluth, den Hörern vor der Seele sich entrollte und sie mit dem Schauer, „der der Menschheit bestes Theil ist“, hinabgehen ließ. „Kein Anlernen, sondern ein Innewerden, daß Geist Wahrheit sei“, das war der Gewinn aus jener Zeit, von der einer seiner Schüler sagte: „Was wir bei

ihm gehört, war schon ein Missionsleben werth.“ Solch ein Mann bildet nicht Schüler, sondern Jünger, die einen Anstoß zu einer bleibenden Bewegung ihres Innern empfangen. Nicht bloß für seine Schüler lebend trat er auch für die Sache des Evangeliums in öffentlichen Vorträgen vor Männern und Frauen ein, mit dem Schwert theologischen Wissens die Mauern vertheidigend und zugleich mit der Kelle tiefgegründeter geistvoller Schriftauslegung bauend. In jenen uns hinterlassenen Bibelstunden über Joh. 13—17 und den Römerbrief blicken wir in das Herz dieses Schriftgelehrten, in seinem Hauptwerke, „Christi Person und Werk“ in sein ganzes Denken. — Täuscht mich nicht Alles, so blieb ihm doch jene Zeit in Basel wie eine selige Brautzeit in der Erinnerung, trotz all der ehrenvollen Berufungen, die nun folgten. Aus der Heimat und allem Lieben darin, rief der Herr seinen Knecht, daß er die Lenden gürte und das Licht, das ihm geworden, weiter trage. Göttingen, Breslau — und zuletzt Posen, woselbst er wieder wie am Anfang seiner Laufbahn ein Hirte der Hirten und der Gemeinden geworden — das sind die Stationen seiner Pilgrimschaft. Immer weiter nord- und ostwärts von der süddeutschen Heimat weg führte der Weg; gewiß nicht ohne dabei des Wortes an Petrus unter Schmerzen inne zu werden: „Ein Anderer wird dich gürten und dich führen, wo du nicht hinwillst.“ Überall aber sind die gesegneten Fußtapfen geblieben, in Hörsaal und Pfarrhaus.

Er ist gestorben — und lebet noch. Wer könnte sein schönes, blaues Auge vergessen, das aufblitzen und doch wieder mild leuchten konnte? Den Mann mit der hohen Stirn und dem zurückgestrichenen Haar, mit der überzeugungsvollen, herzandringenden Stimme? klein von Statur, aber ein David, der auf den Namen des Herrn und seine sieghafte Schleuder trauend, keinen Goliath, der dem Zeuge Gottes Hohn sprach, fürchtete. Ein echter Schwabe: „mundfaul und schlagfertig“ wie's noth that; unbewandert in äußern

Höflichkeitsformen, aber um so zarter besaitet nach innen; einsilbig unter seichten Schwätzern, aber beredt und sprudelnd wenn es Ewigkeitsgedanken galt; verzichtend in der Predigt auf allen äußern Schmuck, um das heilige Wort in seiner Kraft und Schönheit allein wirken zu lassen.

Ein überaus beglücktes Heim, eine edle verständnisvolle, sein Pilgerleben in treuster Liebe theilende Gattin, Kinder und Enkel, die an dem Vater und Großvater als an einem Patriarchen hinaufschauten und von ihm in zartester Liebe getragen waren — das alles war ihm durch Gottes Güte geworden; auch darin ein begnadigter Mann. Den Suchenden ein milder, entgegenkommender, hilfreicher Meister, den Geförderten ein Mann, von dem sie nie weg gingen ohne nicht an ihrem Ewigkeitsmenschen etwas gewonnen zu haben, frechen Geistern aber ein kurz angebundener, schwäbisch derber Gegner. Seine Erkenntnis war kein todtes Kapital, das er im Schweißtuche vergrub, er setzte sie um in edle, gangbare Münze, die auch der schlichteste Mann im Volke verwerthen konnte. „Gottesgelahrtheit und Gotteskindschaft waren in ihm auf's köstlichste verbunden.“ So hat er unter uns gewandelt ein Lehrer der studirenden Jugend und ein priesterlicher Hirte des Christenvolkes. Noch in der Kraft seiner Jahre stehend, gefiel es dem Herrn, seinen Knecht aus der Fülle gesegneter Arbeit heraus in die Sabbathstille zu führen. „Man kann Gott auch durch Feiern, nicht bloß durch Arbeiten dienen.“ Dies Wort Luthers an seinen Philippus mußte auch er verstehen lernen. Nach einer unvergeßlichen, gewaltigen Osterpredigt im Jahre 1885 mußte er Kanzel und Amt aufgeben. Ein tiefes organisches Leiden hatte seine Kraft gebrochen. Nun zog er, nicht in die Ruhe, wohl aber in die Stille nach Wernigerode. Kaum wieder etwas gekräftigt, stellte er seine Gaben in den Dienst der Gemeinde Gottes, indem er ihr jene Bibelstunden über den Römerbrief gab — vielleicht das Beste in seiner Art, was darüber in lichtvoller Tiefe und Ein-

falt und herzandringendem Gewissensernst geschrieben worden, — vollendete sein Werk über „Christi Person und Werk“ und korrigirte noch die letzten Bogen seiner Arbeit über die Inspiration der Schrift. Dann gings hinab in Tiefen und hinauf in Höhen, in angstvolle Stunden des Schreiens zu Gott; in Demüthigungen unter seine gewaltige Hand, worin er das Bekenntnis des verlorenen Sohnes mit tiefer Herzbewegung sprach und wieder hinauf in Psalmen über die Herrlichkeit der Gnade und Treue seines Herrn. „Ja, wir überwinden weit“, sprach er. Nur durch Gottes Wort und mit geistlichen Liedern wollte er noch aufgerichtet und getröstet sein. „Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist etwas Schönes aber kein Heilmittel — ein Heilmittel brauchen wir. Jetzt ist Alles dunkel, aber Jesus ist Licht, er allein, er ist ganz licht“. „Der Friede Gottes umschattet mich“ — solch einzelne köstliche Zeugnisse brachen aus der zusammenbrechenden Hütte heraus. Die ganze Geschichte des Scheidens, wie liebende Hände sie aufgezeichnet und mir gesandt, ist zu innig und heilig, um sie aller Welt darzulegen. Sie sollen ein Heiligthum für sein Weib und seine Kinder bleiben. „Meine Seele wird ganz anders“, das war sein letztes Wort, damit ging er aus dem Glauben in's Schauen. So vollendete der Herr seinen Lehrer an der Hochschule in der Hochschule der Leiden. So viele junge Theologen hatte er selbst einst geprüft — jetzt prüfte ihn sein Herr. Und er hat die Schluß-Prüfung unvergleichlich bestanden. — Es gab „Schriftgelehrte“, die zu Allem mehr gelehrt waren, als zum Himmelreich und das bischen Himmelreich, das ihre Zuhörer mitgebracht, ihnen noch geraubt haben. Sie gingen unter in der Nacht der Vergessenheit. Es gab aber auch Schriftgelehrte, die Viele auf dem Weg des Lebens unterwiesen, müde Herzen und Kniee gestärkt — sie werden leuchten wie des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich. Und unter ihnen wird auch Wolfgang Friedrich Geß sein.

* * *

Das Geheimnis Gottes und seine Offenbarung.

Von Wolfgang Friedrich Geß.

1.

Zuerst entsprang des gold'nen Lichtes Quell —
Er ist's, der ein'ge Herr von allem Sein,
Er gründete die Erde sammt dem Himmel;
Wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt?

Der Leben giebt und Kraft, deß reichen Segen
Begehrt der Götter leuchtend schöne Schar,
Deß Doppelschatten Zeit und Ewigkeit;
Wer ist der Gott, dem uns're Opfer gelten?

Er, dessen Macht die Welt, die lebt und athmet,
Allein regieret, Mensch und Thier zumal;
Wer ist der Gott, dem unsere Opfer gelten?

Er dessen Macht den Berg mit Schnee umhüllt,
Das Meer herbeiruft sammt dem fernen Strome,
Der so sie lenkt, als wären's seine Arme;
Wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt?

Durch den der Himmel hell, die Erde fest ward,
Der auch den höchsten Himmel aufgerichtet,
Der in der Luft dem Licht die Bahn gemessen;
Wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt?

Zu welchem Erd' und Himmel, festgegründet,
Aufblicken scheu, erschauernd innerlich,
Und über den die Sonn' im Aufgang scheint;
Wer ist der Gott, dem uns're Opfer gelten?

Woher die mächt'gen Wolkenwogen kommen,
Den Samen nährend und das Feuer leitend,
Dort ist entsprungen er, der allen Göttern,
Den leuchtenden, allein das Leben giebt;
Wer ist der Gott, dem uns're Opfer gelten?

Doch seine Macht schaut über jene Wolken
Die Kraft verleihen, die das Opfer zünden,
Er, welcher Gott ist über alle Götter;
Wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt?

Der Erde Schöpfer möge unser schonen,
Er, der Gerechte, der den Himmel schuf,
Und strömen ließ die hellen, starken Wasser;
Wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt?

Dieses Lied ist in der Sanskritsprache gedichtet worden[1]), welche längst nicht mehr zu den lebenden zählt. Der Name des Dichters ist verschollen. Seine Heimat mag am mittleren oder unteren Laufe des Indusstroms gewesen sein, oder in dem mächtigen Gebirge, von welchem aus dieser Fluß zum Süden strömt, nachdem sein Lauf zuerst von Ost nach West gegangen. Die Zeit, darin der Dichter lebte, wird mindestens ein Jahrtausend vor Christus zu setzen sein, vielleicht noch Jahrhunderte höher hinauf, in Davids, vielleicht Mosis, vielleicht Jakobs Tage.

Ist es nicht ein wunderbar ergreifendes Lied? Und zwar wegen seiner machtvollen Sehnsucht, das Geheimnis Gottes zu lösen? Die Opfer werden von den Vätern her

[1]) Ich entnehme die Übersetzung aus den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1860, S. 695.

dargebracht. Als heilig ist diese Sitte dem jetzigen Geschlecht überliefert. Auch dem Sänger dieses Lieds ist sie heilig. Aber, „wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt?“ O, wie ihm diese Frage das Herz bewegt!

Vom Licht kommt der Welt die Schönheit, den lebenden Wesen das Gedeihen, den Menschenseelen die Freudigkeit, so mag wohl das Licht der Anfang und der Herr von Allem sein, „zuerst entsprang des goldenen Lichtes Quell — Er ist's, der ein'ge Herr von allem Sein, Er gründete die Erde sammt dem Himmel“. So mag es sein, aber ist es wirklich so? Wer hierüber Gewißheit hätte! Und Gewißheit, was sonst noch von diesem Spender des Lichts zu sagen sei? Ob er uns ferne oder nahe? ob er auf uns schaue oder nicht? zu unsern Opfern sich wende oder sie übersehe, uns liebe oder verachte? ob es einen Weg zu ihm gebe oder nicht? „Wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt“?

Gewiß giebt es noch andere Götter neben ihm, denn viele Götternamen sind von den Vätern überliefert worden, und diese Götter sind wohl alle Licht, aber blicken sie nicht auf zu Ihm, des goldenen Lichtes Quell? Und wenn sie dem Tod enthoben sind, ewigen Lebens sich erfreuen, danken sie es nicht Ihm? Denn wie der Schatten vom Körper ausgeht, so Alles von ihm, dem Quell. O, wer ihn kennete, zu dem auch die Götter ihre hoffenden Blicke wenden! „Der Leben giebt und Kraft, des reichen Segen begehrt der Götter leuchtend schöne Schar, des Doppelschatten Tod und Ewigkeit: wer ist der Gott, dem uns're Opfer gelten“?

Dann gedenkt der Dichter an alles, was auf der Erde athmet, gedenkt an die schneeumhüllten Berge im Norden, von welchen der Indus kommt, an das brausende Meer des Südens, in welches er eilt, an die feststehende Erde, den strahlenden Himmel, die vom Licht durchdrungene Luft — müssen nicht Erde und Himmel innerlich erschauern, wenn sie aufblicken zu Ihm? wird nicht die Sonne bei jeglichem Auf-

gang ihm in Ehrerbietung den ersten Gruß mit ihren Strahlen bringen? Auch die mächtigen Wolkenzüge stellen sich vor des Dichters Blick, aus denen der befruchtende Regen auf die Erde strömt und die Blitze zucken — mag nicht der Ort, woher diese heilsamen Wolken kommen, die Heimat des großen Gottes sein? „Doch seine Macht schaut über jene Wolken, die Kraft verleihen, die das Opfer zünden". Wie klein wir Söhne der Erde sind gegenüber diesem Schöpfer der Erde, dem Gerechten! O, daß er unser schonen möge! Aber wer ist Er, der Geheimnisvolle? „wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt"?

Es ist eine Erquickung des Geistes, daß es auch unter den Heiden, deren Masse fremd von Gott und das Angesicht der Erde zugewandt durch das Leben geht, gleichwohl solche Geister gegeben hat, welche mit ganzer Kraft gerungen haben, den Gott zu finden, den sie ahnten. Der Apostel hatte Recht zu schreiben: Das Licht scheinet in der Finsternis, das Licht war in der Welt[1]). Aber welcher Schmerz in jenen Männern der Sehnsucht, daß wohl immer neues Ahnen durch ihre Seelen drang, aber das Finden nicht und immer nicht gelang!

2.

Vom Lande des Indus wende ich den Blick nach Westen, jener Halbinsel zu, von welcher das Sinaigebirge so ernst zum Himmel ragt. Fünfzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zieht ein Flüchtling von Ägypten her durch diese Wüste. An ihrem Ostrand, wo die älanitische Meereszunge[2]) vom rothen Meer nach Norden läuft, tritt er bei dem Priester der Midianiter als Hirte in Dienst. Ein jäher Wechsel, nachdem in Ägypten des Königs Palast seine Wohnung gewesen, und was die Ägypter von Bildung hatten, sein Eigenthum geworden war.

---

[1]) Joh. 1, 5. 10. [2]) Auch Golf von Akabah genannt.

Über das tiefe Dunkel, darin unser indischer Dichter zeitlebens wandern mußte, war Moses schon durch die Erzählungen seiner Eltern hinaus. Denn den Zusammenhang mit den Seinen hielt er auch in der Königsburg fest. Die Eltern wußten sich beide aus Levi, dem Sohne Jakobs, entsprossen. Mosis Mutter Jochebed[1]) gab schon durch ihren Namen Antwort auf die Frage, wer der Gott der Väter gewesen sei. Denn Jochebed bedeutet: Jehovah (mein) Ruhm. Die Berichte, welche das erste Buch der Bibel über Abraham, Isaak, Jakob giebt, zeichnen die Frömmigkeit dieser Patriarchen so gesetzesfrei, entwerfen von den Kanaanitern, mit denen die Patriarchen verkehren, mehrfach ein so edles, von dem Benehmen der Patriarchen selbst mehrfach ein so beschämendes Bild, daß sie nicht für Sagen einer späteren Zeit gelten können, sondern nur für unverfälschte Überlieferungen der Patriarchen-Zeit selbst; die späteren Zeiten hätten sich Frömmigkeit ohne Sabbath und geregelten Opferdienst, hätten sich Kanaaniter, von denen die Patriarchen beschämt wurden, nicht mehr zu denken vermocht. Kein Zweifel also, daß, wenn Moses seine Herden auf die Weideplätze führte, die da und dort in der Sinai-Halbinsel zu finden waren, seine Seele oft genug wie mit der jetzigen Noth seines Volks, so mit den Verheißungen sich beschäftigte, welche den Vätern von dem Gott, der sie berufen hatte, waren gegeben worden.

Aber wie innig sind die Erzählungen aus der Patriarchenzeit mit denen aus der Urzeit verknüpft! Die Berufung des Abraham geschieht, die Verwirklichung des Segens einzuleiten, welcher gelegt ist auf seinen Stammvater Sem. In dem Segen über Sem setzt sich der über Noah fort. Noah aber soll den Trost bringen über die Verfluchung der Erde wegen der Sünde, die von den Stammeltern geschah. Und um des Menschen willen hat der Schöpfer die Erde

---

[1]) Vgl. 2. Mos. 6, 16. 20.

mit ihrem Himmel gemacht[1]). Wir dürfen also voraussetzen, daß Mosis Blick schon kraft der in seinem Volke lebenden Überlieferung zurückging bis in die Schöpfungszeit.

Und dennoch war sein Auge, wenn er Gottes gedachte, mit dichtem Dunkel umhüllt. Siebzig Seelen sind, die Frauen und Kinder eingeschlossen, mit Jakob nach Ägypten gekommen, jetzt zählte man der Männer sechshunderttausend[2]). Das setzt eine Zwischenzeit vieler Menschenalter voraus. Die israelitische Überlieferung selbst bestimmt Israels Zeit in Ägypten auf 430 Jahre[3]). Ein Vierteljahrhundert mehr als zwischen heute und Luthers Geburt. Und in welches Elend war Israel herabgedrückt. Ein Volk von einer halben Million Männer und die Frohnarbeit des Brennens der Ziegel für die ägyptischen Riesenbauten sein Los! Hätten wir aus dieser Zeit des Wanderns mit den Herden des Midianiterpriesters ein Lied von Mosis Mund — es würde nicht minder schwermüthig lauten denn das jenes edlen Geistes aus dem Indusland. Seine Schmerzensfrage war nicht: wer ist der Gott, dem unser Opfer gilt? wohl aber: wo ist nun der Gott, der mit unsern Urvätern einen Bund gemacht?

3.

Aber dem Moses macht Gott das Geheimnis offenbar. Mit seiner Herde zum Berge Horeb gekommen, sieht er einen Busch, der mit Feuer brennt und doch nicht verbrennt. Eine Stimme aus dem Busch ruft ihn mit Namen. Sich selbst verkündet der Rufende als den Gott seines Vaters, als Abrahams, Isaaks, Jakobs Gott. Dann „ich habe gesehen das Elend des Volks in Ägypten . . . und bin herabgefahren, daß ich sie errette." Zum dritten: mein Name ist: ich bin, der ich bin. Also sollst du den Kindern Israel sagen: der „Ich

---

[1]) Vgl. 1. Mos. 1, 26 ff.; 5, 29; 9, 26 f.; 11, 10 f., 26 f.; 12, 1 ff. [2]) 2. Mos. 12, 37. [3]) 2. Mos. 12, 40.

bin" hat mich zu euch gesandt. Der „Er ist", der Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs hat mich zu euch gesandt[1])".

Man kann sich den Eindruck, den dieses Erlebnis auf Mose machte, nicht groß genug denken. Bisher: ist es wahr oder nicht, was unsere Väter erzählen von Abrahams und Jakobs Gott? Ist es wahr, warum dieses Ausbleiben der Hilfe, Geschlecht um Geschlecht? Dieses stets schwerer werdende Ägypterjoch? Und nun plötzlich: wahrhaftig er lebt und ist gegenwärtig, der vor Jahrhunderten zu Abraham, Isaak, Jakob sich herniederließ; gedenkt an seinen Bund; kann gar nicht anders denn an seinen Bund gedenken, denn er ist der er ist, die Jahrhunderte ändern ihn nicht.

Die Seele des achtzigjährigen Mannes[2]) hätte aufgejubelt, wäre nicht der Auftrag, daß er selbst, der Greis, vollbringen solle den göttlichen Befreiungsrath, auf sie gekommen als eine schwere Last.

Das Offenbaren Gottes an Moses zog sich dann durch vier Jahrzehnte hin. Vom brennenden Busche her die Verheißung, in den vier Jahrzehnten das Eilen und Warten der Verwirklichung.

Fünf Wendungen sind in dem Offenbarungsgange dieser vierzig Jahre wahrzunehmen.

Zuerst eine Reihe von Kundthuungen der göttlichen Macht. Um dem Verzagen des Moses an seiner Arbeit zu steuern, das Wunder an dem Stab in seiner Hand, an seiner Hand selbst[3]). Um den Trotz des ägyptischen Königs zu brechen, die Wunder der Plagen. Um das entronnene Volk vor der Wuth des nachjagenden Feindes zu retten, das Wunder am rothen Meer. Um dem Volke anschaulich zu machen, daß es die Kraft Gottes durch Bitten anziehen müsse, das Schwanken der Schlacht wider Amalek, wenn des Moses zum Gebet gehobene Arme sanken, und der Sieg über den Feind, nachdem

[1]) 2. Mos. 3, 1 bis 15. [2]) 2. Mos. 7, 7. [3]) 2. Mos. 4, 1 ff.

sie fest geworden[1]). Den Erzvätern wird keine Wunderthat zugeschrieben. Die dem Abraham geschenkte Erneuerung der Zeugungskraft ist das Einzige, worin sein äußeres Leben dem natürlichen Verlaufe entnommen erscheint. Aber in diesen Monaten zwischen der Berufung des Moses am Berge Gottes und der Ankunft des Volkes an demselben Berge Wunder an Wunder, und zwar vermittelt durch des Moses Stab. Denn nun mußte zur Anschauung kommen das Königsein Gottes über dieses Volk, sein Königsein durch Mosis Hirtenamt[2]).

Die zweite Wendung ist, daß Gott vom Berge her sein Gesetz ertheilt. „Ihr sollt mir ein Königreich von Priestern sein". „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig[3])". Die Weise, wie dieses Offenbaren geschieht, ist dieselbe wie bei Mosis Berufung: Gott erscheint und redet. Redet in der Menschensprache. Nur jetzt in gehobener Majestät. Bei Mosis Berufung „wie ein Mensch zu seinem Nächsten redet"; bei der Gesetzgebung vom hohen Berge her aus Wolkennacht und Blitzen zu dem in der Ferne versammelten Volk, mit einer Stimme, die dem Donner gleicht. Als der Schrecken des Volkes zu groß wird, geschieht das Reden Gottes nicht mehr an das Volk, macht Gott den Moses zum Mittelsmann[4]).

Die dritte Wendung tritt ein durch die Versündigung mit dem goldenen Kalb. Im Anfang war Moses geängstigt durch den Gedanken, daß Israel ihm nicht glauben, ihn nicht hören, der ägyptische König seine Bedrängnis des Volkes nur noch steigern werde[5]). Daß das Volk sündig genug wäre, vom Würgengel mit den Ägyptern geschlagen zu werden, ward durch die Bestreichung der Thüren mit dem Blute ausgesprochen. Aber wie tief Ägyptens Heidenthum in sein Herz

[1]) 2. Mos. 17, 11 ff. [2]) 2. Mos. 4, 2 f.; 17, 20; 7, 20; 9, 22 f.; 10, 12 f., 21 f.; 14, 16. 21; 17, 5 ff. Vergl. auch 14, 31. [3]) 2. Mos. 19, 6; 3. Mos. 11, 44 f.; [4]) 2. Mos. 20, 18 ff. [5]) 4, 1; 5, 23; 6, 4.

gedrungen, kam doch erst durch die Anbetung jenes Kalbes für Moses zu Tage. Vor wenigen Wochen die Stimme vom Himmel her „Du sollst dir kein Bildnis machen“, und das feierliche Versprechen, „alle Worte, welche Jehovah geredet hat, wollen wir thun,“ jetzt „mache uns einen Gott[1]).“ Nun muß der Wunderthäter zum demüthigen Abbitter des Abfalls seiner Brüder werden[2]). Doch führt eben dies zu einer neuen Stufe des göttlichen Offenbarens. Statt der Anschauung der göttlichen Herrlichkeit, welche als Unterpfand für das Mitziehen des göttlichen Angesichts von Mose erbeten ist, aber nicht in voller Wirklichkeit gewährt werden kann, wird ihm das Hören des göttlichen Rufens zu Theil, „Jehovah, Jehovah, ein barmherziger und gnädiger Gott, geduldig und voll Gnade und Treue[3])“. Das beste Unterpfand für Gottes Mit-ihm-Ziehen! Bei Mosis Berufung hat Gott seine Treue gegen Abrahams Volk gegründet auf „ich bin, der ich bin“, das ist auf seine Ewigkeit; jetzt verkündigt er dem Moses sein Herz.

Die vierte Wendung wird durch Israels Weigerung, in Kanaan einzudringen, herbeigeführt. Denn nun erfolgt Gottes Richterspruch, daß noch viele Jahre das Wandern in der Wüste währen[4]) soll. In seiner Weise war auch das nunmehrige Schweigen Gottes eine Offenbarung. Denn diese Wanderzeit des Volks war meistens Schweigenszeit.

Endlich steigt das vierzigste Jahr herauf. Nun beginnt die Sammlung des Volks für die Vollendung des Zugs. Zugleich aber geschieht die Verurtheilung des Moses und Aaron, den Einzug in Kanaan nicht zu erleben, weil sie bei dem neuen Murren des Volks Gott nicht gebührend geehrt haben[5]). Edoms Weigerung des Durchzugs Israels durch sein Land bringt neue Demüthigung[6]) Dem Sieg über die

---

[1]) 2. Mos. 20, 4; 24, 3; 32, 1. [2]) 32, 11 ff., 31 ff. [3]) 33, 12; 34, 10. [4]) 4. Mos. 14, 26—35. [5]) 4. Mos. 20, 1—13. [6]) 20, 14 ff.

Amoriter im Osten des Jordans[1]) folgt das Verführtwerden des Volks zu den Wollüsten des midianitischen Götzendienstes[2]). Dann endigt der müde Held[3]) auf dem Berge Nebo, von dem Anblick des verheißenen Landes erquickt, seinen Lauf.

4.

Wer aber dem Moses in das Herz sehen will, muß seine Lieder und Gebete vor sich nehmen.

Das erste der Lieder ist gesungen nach dem Durchzug durch das Meer. „Roß und Wagen hat Jehovah ins Meer gestürzt — die Tiefe hat sie bedeckt, sie fielen zu Grund wie die Steine — durch dein Hauchen thaten sich die Wasser auf und die Fluthen standen auf Haufen — Pharao zog hinein ins Meer mit Rossen und Wagen und Reutern, und Jehovah ließ das Meer über sie fallen, aber die Kinder Israel gingen trocken mitten durch das Meer[4])“. Wie bange war es dem tröstenden Moses gewesen, als er den Hunderttausenden der Flüchtlinge auf dem Westufer des Wassers, Angesichts der nachdrängenden Ägypter, zurief: fürchtet euch nicht! In der Tiefe seines Herzens hatte er selbst emporgeschrieen zu Gott![6]) Jetzt ist jedes seiner Worte von dem Erlebnis der Großthat Gottes durchglüht. „Jehovah ist meine Stärke und Lobgesang[7])“. Diese Hilfe ist das Unterpfand der geschehenen Erwählung Israels zu Gottes Volk. „Jehovah wird König sein immer und ewig[8])“. Daher auch die Zukunft hell vor dem Sänger steht. „Du leitest durch deine Barmherzigkeit dein Volk, das du erlöset hast, und führest sie durch deine Stärke zu deiner heiligen Wohnung[9])“. Sicherlich hat sich Jehovah bereits in dem Lande, das er dem Volke verheißen hat, einen Berg seines Wohnens auserſehen, da Israel

---

[1]) 4. Mos. 21, 21 ff. [2]) 25, 1 ff. [3]) 5. Mos. 31, 2. [4]) 34, 1 ff. [5]) 2. Mos. 15, 4. 5. 8. 9. [6]) 14, 13—15. [7]) 15, 2. [8]) 15, 18. [9]) V. 13.

um ihn her als seine Pflanzung gedeihen darf[1]). Und wie sollte irgend ein Feind den Durchzug und Einzug verwehren? Die Kunde von dem, was den Ägyptern geschehen, erfüllt mit Schrecken die Umwohner, mit Schrecken die Einwohner Kanaans[2]).

Luther hat wie sonst so auch in diesem Liede statt des Gottesnamens Jehovah „Herr“ gesetzt; für das Verständnis ist es aber wichtig, „Jehovah“ wieder herzustellen, als den Namen, mit welchem sich der im feurigen Busch Erschienene dem Moses bezeichnet hatte; der „Ich bin, der ich bin“ hat kraft seiner Treue die große That gethan.

Nach kaum vier Monaten[3]) aber das flehentliche Bitten für das Volk aus tiefer Nacht der Noth! Noch ehe Moses auf des Berges Höhe ahnen kann, was an dessen Fuß gefrevelt wird, giebt ihm der Herr selbst die Kunde davon[4]). Sofort die Fürbitte, mit Verweisung auf den den Erzvätern gegebenen Schwur[5]). Aber das genügt dem Manne nicht. Am Morgen kehrt er zurück auf den Berg zu neuer Bitte, und jetzt mit Drangebung der eigenen Person, „vergieb ihre Sünde; wenn nicht, so tilge mich aus deinem Buch[6])“. So innig ist seine Liebe zu seinem Volk. Jehovah hatte ihm gestern gesagt, daß er nach Vertilgung dieses Geschlechts ihn selbst machen wolle zu einem großen Volk[7]); o nimmermehr: lieber will er sterben für das Volk. Gehoben wird sein Kummer auch an diesem zweiten Tage nicht. Die Antwort des Herrn: „führe das Volk, mein Engel soll vor dir hergehen, und am Tag meines Heimsuchens suche ich heim ihre Sünde[8])“ ist wohl weit verschieden von dem gestrigen: „laß mich, daß mein Zorn über sie entbrenne und ich sie vertilge[9])“, aber das Vergebungswort ist sie noch nicht. Tief schneidet es dem Moses

---

[1]) 2. Mos. 15, 17. [2]) V. 14—16. [3]) Vergleiche 19, 1 „im dritten Monat“; 24, 16 „am siebenten Tage“; 24, 18 „vierzig Tage“. [4]) 32, 7 ff. [5]) 11—13. [6]) 32, 30—32. [7]) V. 10. [8]) V. 34. [9]) V. 10.

ins Herz, daß er hören muß „ich will nicht in deiner Mitte hinaufziehen[1])“. Was hilft ihm der Engel? er muß Gott selbst zum Begleiter haben, „wo nicht dein Angesicht mit uns geht, so führe uns nicht hinauf[2])“? Ohne Gottes eigene Gegenwart in seiner Mitte ist Gottes Volk nicht mehr Gottes Volk.

Bald wird die Liebe Mosis zu Israel noch einmal durch das Anerbieten auf die Probe gestellt, ihn selbst statt dieses widerspenstigen Geschlechts zu machen zu Gottes Volk[3]). Es ist nach der Weigerung, einzudringen in das verheißene Land[4]). Wie schwer hat indeß des Volkes Last auf Mosis Schultern gedrückt[5])! Gleichwohl tritt auch jetzt sofort seine Fürbitte ein. Jehovahs eigenen Ruf „geduldig und von großer Barmherzigkeit ist Jehovah“ hält er ihm vor[6]).

Nun schreiten wir um fast vier Jahrzehnte hinab. Der neunzigste Psalm wird nicht durch seine Aufschrift allein, sondern auch durch Sprache und Inhalt dem Moses zugewiesen. Trefflich erklärt er sich, wenn wir seinen Ursprung versetzen gegen das Ende jener Wartezeit in der Wüste, während welcher das aus Ägypten gekommene Geschlecht hinsterben sollte.

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht in Geschlecht und Geschlecht[7])“ — seit bald vier Jahrzehnten in der unfruchtbaren Wüste, seit mehr denn vier Jahrhunderten trotz der Ägypter Haß. „Ehe denn die Berge geworden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit . . . Tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache[8])“ — die Stimme aus dem feurigen Busch hat ja gerufen „mein Name ist: ich bin, der ich bin“. „Du schwemmst sie weg, schlaff werden sie, am Morgen wie Gras wiedersprossend; am Morgen blüht's

---

[1]) 2. Mos. 33, 3. [2]) V. 15. [3]) 4. Mos. 14, 12. [4]) 14, 1 ff. [5]) 11, 14 f. [6]) 14, 17 f. [7]) V. 1. [8]) V. 2 u. 4.

und schosset wieder, am Abend schneidet man's und es verdorret[1])" — so geschieht es jetzt vor Aller Augen in der Wüste, zum Grabe wird sie den Hunderttausenden, die als Erwachsene aus Ägypten entronnen sind. Und warum? „Das macht dein Zorn, daß wir so vergehen[2])". An dem Richterspruch: „alle die Männer, welche meine Herrlichkeit geschauet . . und mich versuchet haben nun zehn Mal, sie sollen das Land nicht schauen[3])" stirbt diese Masse dahin. „Unsere Missethat stellest du vor dich". Und die Missethat ist gekommen aus der Herzen finsterem Grund. „Unser Geheimstes bringst du in die Lichthelle deines Angesichts[4])". Und was kommt heraus bei diesem Herumwandern in der Wüste Jahr um Jahr? „Wie im Geschwätz bringen wir unsere Jahre zu[5])". Aber so offen das alles vor Augen liegt, das Volk ist dennoch blind dafür. Wer glaubt es, daß du so sehr zürnst und wer „fürchtet sich vor solchem deinem Grimm[6])"? Nur Wenige sind's — ein Josua, ein Kaleb — welche theilnehmen an Mosis Erkenntnis und Schmerz.

Wie lautet das so anders als der Jubelgesang nach dem Durchzug durch das Meer! Jenes Erlebnis hatte den Achtzigjährigen zum Jüngling gemacht. Jetzt überragt er die gewöhnliche Lebensgrenze, die siebzig, die achtzig Jahre um vierzig Jahre[7]). Und wie muß er sich mühen! So schwer hatte er sich den Zug in die Heimat nicht gedacht. Aber unerschüttert ist die Innigkeit seines Verbundenseins mit seinem Volk. Man sehe, wie er dessen Frevel auf sich herübernimmt, „unsere Sünde, unsere Missethat[8])". Das ist der Moses, welcher auf dem Sinai gebetet hat, „tilge mich aus deinem Buch". Unerschüttert auch die Zuversicht zu der Treue des „Ich bin, der ich bin". „Wende um, Jehovah — wie lange? Und habe Mitleid mit deinen Knechten. Sättige uns bei

---

[1]) 4. Mos. V. 5 f. [2]) V. 7. [3]) 14, 22. [4]) V. 7 u. 8 des Psalms. [5]) V. 9. [6]) V. 11. [7]) V. 10. [8]) V. 8.

Morgenanbruch mit deiner Gnade, so wollen wir frohlocken alle unsere Tage . . . sichtbar werde deinen Knechten dein Werk und deine Herrlichkeit über ihren Kindern[1])". Gottes Verheißung des Landes der Erzväter trüget nicht, der nächste Morgen kann die Erfüllung bringen.

Das großartigste der Lieder des Moses ist aber das, womit er Abschied nimmt. Der Herr selbst giebt ihm das Thema dazu, indem er aus der Wolkensäule, die in die Thüre der Stiftshütte tritt, zu Moses und Josua spricht, die Sterbensstunde sei für Moses da, aber noch müsse dieser zeugen von des Volkes kommendem Abfall, Gottes kommendem Gericht, damit dieses Zeugnis geschrieben und mit Macht eingeprägt werde in das Gedächtnis des Volks[2]).

Ein Lied, zu dem Gott selbst die Harfe reicht! dessen Gesang der letzte Gottesdienst ist, vor dem Gange zum Tod! Der letzte Gottesdienst nach vierzig Jahren des Gottesdienstes!

Der Majestät des Ursprungs dieses Lieds entspricht die seines Eingangsworts: „Merket auf, ihr Himmel, ich will reden und die Erde höre die Rede meines Mundes[3])"! die Zukunft des Gottesvolks ist für Himmel und Erde von Wichtigkeit.

Und so drohend der Inhalt des Liedes sein wird, Moses weiß gleichwohl, wie viel Heil es in sich birgt: „meine Lehre triefe wie der Regen und meine Rede fließe wie Thau, wie der Regen auf das Gras und die Tropfen auf das Kraut[4])".

Aber nicht mit des Volkes Sünde will er beginnen. Zuerst drängt ihn sein Herz zu Gottes Verherrlichung. „Den Namen Jehovahs will ich verkündigen, bringet Ehre unserem Gott, der Fels ist er". Der Fels: das ist abermals das Echo des göttlichen Rufs aus dem brennenden Busch „ich bin, der ich bin". Dann „unsträflich ist sein Werk, denn alle seine Wege sind Recht, ein Gott der Treue und kein Böses

---

[1]) V. 13 ff. [2]) 5. Mos. 31, 14—22. [3]) 32, 1. [4]) V. 2.

an ihm, gerecht und gerad ist er[1])". Das ist die Summa der Erlebnisse Mosis, seitdem er berufen ward.

Man bemerke den Zusammenklang dieses Eingangs mit dem des neunzigsten Psalms. Beide Male Gottes Wandellosigkeit und wie völlig man ihm vertrauen darf.

Wie wird nun Israel vergelten, was Gott an ihm gethan? Daß er es gezeugt und gepflegt hat wie der Vater seinen Sohn? Denn schon die Vertheilung der Erde an die Völker ist im Blick auf Israel geschehen, damit Raum bleibe für die Zahl dieses Volks, das Gott zu seinem Eigenthum sich ersehen. Und als er das Volk in der Wüste traf, hat er an ihm gethan wie ein Adler, der seine Jungen zum Fliegen ermuntert, sich aus der Höhe zu ihnen niedersenkend, dann auf seine Flügel sie nehmend. Aber kaum ward ihnen wohl zu Muth, so werden sie auffahren in Übermuth, zu anderen Göttern sich wenden, hinweg von dem Felsen ihres Heils. Nun denn — die ihn erzürnen durch einen Nicht*gott*, wird Gott erzürnen durch ein Nicht*volk*. Verkaufen wird sie ihr Fels, daß Tausend von Israel fliehen vor Einem Feind, und mit dem Krieg sendet er den Hunger, die Seuche, das wilde Gethier[2]).

Dem empfangenen Auftrage wäre hiemit von Moses genug gethan. Aber seinem Herzen nicht. Auch weiß er ja wohl, daß das Verhängen des Verderbens in dem Rathschluß des Gottes Abrahams nicht das letzte ist. Die Rache ist Gottes, er will vergelten. Aber um seiner Knechte sich zu erbarmen. Er verhängt nur so lange Verderben, bis man seinen Ruf versteht „schauet nun, daß Ich, Ich es bin, Ich tödten und beleben kann". Dann wendet sich Gottes Hand gegen seines Volkes *Feind*. Dieses aber darf frohlocken. Jehovah bedecket seines Landes, seines Volkes Schuld[3]).

Welche Gewißheit seines Gottes, welche Vertrautheit mit Ihm hat Mosis Thun und Denken durchdrungen! „Er hielt den Unsichtbaren fest, als würde er ihn sehen".

---

[1]) 5. Mos. 32, 3 f. [2]) V. 5—35. [3]) V. 35—43.

5.

Wir schreiten um 440 Jahre hinab, aus dem 15. Jahrhundert vor Christus in das 11. Mosis letzten Worten stelle ich die letzten des David zur Seite. Jene sind gesprochen jenseits des Jordans, östlich von Jericho, diese in Jerusalem.

Josua, der Kriegsmann, welcher seinem Volke das verheißene Land eroberte, war treu gegangen auf Mosis Weg. Aber nicht lange nach seinem Tode begannen die von Moses gezeichneten Abtrünnigkeiten. Dazu eine Zersplitterung des Volks in seine einzelnen Stämme, die es den Feinden ringsum leicht machte, Israels Meister zu werden. Von Erfüllung jenes Wortes am Sinai, „ein Königreich sollt ihr mir sein“ war die Wirklichkeit weit entfernt. Davon zu schweigen, daß es sollte ein Königreich „von Priestern“ sein. Erst in Samuel lebte Mosis Geist mit solcher Macht auf, daß alle Stämme ihm Folge leisteten zurück auf Mosis Weg. Durch Samuel ward David zum König gesalbt.

Wie oft mochten in diesen vier Jahrhunderten die Getreuen im Lande in derselben Trauer wandeln, in welcher Moses, so lange er hinter seinen Schafen ging, „wo sind nun die Verheißungen des Gottes Abrahams, wie verborgen ist sein Weg“! Durch David aber ward Israel wirklich zu einem Königreich. Und zu einem solchen, für dessen König Jehovah galt. Davids nach seinem Ehebruch und Mord gesprochenes Bußgebet, in dessen Worte noch heute redliche Christen ihre tiefste Buße fassen, ist Zeugnis dafür, daß selbst sein tiefster Fall ihn führte zu um so innigerem Gottes-Dienst[1]).

Sogar für das Königreich „von Priestern“ schien eine Verwirklichung zu beginnen in Davids Vergeistigung des Opferdienstes durch das heilige Lied[2]).

---

[1]) Vergl. Psalm 51, 1 ff. und 2. Sam. Kap. 11. [2]) Vergl. 1. Chron. Kap. 17.

Der Kern von Davids letzten Worten ist dieser: „der Geist Jehovahs redet in mir und sein Wort ist auf meiner Zunge; es hat gesprochen der Gott Israels, zu mir hat geredet der Fels Israels von einem Herrscher über die Menschen, einem gerechten, einem Herrscher in Gottesfurcht; wie Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, ein wolkenloser Morgen, wenn's nach Sonnenschein, nach Regen aus der Erde grünt. Denn nicht gering ist mein Haus bei Gott, sondern einen ewigen Bund hat er mir gesetzt, wohlgeordnet in Allem und verwahrt. Denn all mein Heil und alle Huld wird er sie nicht sprossen lassen?"[1])

Davids und Mosis letzte Worte gleichen sich darin, daß beide den Gott Israels als einen Felsen preisen, und beide sich bezeichnen als entsprungen aus göttlicher Eingebung. Aber wie hoch darf sich Davids Hoffnung über die des Moses schwingen! Der scheidende Moses hat den Trost, wenn das abtrünnige Israel, von Gott geschlagen, bußfertig aufblicke zu Ihm, werde er es wieder aufnehmen in seinen Bund. Dagegen steht vor Davids Zukunftsblick ein Morgen ohne Wolken, ein Mann, welcher herrschen wird in vollkommener Gottesfurcht, und zwar ein Mann, der entsproßt ist aus Davids Haus.

Wie war David zu dieser Hoffnung gekommen? Als er dem Propheten Nathan seinen Wunsch ausgesprochen hatte, für die Lade des Bundes, demnach für die Gegenwart Gottes, statt der schlichten Hütte ein würdiges Haus zu bauen, mußte ihm dieser erwiedern, daß Gott vielmehr dem David ein Haus bauen wolle, „beständig soll sein dein Haus und dein Königthum in Ewigkeit[2])". Eine Verheißung, die dem David um so größer sein mußte, weil Israels erster König, Saul, nicht einmal auf seinen Sohn den Thron hatte vererben dürfen. Selbstverständlich wurde sie oftmals der Gegenstand von

---

[1]) 2. Sam. 23, 2—5. [2]) 2. Sam. 7, 4—16 vgl. mit 6, 17; 7, 2.

Davids Danken, Forschen, Beten. Davon schloß sich, daß Gottes Geist dem David auslegte, was Nathans Mund ihm angekündigt hatte.

Schien die Ankündigung zu zielen auf eine endlose Reihe von Herrschern, so lautete die Auslegung auf einen Herrscher von vollendeter Gottesfurcht, dessen Herrschaft deshalb endlos sei.

6.

Abermals schreite ich um ein halbes Jahrtausend hinab. 1015 vor Christus Davids Tod, 588 vor Christus Jerusalems Zerstörung durch Nebukadnezar, den König Babylons. Dann durch ein halbes Jahrhundert hin Gefangenschaft Israels in Babylon.

Wer muß nicht das Herzeleid des heimwehkranken Volkes tief nachempfinden beim Lesen des Liedes jenes Heimgekehrten, „an den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten; unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind. Denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserem Heulen fröhlich sein: Lieber, singet uns ein Lied von Zion. Wie sollten wir Jehovahs Lied singen im fremden Lande? Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen, meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein[1])".

Und auf welche Fluth von Ungerechtigkeiten, durch die Herrscher den Geknechteten angethan, muß man zurückschließen aus der Zornesgluth, die noch nach der Heimkehr in des Dichters Herzen lodert: „Du verstörte Tochter Babel, wohl dem, der dir vergilt wie du uns gethan! wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an dem Stein[2])"!

Jerusalem mit seinem Tempel zerstört, der Davidserbe und sein Volk in das Land des heidnischen Weltherrschers

---

[1]) Psalm 137, 1—6. [2]) V. 8. 9.

geschleppt — wo war nun der wolkenlose Morgen, auf welchen der sterbende David gehofft hatte? Und wo Jehovahs ewiger Bund mit Davids Haus?

Und doch ist gerade in dieser Gefangenschaftszeit in neuer Weise in das Licht gestellt worden, wie hoch Israel durch die Offenbarung seiner Geheimnisse von Gott begnadigt sei.

Das 53. Kapitel des Buches Jesaias von dem gerechten Knecht ohne Gestalt und Schöne, der unsere Krankheit trug, ist jedem Bibelfreunde vertraut; um so unbekannter das meiste der Kapitel 40 bis 52, dieser Vorhallen zu jenem Heiligthum. Sie sind es, auf welche jetzt unser Blick sich richten soll.

Nebukadnezars gewaltiger Geist hatte die babylonische Macht an die Spitze der damaligen Welt gestellt. Aber kaum waren (561 vor Christus) seine Augen geschlossen, so trat fünfzig Meilen nordöstlich von Babylon ein neuer Held auf den Plan: der Perser Cyrus bemächtigte sich (im Jahre 558) des Throns der Meder und ihrer Hauptstadt Ekbatana. Neun Jahre hernach führte er sein siegreiches Heer nach Westen bis zum griechischen Meer. Im Osten unterwarf er die Landschaften am Oxus und um Herat, wo heute die Engländer und Russen so eifersüchtig sich gegenüberstehen. Was Jehovah mit dem Auftreten dieses Helden bezweckt, ist vom Geiste Gottes einem in Babylonien gefangenen Israeliten enthüllt worden. So ist das Trostbuch[1]) entsprungen, welches von den Sammlern der alttestamentlichen Schriften als Kap. 40—66 den Weissagungen des Jesaias angeschlossen wurde. Israel, die einstmals so schöne Blume ist verwelkt, denn Jehovahs Hauch hat sie angeweht, aber Gottes Verheißungswort vergehet nicht[2]). Wer hat diesen Mann vom Osten her und von Mitternacht her erweckt, dem Heil begegnet auf jedem Schritt? Wer giebt Nationen vor ihm preis und läßt ihn

[1]) Vgl. Jes. 40, 1 „tröstet, tröstet mein Volk". [2]) 40, 7. 8.

Könige niedertreten[1])? Zweifelsohne hat der Gott diesen Helden erweckt, durch welchen sein Kommen voraus verkündigt worden ist. Durch Weissagung erweist sich Gott als den lebendigen Gott, als den Lenker der Völkergeschichte. Können nun die Heiden von einem ihrer Götter sagen, daß er dieses Mannes Kommen geweissagt habe? O, die sind alle stumm[2]), mit Mühsal bereitet durch des Schmieds und Zimmerers Hand[3]). Jehovah aber hat es Zion kund gethan — siehe, siehe da ist es nun[4]). Denn derselbe Prophet Jeremias, durch welchen von Nebukadnezars erstem Auftreten an sein Zertrümmern Jerusalems verkündigt wurde, hat auch geweissagt die über Babel kommende Zertrümmerung. Und zwar durch ein Volk vom Norden her, durch der Meder Volk[5]). Nicht mehr als siebzig Jahre sollen seit Nebukadnezars Regierungsantritt verfließen bis zu Babels Zertrümmerung[6]). Und schon ein Jahrhundert zuvor hat des Jesaias Ohr das Getöse der Meder vernommen, welche über Babel sich stürzen[7]), des Jesaias Auge die Reiter der Meder und Elamiter[8]) geschaut, welche gegen Babel sprengen, ihre Götzenbilder zerschmettern werden[9]). Denn der jetzt aufgetretene Perser Cyrus ist der Fürst, dem diese Meder zu Dienste stehen. Dem Würmlein Jakob, den Leutlein von Israel, die am Euphrat und Tigris in der Knechtschaft wohnen, ist bange, ob der neue Held über sie mit neuen Geißelschlägen komme[10]). Sie sind ein geplündertes, ausgeraubtes, deshalb ängstliches Volk[11]). Aber jetzt ist nicht Fürchtenszeit. „Ich bin mit dir", spricht Jehovah zu dem Haufen der Gefangenen, sei nicht bange, denn ich bin dein Gott[12])" Diesen Cyrus hat sich Jehovah zum Hirten und

[1]) Jes. 41, 2 und 25. [2]) 41, 22—26. [3]) 44, 12 ff., 46, 6 f. [4]) 41, 27; 42, 9; 46, 9 ff. [5]) Jerem. 50, 2 f.; 18, 41; 51, 11. 28. 48 vergl. mit 9, 25. [6]) 25, 1. 11; 29, 10. [7]) Jes. 13, 4. 17. 19. [8]) Die Elamiter wohnten zwischen Susa und Persapolis. [9]) 21, 2 und 7—9. [10]) 41, 14. [11]) 42, 22. [12]) 41, 10; 43, 1; 44, 2.

Gesalbten bestellt und sendet ihn um Israels willen mit seinem Kriegsheer nach Babel, daß Babels Bewohner eilig sich flüchten ihren Schiffen zu[1]). Und zu Jerusalem wird Cyrus sagen: sie soll gebauet, der Tempel gegründet werden[2]). Denn Gott hat noch große Dinge vor mit seinem Knechte Israel. Das ganze aus Jakob entstammte Volk hat er sich zu seinem Knecht erwählt[3]). Aber freilich dieses Volk ist ein blinder Knecht, ein tauber Bote. Dem Bekenntnis zu Jehovah fehlt die Redlichkeit. Selbst Götzendienst trifft man noch bei ihnen an[4]). Dennoch hat Jehovah einen Knecht, der die Lust seiner Seele ist, einen rechten Israel[5]). Während Cyrus mit den Schrecken des Kriegs über Babel stürmt, weil Israel frei werden muß, setzt Jehovah diesen Knecht, der die Lust seiner Seele, zum sanftmüthigen[6]) Mittler des Bundes mit dem Volk Israel, zugleich zum Licht für die Völkerwelt, zu öffnen die blinden Augen[7]). Denn vor Jehovah wird sich beugen jegliches Knie, ihm schwören jegliche Zunge[8]). Wohl scheint der Knecht eine Zeitlang vergeblich sich zu mühen und muß viele Verachtung tragen, es kommt aber doch der Tag, da Jehovah ihn erhört, daß er seinem Volke das Land aufrichtet und bis an das Ende der Erde bringt Gottes Heil, daher Könige vor ihm aufstehen, Fürsten sich vor ihm niederwerfen[9]). Auch Schläge und Speichel muß er dulden, läßt sich aber nicht irre machen[10]). Selbst in gewaltsamen Tod stößt man ihn hinab, aber es ist seines Volkes Schuld, die Gott auf ihn legt, und nach der Tödtung darf er sich des Heiles freuen, das er für Viele durch sein Schuldopfer zu Stand gebracht[11]).

Ich habe die Kapitel 40 ff. die Vorhallen genannt zu dem in 52, 13 bis 53, 12 aufgethanen Heiligthum. In den nunmehr folgenden wird mit Jubel und immer neuem Jubel

[1]) Jes. 44, 28; 45, 1 ff.; 43, 14. [2]) 44, 28; 45, 13; 48, 14. [3]) 41, 8; 44, 21. [4]) 42, 19; 48, 2. 5. [5]) 42, 1; 49, 3. [6]) 42, 2. 3. [7]) V. 6. 7. [8]) 45, 23. [9]) 49, 4—13. [10]) 50, 6 ff. [11]) 52, 13—53, 12.

die heilvolle Wirkung geschildert, welche aus des gerechten Knechtes Opfertod sich ergiebt. Welch reiche Mutter wird nun Zion, das zuvor verstoßene Weib! Ihre Stadt mit Edelsteinen gebaut[1]). Jehovah selbst geht als strahlendes Licht über ihr auf; darum strömen alle Völker zu ihr[2]). Auch Himmel und Erde werden neu[3]).

Man möge aber nicht übersehen, daß der ewige Bund, welchen Jehovah nunmehr schließt mit seinem Volk, nach Kap. 55, 3 nichts anderes ist als die Gnade, welche dem David zugesagt ward. Auf einen wolkenlosen Morgen hat David hinausgeschaut, Jehovah selbst geht nach Kap. 60, 1 ff. über Zion auf als sein Licht.

Des Cyrus Eroberung Babylons ist im Jahre 538 erfolgt, eilf Jahre nach seinem Zug zum griechischen Meer. In der That hat er dem gefangenen Israel die Heimkehr gewährt.

Nun kann ich auf das vorhin Gesagte zurückkommen, die Gefangenschaftszeit habe in neuer Weise in das Licht gestellt, wie hoch Gott Israel durch Offenbarung seiner Geheimnisse begnadigt habe. Denn drei Jahrzehnte nach Jerusalems Zerstörung ward der beginnende Siegeslauf des Cyrus zum Zeichen, daß Gott werde erfüllen, was ein volles Jahrhundert vor Jerusalems Sturz der Mund des Jesaias vom Sturze Babels durch die Meder geweissagt hatte. Eben dieses Auftreten des Cyrus ward zugleich der Anlaß zur Weissagung von dem innerlichen Wirken des gerechten Knechtes, seinem Erleiden des stellvertretenden Opfertodes und dem daraus entsprießenden Heil[4]). Wie trefflich hat sich hierin das kühne Wort bewährt, welches der Prophet

---

[1]) Kap. 54 und 62. [2]) Kap. 60. 66, 10 ff. [3]) 65, 17 ff. [4]) Siehe die Unterscheidung des vormals Verkündigten, was nun eingetroffen, und des Neuen, was jetzt erst geweissagt wird in Kap. 42, 9 und 48, 3 ff. Luthers Übersetzung hat diesen Unterschied verwischt.

Amos in der Mitte zwischen Davids Heldenzeit und des David'schen Hauses Gefangenschaft ausgesprochen hat. „Nichts thut der Herr Jehovah, er offenbare denn sein Geheimnis seinen Knechten, den Propheten[1])“. Die Heidenvölker gingen blind ihren Weg, sproßten auf und verwelkten, ohne zu ahnen, was ihre Geschichte für die Menschheit zu bedeuten habe; für Israel ward durch Gottes Offenbarung das Geheimnis der Geschichte licht.

7.

Blicken wir von Moses, David, dem babylonischen Jesaias zurück zu dem Manne der Sehnsucht am Indusstrom — welcher Gegensatz! Dieser vermag trotz redlichen Ringens nicht einmal das mit sicherer Klarheit zu erfassen, daß die Gottheit ein überweltliches Wesen ist — ihre Heimat sei vielleicht dort, von wo die Wolken kommen — noch weniger ist ihm bekannt, ob Gott sieht auf das Menschenvolk, und ob der Gerechte dem Ungerechten vergiebt; Moses ist durch Erlebnis vollkommen gewiß, daß Gott ist der „Ich bin, der ich bin“, und daß er der König geworden ist über Israel und seine Gegenwart hat inmitten seines Volkes. Bei David tritt die Erkenntnis hinzu, Gottes Regieren in Israel werde zur Vollkommenheit kommen durch einen Mann aus Davids Geschlecht. Beim zweiten Jesais die Kunde, durch Sterben an des sündigen Volkes Statt werde der Knecht nach dem Herzen Gottes erringen seines Volkes und aller Völker Heil. Siehe hier, was das zu bedeuten hatte, daß Gott sein Geheimnis in Israels Mitte geoffenbaret hat!

8.

Aber als nach nochmals sechshundert Jahren Jesus kommt, wird all dieser Glanz des alttestamentlichen Offen-

[1]) Jes. 3, 7.

barens für Dämmerung erklärt. Denn Jesus spricht: Niemand erkennt den Vater als nur der Sohn und wem der Sohn will offenbaren[1]).

So hatten denn auch Moses, David, Jesaias den Vater noch nicht erkannt? Und doch ruft Moses in jenem Abschiedslied seinem Volke zu: „ist Jehovah nicht dein Vater, der dich gemacht hat[2])?" Und Jesaias betet so innig, „Abraham weiß Nichts von uns, und Israel kennet uns nicht, du aber Jehovah bist unser Vater[3])".

In der That erklärt Jesus in seinem Abschiedsgebet das Offenbaren des Namens Gottes, des Vaternamens, für das Werk, welches während seines Erdenlebens von ihm vollbracht worden sei[4]). Wozu diesen Namen offenbaren, es sei denn, daß er bisher noch nicht offenbar war?

Das Verhältnis ist ähnlich in Betreff des Königreichs. Moses singt schon nach dem Durchzug durch das Meer von Jehovahs Königthum über Israel[5]), Jesus aber spricht zu seinen Jüngern, ihnen sei es gegeben, durch Jesum zu hören die „Geheimnisse" des Königreichs[6]).

Auch hat Jesus den Jüngern bezeugt, viele Propheten und Könige haben sehen und hören wollen, was die Jünger sehen und hören, und haben es nicht gesehen und gehört[7]). Von dem Täufer, den er den größten der Propheten nennt, hat er gesagt, der Kleinste im Himmelreich sei größer denn er[8]).

Nicht minder groß erscheint bei den Aposteln der Abstand zwischen dem alten und neuen Licht. Johannes schreibt: Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborene Sohn, der in des Vaters Schoß, der hat es uns ausgelegt[9]). Niemand, also auch Moses nicht. Der Schlußakkord des Römerbriefes beginnt: „dem der euch stärken kann in meinem Evangelium und der

---

[1]) Matth. 11, 27. [2]) 5. Mos. 32, 6. Vergleiche auch V. 18, der dich gezeuget hat. Und V. 19 seine Söhne und Töchter. [3]) Jes. 63, 16. [4]) Joh. 17, 6 vergl. mit 1. [5]) 2. Mos. 15, 18. [6]) Matth. 13, 11. [7]) Luk. 10, 24. [8]) Matth. 11, 11. [9]) Joh. 1, 18.

Predigt Jesu Christi, in der Offenbarung eines Geheimnisses, das in ewigen Zeiten verschwiegen war, nun aber kundgethan ist[1])" . . Also erst durch Christi Predigt das Geheimnis, das tief verschwiegene, offenbar!

Was ist denn dieses Unerhörte, davon erst Jesus die Kunde gebracht hat, da doch schon Moses Jehovah als den Vater, David als den Hirten pries, bei dem Nichts mangle[2]), Jesaias von Jehovah rühmen darf, daß er Israels Sünde tilge wie eine Wolke und alle Völker in ihm finden sollen die Fülle der Gerechtigkeit[3])? Dieses Unerhörte ist das „Also" der göttlichen Liebe zur Welt, ihr zu geben seinen eingeborenen Sohn. Nimm das Gekommensein des Heilandes vom Himmel hinweg, laß ihn nur sein den aus dem Erdreich aufgesproßten Knecht, so ist jenes Unerhörte dahin.

„Niemand erkennt den Vater als nur der Sohn und wem der Sohn will offenbaren". Nur der Sohn, welcher von sich wußte „ich bin ausgegangen von dem Vater und gekommen in die Welt[4])", hat diese Tiefe der göttlichen Liebe durchschaut, daß sie auch des eingeborenen Sohnes nicht verschont hat[5]). Nur der Sohn konnte also offenbaren, was es sei um Gottes Vatersein. Daß Gottes Liebe ein Opfer gebracht hat, ist das Geheimnis, welches in ewigen Zeiten verschwiegen war, nun aber geoffenbaret ist.

Der aber seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern für uns alle ihn dahingegeben hat, wie sollte er mit ihm nicht Alles uns schenken? Der Sohn Gottes ist nicht dazu Mensch geworden, um nach drei Jahrzehnten des Wohnens inmitten der Menschen sie wieder einsam zu lassen. Wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, ist er in ihrer Mitte[6]). Um zu uns zu kommen, ist er zum Vater gegangen. „An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ihr in

---

[1]) Röm. 16, 25. [2]) Psalm 23. [3]) 44, 22; 45, 24. [4]) Joh. 16, 28. [5]) Röm. 8, 32. [6]) Matth. 18, 20.

mir und ich in euch". Und wo Christus selbst ist, da ist auch Christi Geist[1]). Deshalb erhält in Christi Mund auch das Reden vom Königreich Gottes einen neuen Sinn. Himmelreich nennt er das Königreich. Kräfte aus dem himmlischen Heiligthum kommen durch Christi Wort und Geist in die Menschenseelen. Das durch David in Israel gegründete Königreich Gottes war doch nur irdischer Art, die Gesetze, denen die Bürger gehorchten, betrafen das auswendige Leben. Desgleichen die Güter, welche den Bürgern gegeben wurden. Die Herzen blieben die alten. Dagegen das von Christus gebrachte Königreich ist innerlich und kommt aus Christi Geist, ist Gerechtigkeit, Friede, Freude im heiligen Geist. Daher bezeichnet Jesus sein Reden von Gottes Königreich als ein Reden von den Geheimnissen des Reichs[2]). Wie sind selbst die Zwölfe so ungeschickt gewesen, diese Reden zu verstehen[3]). Denn erst nachdem die Jünger den Geist empfangen hatten, wurde das von Jesus Geredete in ihnen zu lebendiger Wirklichkeit und erst aus dem Erleben entspringt das Verstehen. Man denke etwa an das Gleichnis vom Schatz im Acker[4]): erst wer durch den heiligen Geist Alles, wovon Jesus hier redet, erlebt hat, kann recht verstehen, was der Acker ist und was der Schatz, was das Finden und das Verbergen des Schatzes, was das Verkaufen von Allem und das Kaufen des Ackers.

9.

Wie tief der Geist des Paulus davon durchdrungen war, Offenbarung eines von Ur an verborgenen Geheimnisses sei die Predigt Christi gewesen, wurde vorhin aus dem Schlußworte des Römerbriefs entnommen. Aber es ist der Mühe werth, auch seine andern Aussprüche über „dies

---

[1]) Joh. 14, 18 ff., 16, 7. 16. [2]) Matth. 12, 28. Röm. 14, 17. Luk. 8, 10. Matth. 13, 11. [3]) Mark. 4, 13. [4]) Matth. 13, 44.

Geheimnis Gottes“ anzusehen. Apostel oder Evangelist sein bedeutet ihm: Haushalter sein über Gottes Geheimnisse.[1]) Wie der Haushalter den Hausgenossen das Brot[2]), so müssen Apostel und Evangelisten den Menschenseelen die selige Kunde austheilen, welche durch des Sohnes Kommen enthüllt worden ist. Das Reden von dem „Geheimnis Christi“ hat den Apostel in sein Gefängnis gebracht, sein Offenbaren dieses Geheimnisses muß aber trotz seiner Bande weitergehen.[3]) Für den natürlichen Menschen bleibt freilich des Apostels Offenbarmachen ein Reden „in Geheimnis“, man muß des heiligen Geistes Jünger geworden sein, die Weisheit als Weisheit zu nehmen.[4]) Wie ringt des Paulus Seele im Gebet um das Zusammengebrachtwerden aller Glieder der Gemeinden zur Erkenntnis des Geheimnisses des Gottes Christi![5]) Alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis sind in diesem Geheimnis verborgen.[6]) Bisweilen wird aber das Herz des Apostels von Einem der Wege oder Ziele Gottes mit solcher Macht ergriffen, daß er auf diese speciell die Bezeichnung „Geheimnis“ überträgt. In 1. Tim. 3, 16 blickt er auf den Weg, den Gott mit Christus selber ging. „Der, welcher geoffenbaret wurde im Fleisch, ist gerechtfertigt worden im Geist; ist erschienen in der Engel Mitte, gepredigt worden in der Heiden Mitte; ist geglaubt worden in der Welt, aufgenommen worden in Herrlichkeit.“ Dieser Weg sei das Geheimnis, dessen Großheit jeder Mund bekennen, vor dem alle Gottesfürchtigen sich beugen müssen.[7]) Um dieses geist-

---

[1]) 1. Kor. 4, 1. [2]) Luk. 12, 42. [3]) Kol. 4, 3. Eph. 6, 19 f. [4]) 1. Kor. 2, 7 vergl. mit V. 14 ff. Die wörtliche Übersetzung des V. 7 lautet: „aber wir reden Gottes Weisheit in Geheimnis, die verborgene, welche u. s. w.“ [5]) Kol. 2, 2 — nach der wahrscheinlichsten Lesart. [6]) V. 3. [7]) Unter Zugrundlegung der bestbezeugten Lesart lautet nämlich die genaue Übersetzung des Verses, und nach einstimmigem Bekenntnis groß ist das Geheimnis der Gottesfurcht: der, welcher geoffenbart wurde im Fleisch 2c.

volle Wort zu verstehen, müssen wir auf die drei Gegensätze achten: Fleisch und Geist: Engel und Heiden; Welt und Herrlichkeit. Man kann denken: eine seltsame Offenbarung dessen, der vom Himmel kam, diese Offenbarung im Fleisch, — denn wer konnte an dem Kindlein in der Krippe, selbst noch an dem Manne, der nicht hatte, wo sein Haupt hinlegen, erkennen die göttliche Wesenheit? Aber aus der Auferstehung ist er als Gottes Sohn in Macht gerechtfertigt worden im Geist?[1]) Dann erschienen inmitten der Engel im Himmel, welche allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters sehen, und zugleich gepredigt inmitten der Heiden, welche ohne Gott ihren Weg hingehen, ja geglaubet in dieser unteren Welt des Todes und aufgenommen in der oberen Welt der Herrlichkeit: in der Höhe und Tiefe ward er der Mittelpunkt. Also der Weg, den Gott mit Christus ging, ein Geheimnis, weil ein dem natürlichen Menschensinn verhüllter und doch göttlich weiser Weg. Dagegen ist es in Eph. 1, 9 f. des Weltregenten letztes Ziel, was der Apostel unter dem Geheimnis Gottes versteht: „Gott hat uns wissen lassen das Geheimnis seines Willens nach seinem Wohlgefallen, das er sich vorgesetzt hat in Bezug auf die Verwaltung der Zeitenfülle, zusammenzufassen das All in Christo, beide das im Himmel und auf Erden ist". Christus hat gesagt: ich bin der Weg, ich die Wahrheit, ich das Leben; hinwiederum: mir ist übergeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; hat auch die Engel seine Engel genannt; — so wissen wir, daß in der Fülle der Zeiten, nämlich nach Mündung der Zeitenströme in die Ewigkeit, Alles im Himmel und auf Erden sein muß eine um ihn als die Sonne wandelnde Planetenwelt.

Noch ist zu bemerken, daß Paulus selbst gewürdigt ward, etliche Geheimnisse zu offenbaren, das ist: etliche Punkte des den Himmel und die Erde, die Zeiten und die Ewigkeit

[1]) Vergl. Röm. 1, 4.

in sich beschließenden Rathschlusses Gottes, nachdem sie bis dahin noch verborgen waren, kund zu thun. Denn Christus hatte ja den Jüngern noch nicht Alles sagen können, weil sie Vieles während seines Erdenwandels noch nicht tragen konnten. Den Ephesern schreibt Paulus „in Offenbarung ist mir zu wissen gethan das Geheimnis . . . daß die Heiden Miterben seien und miteingeleibet und mittheilhaftig der Verheißung in Christo durch das Evangelium“.[1]) Daß alle Völker dereinst in Jehovah finden sollen die Fülle der Gerechtigkeit ist schon im Jesaias ausgesprochen;[2]) aber es mochte scheinen, dem werde vorangehen der Völker Anschluß an Mosis Gesetz;[3]) das Berufensein der Heidenvölker zum Seligwerden ohne Gesetzeswerke, sobald sie nur an Christum gläubig geworden, ist erst dem Heidenapostel durch Gottes Geist zur Klarheit gekommen. Von dieser großen Thatsache ist er denn auch so übernommen, daß er „das Sein des Christus inmitten der Heiden“ kurzweg das von den Äonen her verborgene, nun aber den Heiligen kundgethane Geheimnis nennen kann.[4]) — Den Korinthern sagt dieser Apostel das Geheimnis von der Verwandlung Derer, welche bei Christi Wiederkunft noch auf Erden leben werden, den Römern das Geheimnis von der Bekehrung Israels nach geschehenem Eingang der Fülle der Heiden in Gottes Reich.[5])

10.

Nach diesem Überblick über Gottes stufenweises Offenbaren seines Geheimnisses — er ist freilich eilig genug, weil ich zwischen Moses und David, zwischen David und dem zweiten Jesaias, zwischen diesem und Christus jedesmal ein halbes Jahrtausend übersprungen habe —, nach diesem Über-

[1]) Eph. 3, 3—6. [2]) 45, 23 f. [3]) Micha 4, 2; Jes. 2, 3; Sacharjä 14, 16 ff. [4]) Kol. 1, 26 f. [5]) 1. Kor. 15, 51; Röm. 11, 25.

blicke muß ich noch die Frage thun, ob Gott uns jetzt wirklich nicht mehr geheimnisvoll sei sondern offenbar?

Viele werden sagen: o sehr geheimnisvoll! Sie gedenken an so manche ihnen geknickte Hoffnung, so manches verlorene Gut, vielleicht auch an solches Herzeleid, darunter nicht ihr äußerer allein, sondern auch der innere Mensch zu Schaden kam. Und neben den Dunkelheiten des privaten giebt es so schwere Finsternisse des öffentlichen Lebens. Ferner: wie oftmals steigt der Seufzer „Hüter ist die Nacht schier hin?“ aus Denen auf, welche ein Herz haben auch für die Heidenvölker, für Afrika's oder China's durch ungezählte Menschenalter sich forterbende Noth! Um nichts zu sagen von jener Knechtschaft der Eitelkeit, mit deren Joch die untermenschliche Kreatur seit vielen tausend Jahren beladen ist.

Und dennoch muß es dabei bleiben: für Christen ist Gott nicht mehr ein geheimnisvoller, sondern ein offenbarer Gott.

Genauer gesprochen: bei den Christen ist das Nichtverstehen Gottes anderer Art als bei Denen, die außerhalb des Kreises seiner Offenbarung stehen. Christen brauchen nicht mit jenem Indier zu fragen: wer ist der Gott, dem unsere Opfer gelten? Auch in den Tagen, da sie die schmerzvollsten Opfer bringen müssen, lautet ihr Ruf: wohl mir, daß ich den Gott kenne, der dieses Opfer von mir verlangt!

Christen wissen zwar oftmals nicht, warum die Liebe Gottes diesen Weg einschlägt, welchen sie einschlägt, indem sie den Zusammenhang nicht sehen zwischen diesem Weg und dem zu erreichenden Ziel, nach menschlichem Ansehen der Weg vielmehr hinwegführt von dem Ziel. Aber Christen wissen, daß Gott immer ist der „ich bin, der ich bin“, deshalb der Fels, und daß er immer die Liebe ist, deshalb seine Wege stets sein müssen die geradesten zum Ziel.

Ferner: der Christen Nichtverstehen der Wege Gottes ist doch nur ein theilweises Nichtverstehen, dem ein theilweises Verstehen zur Seite geht. Sie merken etwa wohl, daß die

ihnen widerfahrene Beraubung geeignet ist, sie von ihrer Weltseligkeit zu befreien, und ihr Nichtverstehen beschränkt sich darauf, zu meinen, so sehr hart hätte die Hand Gottes nicht nöthig gehabt sie zu schlagen, als es doch nun geschehen, auch ein milderer Schlag hätte sie freigemacht. Eine Meinung, welche aus unserem großen Vertrauen zu uns selbst gar schnell entspringt.

Übrigens sind in der That nicht alle Wege Gottes einfach aus seiner Liebe zu verstehen. Die Offenbarung redet ja auch von Gottes Zorn. Moses hat gewußt, warum er das Hinsterben jenes aus Ägypten gekommenen Geschlechts in der Wüste aus Gottes Zorn gedeutet hat: Dies war Gottes eigene Auslegung. Und Paulus hat in demselben Briefe, darin er schreibt: Gott preiset seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren, — das Elend der Heidenwelt für eine Offenbarung des Zorns erklärt.[1]) Wie könnte auch Jemand, der von Gottes Zorn nichts weiß, die Trauergeschichte, z. B. der afrikanischen Völker zurechtlegen? Zugleich aber wissen wir, daß der Zorn nicht ewig währen will, „kehre dich doch wieder zu uns“, betet Moses am Schluß jenes Psalms. „Die Rache ist mein, ich will vergelten“ heißt es nicht bei diesem strengen Gesetzgeber allein, sondern auch bei dem Apostel der Gnade von Gott[2]). Aber so lange die Menschheit noch in der Entwicklung ist, ist Gottes Zorn ein Liebeszorn.

Ich sage: ein offenbarer Gott sei Gott für die Christen. Wohl ruft Paulus aus: wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Aber nicht so meint er dies, daß sie wie dunkle Fluthen ihm erscheinen würden, in die kein Auge dringen könne, sondern umgekehrt: durchsichtige Wasser sind sie ihm, nur freilich von solcher Tiefe, daß sein Blick nicht dringt bis auf den Grund.

---

[1]) Röm. 5, 8; 1, 18. [2]) Röm. 12, 19 vergl mit 5. M. 32, 35.

Denn unmittelbar zuvor schreibt er: o, welch eine Tiefe beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Und weiter zurück: Gott hat Alle (die Juden wie die Heiden) beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich über Alle (die Heiden wie die Juden) erbarme. Dieses Licht ist ihm aufgegangen durch jene Offenbarung, nach Eingang der Fülle der Heiden werde auch das verstockte Israel noch gerettet werden. So lobpreist er nun Gott darüber, daß seine Wege so licht seien. Nur daß das Menschenauge nicht die ganze Lichtfülle fassen könne![1])

Schon bei jenem hoch erleuchteten Propheten in Babylonien treffen wir diesen Sinn. Inmitten der Aufschlüsse, die er empfängt über Gottes Sendung des Cyrus — damit Jerusalem und der Tempel gebauet werde — ruft der Prophet: „fürwahr du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, ein Heiland".[2]) Das will nicht sagen, man könne Nichts verstehen von Gottes Weg, müsse blind ihn gehen, sondern im Gegentheil: „wer von uns hat geahnt, wie lichtvoll dein Weg, wenn man nur ein Auge hat, das Licht zu sehen; aber so tiefgründend ist die Weisheit deines Wegs, daß wir sehend doch nicht die ganze Tiefe sehen".

So hat auch das in dieser Weissagung folgende Wort: „so hoch die Himmel über der Erde sind, so viel höher sind meine Wege als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken"[3]) nicht diese Meinung, daß die Kinder Gottes verzichten müssen auf das Verständnis der Gedanken und Wege, die ihr Vater hegt und geht, sondern daß so hoch ihr Denken von der Liebe Gottes sich schwingen möge, der Flug seiner Liebe selbst doch immer viel höher geht.

11.

Nur freilich nicht, als ob uns irgend einmal während unseres Pilgergangs die Klarheit göttlichen Offenbarens über

[1]) Römer 11, 33; 30—32, 25. [2]) Jes. 44, 28; 45, 13, 15, 17; [3]) 55, 8, 9.

das Glauben hinausheben könnte. Auch jene Männer Gottes, an welche die Offenbarungen Gottes und durch welche sie zu uns gekommen sind, mußten Männer des Glaubens bleiben. Gerade sie konnten nur bestehen, wenn sie die ganze Glaubenskraft zusammenrafften. Welcher Augenblick für Moses, da vor ihm das Meer, um ihn her das jammernde Volk, hinter dem Volk das Triumphgeschrei des Ägypterheers! Jener Mann, welcher nicht bloß Prophet sondern Herold und Täufer des Heilands war, mußte von dem Heilande die Antwort hören: Selig ist, der sich nicht ärgert an mir! Es ist merkwürdig zu beachten, wie die Reizungen zum Ärgernis in den verschiedenen Zeitaltern sich wandeln, die Nothwendigkeit aber, gegen die Gefahr des Ärgernisses sich zu waffnen, immer dieselbe bleibt. Welche Unwahrscheinlichkeit zur Zeit des Elias, daß der Jehovah des kümmerlichen Israel der lebendige Gott, der Baal des glänzenden Phöniziervolks ein Unding sei! Jeremias sollte den Jehovah bezeugen als das sichere Heil für Alle, die zu ihm ihre Zuflucht nehmen, und mußte selbst erleben, daß der redliche König Josias, dem es so tiefer Ernst um Jehovah war, den heidnischen Ägyptern unterlag. War es nicht als würde Gottes Arm den Mund des Jeremias zum Lügner machen? Dem Täufer war beides geoffenbart, der Christus werde mit Geist und Feuer taufen, und Jesus von Nazareth sei der Christus, vergeblich aber wartete er auf Jesu Taufen mit Geist und Feuer, vergeblich selbst dann, als ihn sein Eifer um Gott dem Gefängnis überliefert hatte: Der König nahm sich nicht seines Herolds an. Paulus wußte sich vom Herrn selbst berufen zum Heidenapostolat, aber sein Berufer überließ ihn den Geißeln der Juden, den Schlägen der Heiden, dem Toben der Meereswellen, zweijährigen Banden in Cäsarea, zweijährigen Banden in Rom. Dann die Jahrhunderte, da die heidnischen Kaiser, und die andern, da die christlichen Päpste unter tiefem Schweigen Gottes das Blut

der Märtyrer vergossen haben. Anderer Art ist, was seit den letzten Menschenaltern für Tausende den Anstoß des Glaubens bildet: Der Weltverlauf scheint so ganz natürlich, durch eherne Gesetze geregelt zu sein, daß ein von den Todten erstandener Heiland nicht möglich, auch Wahlfreiheit, Verantwortlichkeit, Verschuldung, Vergebungsbedürfnis des Menschen nicht glaublich sei. „Selig ist, wer sich nicht ärgert an mir.“ Wie könnte der Glaube erstarken, wenn er keine Anstöße überwinden müßte? Glauben heißt, den Gott, der sich geoffenbart hat, festhalten wenn er sich verbirgt. Hätte er sich nicht geoffenbart, wer könnte ihn festhalten? Wiederum aber: wer brauchte ihn festzuhalten, wenn er nicht sich verbergen würde? Gottfried Arnold singt: „Dein Fuß wird selten öffentlich gesehen, damit du siehst was sich im Herzen rege, wenn du in Dunkelheit mit uns willst gehn.[1]) „Damit du siehst.“ Ja wohl. Aber noch viel mehr „damit wir sehen“. Denn erst in der Dunkelheit sehen wir, ob, was wir für Glauben hielten, wirklicher Glaube war.



[1]) In dem Liede „So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen“.

Johann Balthasar Schupp,

ein guter deutscher Mann in böser deutscher Zeit.

Von Wilhelm Baur.

Wer war Johann Balthasar Schupp? so wird der geneigte Leser fragen, fast zweifelhaft, ob er weiter lesen solle. Ich gebe eine vorläufige Antwort, die hoffentlich zum Weiterlesen ermuntert. Johann Balthasar Schupp war ein guter deutscher Mann in böser deutscher Zeit.

Die böse deutsche Zeit ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges, sie hat Schupp vom Anfang bis zum Ende mit durchlebt. Deutschlands unaussprechlich trauriges Geschick, daß es die beiden bis in's innerste Leben hineinwirkenden unausgleichbaren Gegensätze „Evangelisch“ und „Katholisch“ in sich birgt, hatte zum entsetzlichsten Kriege geführt. Nach furchtbarem Ringen und langem Hinüber- und Herüberschwanken des Sieges brachte der Friede die Lehre, daß der Geist nicht mit dem Schwert erschlagen werden kann und daß „Evangelisch“ und „Katholisch“, auf demselben vaterländischen Boden zusammenwohnend, den Wettstreit des Geistes in der Weltgeschichte bis zum Weltgerichte weiterführen müssen. Diese Erkenntnis aber ward mit einem Lehrgeld bezahlt, wie kaum je zuvor oder hernach ein Volk eins

bezahlt hat. Das deutsche Land war zertreten und verwüstet, das deutsche Volk auf ein Viertel zusammengeschmolzen und mit unsäglichem Weh beschwert. Die Bildung hatte sich in Rohheit, der Wohlstand in Armuth verwandelt. Der wilde Abenteurer trieb seinen Hohn mit der frommen Sittsamkeit, aus tiefer Noth schrie die Furcht Gottes zum Himmel empor. Fremde Mächte gewannen Besitz im deutschen Reich, Deutschlands Macht schien für immer gebrochen. Sie brauchte Jahrhunderte, um wie Joseph trotz dem Wort der feindlichen Brüder: „Seht, da kommt der Träumer her, auf, laßt uns ihn erwürgen, da wird man sehen, was seine Träume sind", in Gottes Kraft sich wieder zu erheben.

In dieser bösen deutschen Zeit erwies sich Johann Balthasar Schupp als ein guter deutscher Mann. „Ein Mann ist viel werth in so theurer Zeit", ruft Schiller einmal aus. Deutschland hatte auch in den schlimmsten Tagen mehr als einen guten deutschen Mann. Es hatte, um neben Schupp, dem mächtigen geistlichen Redner und Schriftsteller, nur den größten geistlichen Dichter derselben Zeit zu nennen, Paulus Gerhardt. Dieser hat während des Krieges gebetet: „Schleuß zu die Jammerpforten und laß an allen Orten auf so viel Blutvergießen die Friedensströme fließen"; er ist beim Friedensschluß in den vollen Jubelton ausgebrochen: „Gottlob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort, daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und ihr Mord. Wohlauf und nimm nun wieder dein Saitenspiel hervor, o Deutschland, und sing Lieder im hohen vollen Chor"; er hat seinem Volke Lieder gesungen nicht nur im hohen, vollen Chor der großen christlichen Feste, er hat das gesammte große und kleine Leben seines Volkes weihend mit seinen Liedern begleitet — den Kreuzträgern den Triumphgesang geschenkt: „Mein Herze geht in Springen und kann nicht traurig sein, ist voller Freud' und Singen, sieht lauter Sonnenschein", beim Wiederaufblühen des Frühlings Gottes Lob aus den

Blumengärten deutscher Bauernweiber gesungen in voller Freude an „Narziß und Tulipan". Er war in der bösen Zeit, als das Evangelium verfolgt ward und Deutschland blutete, die reinste persönliche Verbindung von evangelischer Gottinnigkeit und deutscher Treuherzigkeit.

Neben ihm steht ein ganz Anderer von persönlicher Art, aber im Geiste verwandt, ebenbürtig an Gaben, Johann Balthasar Schupp. Ihm hat Gott helle Augen gegeben, mit denen er auf seinen Wanderungen sich ein klares Bild vom deutschen Land und Volk verschaffte; ein außerordentliches Gedächtnis, mit dem er Erlebtes und Gelesenes festhielt, um in jedem Augenblick aus reichem Schatz Altes und Neues hervorzuholen; ein ehrliches Herz, das allen Jammer der Gemeinde und des Volkes warm mitempfand; ein waches Gewissen, aus welchem er überallhin und nicht am wenigsten vor den Großen dieser Welt wie Nathan rief: Du bist der Mann! und wie Johannes der Täufer: Es ist nicht recht! Wie reich aber auch seine Welterfahrung war und wie treffend sein Mutterwitz zur Beleuchtung des Menschenlebens sich erwies: die Furcht Gottes war ihm doch der Weisheit Anfang und das Wort Gottes die Leuchte, unter die er Staatskunst, Erziehung, Handel, Geselligkeit, Hauswesen stellte. Und daß ich das Beste zuletzt ausspreche: er war ein guter Hirte der ihm anvertrauten Herde. Ich darf hoffen, den geneigten Leser mit solchem Lobe zur Begierde nach näherer Kunde von dem Manne gereizt zu haben und gehe zur Erzählung über.

Der gute deutsche Mann ist dem Stamm der Hessen entsprossen. Von denen rühmt ein anderer berühmter Hesse, Jacob Grimm, daß sie außer den Friesen der einzige deutsche Volksschlag seien, der mit behauptetem alten Namen bis auf heute unverrückt auf derselben Stelle haftet, wo seiner zuerst in der Geschichte erwähnt wird, und daß aus dieser Seßhaftigkeit mehr als eine Tugend fließe. Der tugendreiche

Hesse, von dem wir reden, ist in Gießen geboren und am 29. März 1610 getauft. Dort war sein Vater Rathsherr, sein Großvater von mütterlicher Seite, Johann Ruß, Bürgermeister. So gehört er, von seiner Geburt her durch und durch bürgerlich, der kräftigen Mitte des Volkslebens an. Von dieser aus hat er durch Geist und Tüchtigkeit mit vielen Männern des Adels die freundlichste Berührung gefunden, aber in Freundlichkeit und Leutseligkeit auch den kleineren Leuten allzeit mit Herz und Sinn sich zugewendet. So oft ich mir „das rothe Eckhaus“ am Markt zu Gießen, in welchem seine Wiege gestanden, wieder anschaue, kommt es mir wie eine Weissagung für des Knaben Zukunft vor: der alte Holzbau mit seinen Erkern urdeutsch; draußen auf dem Markt bewegtes Durcheinander der Bürger der Stadt und der Bauern von den Dörfern; in der Nähe ein Schloß des Landgrafengeschlechts, dem das Volk in deutscher und hessischer Treue ergeben war; durch den hohen Sinn des Landesherrn in der Stadt selbst eine hohe Schule; die Stadt mit Mauern und Thürmen gegen den Feind geschirmt; draußen aber der offene Blick auf Berge und Burgen; der muntere Fluß für die jugendliche Wander- und Werdelust Anreiz, aufwärts oder abwärts in die weite, weite Welt zu ziehen. Zunächst machte sich der Knabe die Mittel der Bildung zu nutze, welche die Vaterstadt bot. Er genoß den Unterricht in der städtischen Volksschule und nachher in dem Gymnasium illustre. Schon mit fünfzehn Jahren war er reif zur Universität. Er zog 1625 nach Marburg. Mit der dortigen Universität war in den Kriegsläufen die Gießener für eine Zeit lang vereinigt worden. Am 29. Dezember ist er immatriculirt worden. Ich stelle mir gern vor, wie der Jüngling im Elternhause mit den traulichen Stuben und Erkern noch einmal Weihnachten gefeiert, wie die Mutter zu Büchern und Kleidern ihm Kuchen und Würste gepackt, und wie er, bei der kleinen Entfernung Marburgs von Gießen, nicht gar zu traurig nordwärts

wanderte. Aber fast wehmüthig kann mich der Gedanke stimmen, wie der fünfzehnjährige Sohn eines edlen Hauses nun die Gemeinheiten des grade damals aufgekommenen Pennalismus, einer wahrhaften Seuche des Universitätslebens, zu schmecken bekam. Ein Pennal ist bekanntlich eine Federbüchse. Wie man heute noch einen Gymnasiasten Pennal nennt, so hießen damals die jungen Studenten so. Der Name wurde verächtlicher Weise von alten Studenten dem jungen Blut beigelegt, das noch die Collegia besuchte, die Feder aus dem Pennal nahm und dem Professor nachschrieb. Die alten Studenten dagegen hießen Schoristen, weil sie den jungen Studenten die Haare abschoren, auch sonst an ihnen allerlei Arges thaten, das Schererei genannt werden mag. Die Schoristen bemächtigten sich der Pennäle sofort beim Einzug in die Stadt, um Jahr und Tag mit List und Gewalt sie zu quälen. Die Pennäle mußten ihren noch gefüllten Geldbeutel für die Trinkgelage der Schoristen öffnen, bei den entsetzlich rohen Kneipereien aufwarten, einschenken, Stirnknupfen, Haarrupfen aushalten, sich gefallen lassen, daß die wüsten Bengel auf ihnen ritten wie auf Eseln — „so thut man die Pennäl agiren, wenn sie sich viel imaginiren." Auch sonst mußten die Pennäle den Schoristen zu willen sein als Abschreiber, Aufwärter, Begleiter, Boten, Musikanten, ja zu gradezu schändlichen Dingen. Daß auch unser junger Schupp in Marburg etwas von diesem Pennalismus ausgestanden, geht aus den Worten hervor, die er nach vielen Jahren seinem erstgeborenen Sohn auf die Universität mitgab: „Du wirst meinen, daß man auf Universitäten lauter Weisheit mit Löffeln fresse und keine Thorheit in einigem Winkel sehe. Allein, wenn du dahin kommst, mußt du im ersten Jahr ein Narr werden. Est quaedam sapientiae pars, cum seculo suo insanire et seculi moribus, quantum illibata conscientia fieri potest, morem gerere. Lasse dich dieses Jahr über nicht allein auf gut Teutsch, sondern auch auf Rothwelsch trillen

und vexiren. Wann ein alter Wetterauischer oder Vogelsberger Milchbengel kommt und bietet dir Nasenstieber an, das laß dir nicht fremde vorkommen; **perfer et obdura. Olim meminisse juvabit.** Ich warne dich unterdessen treulich, daß, wenn du aus dem Pennaljahr kommst, du dich nicht gesellest zu der Schar der Schoristen." Besser Unrecht leiden als Unrecht thun, das war also Schupp's väterlicher Rath an den Sohn gegenüber der nicht zu vermeidenden Argheit dieser Welt. Der junge Student studirte wirklich und zwar gewissenhaft und fleißig. Zuerst unterwarf er sich der logischen Dressur, wie sie damals gebräuchlich war, pedantisch, formalistisch, geistlos. Daran erinnerte er sich selbst im Alter nicht gern. Denn ihm stand der Sinn nicht nach dürrer Heide, sondern nach den Lebensbächen. Kanzler hätte er einmal werden und dazu die Geschichte der Throne und Völker durchforschen und die Macht des Wortes sich aneignen mögen. Aber er war ein gehorsamer Sohn und ergab sich auf den Wunsch der Eltern vom dritten Studienjahre an der Theologie. Als auch dies Jahr zu Ende war, verließ er Marburg. „Ich will zwar meinen Präceptoribus nicht fluchen", so äußerte sich später der Mann, „allein ich werde gleichwohl ihr Grab nicht mit Rosen und Violen, mit Rosmarin und Tulipanen bestreuen, darum, weil sie mir damals nicht gerathen haben, daß ich anstatt dieser logischen Bachantentröster einen guten Oratorem oder Historicum in die Hand nehmen, und darin mein **memoriam** employiren sollte, bis daß **crescente aetate** das **judicium** wachse."

Die Weisheit, die Goethe später in das Wort gelegt: „was ich nicht erlernt habe, das habe ich erwandert", galt auch in den Tagen des jungen Schupp. Im achtzehnten Jahr begab er sich auf die Wanderung. „Ich hätte damals gern zu Fuß in Frankreich und Italien laufen wollen. Denn ich hielte damals dafür, wer Frankreich und Italien nicht gesehen, der kenne die Welt nicht." Aber der Vater dachte

anders. „Zieht nach Norden," so hatte der gleichfalls deutsch und evangelisch gesinnte Moscherosch seine Söhne vor Frankreich gewarnt, „die Hansestädte, ganz Dänemark und Schweden sind ganz und reich mit Gottes Wort überfüllt, auf Westen rathe ich nicht, habe auch keine Hoffnung dahin wegen der Religion." Von Italien aber, sagte der Vater Schupp, bringe man nichts heim als ein böses Gewissen, einen ungesunden Leib und einen ledigen Beutel. So machte sich denn der Sohn auf deutsche Straßen und wanderte 250 Meilen zu Fuß. Er sah Frankfurt a. M., besuchte die Universitäten Oberdeutschlands und wandte sich dann in den fernen Osten nach Königsberg. Hier hat er sich ernstlich der Theologie beflissen. Noch nahm er Livland, Litthauen und Polen unter die Füße und in die Augen. Als er dann von Danzig nach Dänemark fahren wollte, ward er am fernen Ostseestrande plötzlich auf's rührendste an Hessen, an Gießen, an das rothe Haus am Markte, an den Vater erinnert. Von guten Freunden zu lang aufgehalten, kam er an die Danziger Münde, da lag das Schiff schon eine Meile von der Münde entfernt und hatte Anker geworfen. Er bemühte sich um ein Boot, das ihn an Bord des Schiffes brächte. „Endlich kam ein junger Mann," so lautet seine Erzählung, „der war wohl bekleidet und sahe mich an und sagte: Herr, ich höre an der Sprach, daß ihr ein Hochdeutscher seid. Aus was für eine Stadt seid ihr? Ich antwortete: Monsieur, es gilt gleich viel. Es ist euch wenig damit gedient, daß ihr wisset, wo ich herkomme. Aber mir wäre damit gedienet, wenn ihr mir sagen wolltet, wie ich in das Schiff kommen solle? Er antwortete: verzeihet meine curiosität. Mich dünkt, ich hab Jemand gehört, der eben eine solche Art zu reden hatte, wie ihr. Sagt mir doch, was seid ihr für ein Landsmann? Ich nennete ihm mein Vaterland und die Stadt, darin ich geboren bin. Da sagte er: Kennet ihr den korpulenten Mann, der daselbst wohnet in dem rothen Eckhaus auf

dem Markt? Ich sagte: Ja, er ist mein Vater! Da antwortete er: Nun wohlan, so will ich euch selbst an's Schiff bringen. Ging damit hin und sprach einen Kerl um sein Boot an. Als wir hinfuhren nach dem Schiff, erzählte er, daß er einstmals durch mein Vaterland gereiset und von Soldaten sei geplündert worden, da sei er hungerig und durstig in meines Vaters Haus gekommen, und mein Vater hab neben etzlichen guten Freunden unten im Haus, nicht weit von der Hausthür bei gar warmem Wetter gesessen und haben rothen Wein getrunken aus einem güldenen Geschirr, welches er mir gar eigentlich beschrieb und mir wohl bekannt war. Da hab er ihm seine Noth geklagt. Und ein Jeglicher hab ihm ein halb Kopfstück geben und er hätte einmal von dem rothen Wein trinken müssen. Und es dünke ihn, es hab ihm sein Lebtag kein Trunk besser geschmeckt, als derselbe. Als ich an das Schiff kam, wollt ich den Mann, dem das Boot zustund, bezahlen. Allein er wollt es durchaus nicht leiden." Auch einen Trunk spanischen Weins aus Schupp's Flasche wollte er nicht annehmen, den könne er selbst auf der Meerfahrt brauchen. Dagegen wolle er in Danzig auf seine und seines Vaters Gesundheit trinken. So hat des Vaters Gutthat dem Sohn fern von der Heimat einen Freund in der Noth verschafft. Schupp kam dann glücklich nach Kopenhagen, besuchte noch Soroe, Stralsund, Greifswald. In Rostock erwarb er sich hierauf mit großen Ehren die Magisterwürde und das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten. Aber an den beabsichtigten Vorlesungen durch die Belagerung der Stadt von Seiten der Schweden gestört, reiste er ab und kam nach etwa vierjähriger Abwesenheit über Lübeck, Hamburg und Bremen nach Marburg zurück, wo er im Spätherbst 1631 eintraf. Dort war auch keine Stätte zum Lehren, die Pest wüthete und die Universität war nach Grünberg in Oberhessen verlegt worden. Schupp nahm das Anerbieten an, als Führer eines jungen hessischen Edelmanns, Rudolf

Rau von Holtzhausen, über Köln nach Holland zu reisen. Fünfundzwanzigjährig kehrte er 1635 nach Marburg zurück und ward alsbald „Professor der Wohlredenheit und historischen Wissenschaft“ an der heimischen Universität.

Wer kennt nicht Marburg und hätte er es auch nur im Vorbeiflug aus der Bahn gesehen? Ernst Curtius sagt einmal in einer Rede über die griechischen Städte, zum Begriff einer schönen Stadt gehöre auch dies, daß man ihr Gesammtbild mit einem Blick des Auges auffassen könne. Dann ist Marburg eine schöne Stadt. Vom Hintergrund bewaldeter Berge hebt sie sich ab und umschlingt mit ihren Armen selbst einen Berg. Ihr Haupt ist die alte Landgrafenburg, zu den Füßen liegt die herrliche Kirche der heiligen Elisabeth. Auf der Universität, die er als Pennal vor zehn Jahren aufgesucht, durfte er als Professor über ein Jahrzehnt mit jugendfrischer Manneskraft der frischen Jugend dienen. Im folgenden Jahre (9. Mai 1636) trat er in den Ehestand mit Anna Elisabeth, der einzigen Tochter des verstorbenen Professors in Gießen Christoph Helwig. Seinen Schwiegervater, einen gelehrten Historiker, Sprachkenner und pädagogischen Neuerer, der mit Ratich in den Bestrebungen, die deutsche Schule zu verbessern, sich verbunden hatte, hielt er immer in großen Ehren. Er führte ein glückliches Leben. Seine Frau war seines Herzens Wonne und seines Hauses Sonne. Fünf Kinder hat sie ihm geboren. Er hatte eine Sommerwohnung, die er seinen „Avellin“ nannte von avello, ich reiße mich los, weil er dort, von ernsten Geschäften los, der Muße sich freute. Diese Muße war ein nobile otium. Über der Thür des Häusleins war eine aus ihrem Häuslein kriechende Schnecke abgebildet, darüber stand: parva, sed mea, klein, aber mein. Das Häuslein zierten inwendig allerlei Sinnbilder und Sinnsprüche, die seinem Besitzer wieder Anlaß zu guten Meditationen gaben. „Die Gegenstände, so sagte er, bewegen die Sinne, und nichts ist im Verständnis, was nicht

vorher im Sinn gewesen ist." Anschaulichkeit — das war ihm Grundsatz, wenn er lernte und wenn er lehrte. Seine Amtsgenossen waren ihm hold. Sie baten bald den Landgrafen um eine Gehaltserhöhung für den genügsamen Mann, der doch mit 140 Gulden jährlich und nur geringen — in zehn Jahren nicht 20 Dukaten — Kollegiengeldern nicht wohl auskommen konnte. Und dieser genügsame Mann sei doch ein rarum ingenium und mache die Akademie weithin berühmt. Die Unterstützung, jährlich 100 fl. mehr, ward ihm mit Freuden gewährt. Er hatte dann eine frohe und gesegnete Arbeit. „Euer Hochfürstliche Gnaden — so schrieb er in seinem „deutschen Lucianus" an den Landgrafen Friedrich von Hessen — werden sich gnädig erinnern an die Zeit, da Sie zu Marburg studirten, daß damals fünf Fürsten, neun Grafen neben vielen Edelleuten auf einmal zu mir seien in's Auditorium philosophicum kommen und haben mich für einen guten Kerle gehalten." Der war er wirklich — nicht bloß für Fürsten, Grafen und Herren, auch für die armen Kerle unter seinen Studenten. Das zeigte sich besonders, als die Noth des Krieges nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar auch über Marburg hereinbrach. Alles löste sich auf. An Kollegien und Studiren war nicht zu denken. Die Studenten kamen zu Schupp. Er gab ihnen zunächst einen tüchtigen Bissen und guten Trunk. Am andern Morgen sollten sie wiederkommen. Die Nacht durch schrieb er Empfehlungsbriefe. Am Morgen, da die Studenten wieder erschienen, redete er sie mit diesen Worten an: „Messieurs, die Erde ist des Herrn, und mich deucht, unser Herrgott hat mich zu einem Quartiermeister angenommen. Ich will ganz Europa unter euch austheilen. Euch will ich die Seestädte geben. Euch Dänemark. Euch Preußen. Euch Livland. Euch Frankreich. Euch die Reichsstädte! Gehet hin und suchet euer Glück! Der Herr, unser Gott, sei mit euch auf euren Wegen." Wenn aus diesem Verhalten gegen die Studenten die Wärme eines

seelsorgerlichen Herzens spricht, so sollte ihm auch das seelsorgerliche Amt nicht fehlen. Er ward 1641 Licentiat der Theologie, 1643 Prediger an der St. Elisabethkirche, 1645 Doctor der Theologie. Der Krieg brachte aber der Wirksamkeit in Marburg immer größere Störungen, dem Haushalt immer größere Verlegenheiten. Am 2. November 1645 eroberten die Schweden die Stadt. Eine arge Plünderung erfolgte. Schupp verlor seine ganze Habe. Auch sein Gartenhaus verbrannte. Da war es eine Erlösung, daß der Landgraf Johann von Hessen-Darmstadt, dem die Herrschaft Braubach gehörte, ihn in das Städtlein am Rhein unter der Marksburg berief als Hofprediger und Konsistorialrath.

Landgraf Johann hatte das Amt Braubach von seinem Bruder, dem Landgrafen Georg II. von Darmstadt, für dargeliehene 40000 Thaler als Pfand erhalten. Er war ein tüchtiger Kriegsmann und hatte einst unter Gustav Adolf tapfer gefochten. Da aber sein Bruder, das Haupt des Hauses, mit dem Kaiser ging, so verließ er die schwedische Fahne, befestigte die Marksburg mit Außenwerken und jenen schwedischen Geschützen, die bis heute auf der Burg ein friedliches Dasein führen, und bewahrte, wie ein Vogel über den Weltereignissen schwebend, im Kampfe der Völker seine Neutralität. Als Schupp Marburg verließ, weissagte ihm ein Professor, ein Teufelchen sitze auch in Braubach schon und warte darauf, ihn zu versuchen. In der That fehlten auch dort die Anfechtungen nicht. Welcher Art sie waren, ist nicht ganz klar. Es scheint aber, als ob die kleinbürgerliche Sinnesart des engen Städtchens sich in die freie, große Art des reichbegabten und vielgereisten Mannes nicht recht habe finden können. Da war es denn doppelt erfreulich, daß er mit seinem gnädigen Herrn so gut stand. „Es glaubt Niemand,“ sagt Schupp später im ‚Ninivitischen Bußspiegel‘, „was das Amt eines Hofpredigers für ein schweres Amt sei, als wer es versucht hat. Er muß entweder Gott oder Menschen erzürnen.

Hat er einen gnädigen Hof oder Herrn, so hat er einen ungnädigen Gott. Wer nah bei des allerfrömmsten Herrn Hof ist, der ist nah bei der Hölle. David war ein Mann nach dem Herzen Gottes, dennoch gingen so viel böse Stücklein an seinem Hof für.“ Schupp diente seinem Herrn ohne Menschenfurcht, wahr, tapfer, treu. „Es hat mich Niemand besser kennen lernen,“ so konnte er später seinem Sohn erzählen, „als mein hochseliger Fürst und Herr, der tapfere und großmüthige Held, Landgraf Johann. Zu dem hatte einstmals ein Edelmann gesagt: ‚Euer Fürstlichen Gnaden müssen mit D. Schupp einen sonderlichen Accord gemacht haben. Ich wollte das Schloß Braubach nicht geschenkt nehmen, daß Euer Fürstlichen Gnaden ich so kühnlich antworten sollte, wie D. Schupp unterweilen antwortet.‘ Da hat der theure Held gesagt: ‚Ja, ich halte auch nicht Jedermann zu gute, was ich D. Schupp zu gut halte. Er ist nicht ohn, er hat einen hitzigen Kopf‘ — und ein deutsches Maul, setzt Schupp bei anderer Gelegenheit hinzu — ‚aber er hat ein ehrlich Gemüth und Herz. Ich habe ihn mehr als in einer Occasion probiret.‘“ So konnte Schupp es in Braubach wohl aushalten. Bei seinem Gemüth, das für alle Gottesgaben dankbar offen stand, ergötzte er sich auch an der herrlichen Natur, die ihn umgab. Und wenn ihm nachmals in Hamburg das Wasser nicht schmeckte, erinnerte er sich mit Wehmuth an den Sauerbrunnen bei Braubach, den des Müllers Esel saufe.

Mittlerweile hatten die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück begonnen. Auch Landgraf Johann von Braubach hatte Interessen, die dort wahrgenommen werden mußten. Zwischen den hessischen Landgrafen war selbst Streit, der sich im Krieg auch darin gezeigt hatte, daß die Darmstädter Linie kaiserlich, die Kasseler Linie schwedisch gesinnt war. Sodann war er durch seine Vermählung mit der Gräfin Johannette von Sayn-Wittgenstein berufen, gegen Kurköln auf Hachenburg im Westerwald und Bendorf am Rhein Anspruch zu er-

heben. Er brauchte einen Gesandten und konnte keinen bessern finden als seinen Hofprediger Schupp. Der diplomatische Briefwechsel zwischen dem Herrn und dem Diener im Darmstädter Archiv ist ein merkwürdiges Zeugnis, einestheils für die diplomatische Fähigkeit Schupp's, der durch den Reichthum seines Wissens und seiner Erfahrung, durch sein offenes Gemüth und die Würze seiner Rede alsbald sich eine angesehene Stellung, namentlich beim Grafen Oxenstierna, verschaffte, anderntheils für die ernste Gewissenhaftigkeit des Mannes, dem auch in der Politik Gottes Wort oberste Richtschnur war. Einmal kommt ein Trommelschläger als Eilbote aus Braubach nach Münster mit zwanzig Briefen, die Schupp rasch an ihre Adressen liefern soll. Es war am 28. Oktober, Samstag Abends. Schupp hatte sich's zum Studiren seiner Predigt daheim schon bequem gemacht und gab nur dem Boten die Wohnungen der Adressaten an. Der aber sagt, der Landgraf wolle, daß Schupp die zwei Briefe an den Mainzischen Gesandten persönlich und eilig abgebe. Schupp thut es, ohne zu wissen, um was es in den Briefen sich handle, er vermuthet, daß sie den Hachenburgischen Handel betreffen. Wie er aber nachmals hört, es laufe wider des Landgrafen Bruder, ist er im Grund seiner Seele erschrocken und bittet Gott, er wolle alle redlichen Patrioten bei dem Gedanken erhalten, „daß Uneinigkeit zwischen den Brüdern anrichten eins sei unter den Stücken, die Gott hasset und daran er Gräuel hat.“ Herzbeweglich bittet er dann seinen gnädigen Herrn, Treue zu halten und durch keine Bedrängnis sich vom schmalen Pfade, den sein eidlich Versprechen ihm vorschreibe, abdrängen zu lassen. Dann allein sei der Segen Gottes ihm gewiß. Und weil es sich im Streite mit dem Bruder um irdischen Besitz handelt, so räth er dazu, daß die Brüder eins seien, denn, „wo das geschieht, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen, da ist's nicht allein fein und lieblich, sondern der Herr verheißt auch daselbst Leben und Segen immer und ewiglich.“

Gar treuherzig weiß dann Schupp, halb Kanzler, halb Pastor, oder beides ganz, den Landgrafen zu trösten. Er habe ja die Herrschaft Eppstein und Braubach, da wachse für die Hofhaltung Frucht und Wein genug. Komme noch von der Frau Gemahlin Recht Hachenburg auf dem Westerwald dazu, so habe seine Fürstliche Gnaden die schönsten Wildbahnen, Fischereien, Viehzucht. „Was mangelt dann nun Eurer Fürstlichen Gnaden? Sie sind eben so wohl ein Fürst von Hessen als ein anderer auch. Sie können eben so wohl essen, trinken, jagen, spazieren fahren, sich lustig machen als der Kurfürst von Sachsen bei seinem Kurfürstenthum. Der Kurfürst wird von seinem Land nicht mehr davon bringen als Eure Fürstlichen Gnaden von dem ihrigen. Haben sie schon nicht so viel Einnahme, so haben sie auch nicht so viel Ausgabe. Contentement, contentement ist eine edle Gabe Gottes.“ — Schupp's Aufenthalt in Münster, vom April 1648 bis gegen Ostern 1649, war gesegnet, auch für ihn selbst. Die Geltung, die er bei Oxenstierna gewonnen, führte zu seiner Ernennung zum Hofprediger bei der schwedischen Gesandtschaft. Als dann endlich am Sonnabend, den 14. Oktober in Münster der Friede unterzeichnet war, mußte er gleich am andern Morgen auf Oxenstiernas Befehl die Friedenspredigt halten. „Wiewohl die Zeit kurz war,“ so erzählt Schupp, „gab mir der liebe Gott doch so viele Einfälle, daß viele unter den Legaten der protestirenden Fürsten und Stände des Reichs es mit sonderlicher Bewegung anhöreten. Ja, es waren unter gemeinen und vornehmen Leuten Frauen und Jungfrauen viele, die für Freuden weinten. Es waren in Münster viele Nikodemische Bürger, welche diese Predigt mit höchster Freude anhörten und baten, ich wollte sie ihnen ganz geschrieben geben. Ich war damals den Pfaffen und Mönchen in Münster ein sonderlicher Dorn in Augen, und wie ich von glaubwürdigen Leuten hernach bin berichtet worden, haben sie nach meinem Abzug von Münster auf Braubach allenthalben vorgegeben, ich, als

ein Ketzer, sei toll worden und laufe bei Köln in einem Walde herum wie ein wilder Mensch." Als dann die Friedensinstrumente nach geschehener Genehmigung waren ausgetauscht worden, hielt Schupp abermals auf Oxenstiernas Befehl eine Predigt über das Evangelium des Tags Luc. 18: Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Er ermahnte darin die protestantischen Mächte, ihre Waffen nunmehr gegen den Türken zu vereinigen und ihm den Ort zu entreißen, da hiebevor Jerusalem gestanden. Der Herzog von Venedig habe damals die Äußerung gethan: „Das muß ein ganz vortrefflicher Mensch sein; er muß ein wahrhaft katholisches Herz haben."

Zwei Tage vor dieser Predigt hatten die Lutheraner in Hamburg den Mann mit dem wahrhaft katholischen Herzen als Hauptpastor an St. Jacobi gewählt. Der Landgraf, der die Beförderung seines Hofpredigers aus dem kleinen Braubach in die große Weltstadt nicht hindern mochte, hatte ihn schon im November 1648 in einem Schreiben dem Rath in Hamburg herzlich empfohlen. Nun kam der Ruf und er nahm ihn an. Man hatte auch an Bremen und Münster für ihn gedacht. Und als er in Darmstadt schon für Hamburg sich verabschiedet hatte, traf ihn auf dem Heimweg nach Braubach zu Frankfurt ein Ruf nach Augsburg, wohin es ihn im Grunde mehr zog als nach Hamburg. Auch hatte ihn eine „vornehme, gottesfürchtige gräfliche Dame" gewarnt. Sie befürchte, daß ihn die Rosenobel und Dukaten nach Hamburg zögen, „allein ich sorge, ihr werdet in eurer Hoffnung betrogen werden, und wenn ihr die Augsburger verlasset, so wird es euch an Kreuz und Trübsal nicht ermangeln." Aber Schupp glaubte, die Hamburger nicht verlassen zu dürfen und sagte ihnen auf's Neue zu. Kreuz und Trübsal fand er schon in Braubach. Seine Familie, die fast ein Jahr lang des Vaters hatte entbehren müssen, in den Quälereien, die sie erlitt, nur fernher von ihm getröstet, ward nun noch von

einer pestartigen Krankheit heimgesucht. Erst im Juli konnte er nach Hamburg ziehen. Am 20. Juli 1649 führte ihn Senior Müller von St. Petri ein.

In Hamburg erst ist Schupp zur vollen Entfaltung seiner Kräfte gekommen und der Mann der großen Öffentlichkeit geworden. Die Begabung des Mannes und das Leben der Stadt, wie sie vor der Wahl einander angezogen, kamen nach der Berufung fördernd einander entgegen. Schupp's helles Auge hatte bald die bedeutsame Eigenthümlichkeit dieses Gemeinwesens erkannt, die Geistesmacht des lutherischen Bekenntnisses und den Aufbau der bürgerlichen auf der kirchlichen Ordnung; das zähe Beharren im Heimischen und das Daheimsein der Schiffer und Kaufleute auch an den fernsten Küsten; die Üppigkeit, zu welcher der Reichthum versucht, und die Wohlthätigkeit, mit welcher er Gott sich dankbar ererweist; die Pracht der Gärten, in welchen die vornehmen Leute ihre Lustbarkeit haben, und die Stille der Gotteswohnungen, in welchen die Armen und Kranken, die Waisenkinder und Altersschwachen untergebracht werden. Er ließ dies volle und vielgestaltige Leben auf sich wirken. „Ich bin Jahr und Tag in Hamburg gewesen," sagt er seinem Sohn, „und habe nicht gewußt, was an Hamburg zu thun sei. Ich habe nicht gewußt, wie mancher kluge Kopf darin verborgen liege. Ich habe nicht gewußt, daß Hamburg eine kleine Welt sei. Versichere dich, daß ich oft aus eines Kaufmanns oder aus eines Schippers Discurs mehr gelernet habe, als hiebevor auf Universitäten aus großen Büchern." Immer wieder kommt er auf die Herrlichkeit Hamburgs zu sprechen. „Sie ist eine edle, von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, ein schöner Lustgarten, ein irdisches Paradies. Man kann alles darin haben, was ein menschliches Herz wünschen und begehren mag. Und ob ihnen die Natur etwas versagt hat, so bringen solches die blinden Pferde, die großen Schiffe aus allen Ecken der Welt in großer Menge und Überfluß dahin." Er giebt dieser

löblichen Stadt das Zeugnis, daß ein Ansehnliches auf die Armen und Nothleidenden jährlich verwendet werde. Aber wie hat Gott die Stadt auch bevorzugt mit seinem Segen! „Als im verwichenen dreißigjährigen Krieg ganz Deutschland unter der schweren Kriegslast seufzete, als das Kriegsfeuer ein Land nach dem anderen, einen Ort nach dem anderen angriff und verzehrte, da nahm diese Stadt nur immer mehr und mehr zu an Macht und Reichthum. Die Einwohner saßen darin in guter Ruhe und Sicherheit, wie die Kinder Israel im Lande Gosen, als der Herr Ägypten mit allerhand Plagen schlug.“ Gottes Güte soll aber zur Buße leiten. Schupp wird ein Bußprediger. Von der Kanzel ging seine mächtige Wirkung über das Kirchspiel hinaus weithin in die Stadt. Er hatte auch in der Woche am Mittwoch und Freitag zu predigen und am Donnerstag eine Betstunde zu halten. Von der Hauptpredigt aber am Sonntag sprühten die Funken am mächtigsten. Es war das alte Wort, es war auch der neue Mann, es war der Gehalt, es war auch die Gestalt der Predigt, die anzog. Die Orthodoxie der Kirche war ungebrochen, Schupp aber wollte das Christenthum vom Kopf in's Herz bringen. Darum bohrte er das Wort Gottes, lebendig und kräftig, wie es in ihm selbst lebte und wirkte, schärfer denn kein zweischneidig Schwert in das faule Fleisch, unbekümmert, ob dies faule Fleisch auf einem alten Herkommen ruhte. Er stand denn bald auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Ein berühmtes Wort in seinem „Freund in der Noth“, einem Büchlein, das er seinem ältesten Sohn bei seinem Ausgang in die Welt, als guten Rath mitgegeben, giebt uns ein Bild von der Bewunderung, die er in Hamburg anfänglich gefunden. Wie ein Rückblick auf sein vergangenes Leben ist die Beichte, die er vor seinem Sohn ablegt, er sei, so lange er gelebet habe, viermal „extraordinari“ hoffärtig gewesen. Das erste Mal, da er aus dem Pennaljahr gekommen und Student geworden. Zum anderen, da er in Rostock Magister geworden

und primum locum hatte. „Wenn ich damals einen hoffärtigen Kerl auf der Straße sah, da dachte ich, du magst dir einbilden, was du willst, so bist du dennoch kein Magister. O, wie spitzte ich die Ohren, wann nach der promotion bei dem angestellten convivio mein Promotor und großer Freund, der edle Petrus Lauremberg, ein Glas mit Wein nahm und sagte: Salus, Herr Magister. Da dachte ich alsbald, das gilt mir. Der Mann bin ich. Zwei ganze Tage übte ich mich, bis ich ein schönes M malen konnte. Mein Petschaft mußte alsbald geändert werden und bei meinem Namen ein M stehen. Allein ich versichere dich, daß ich jetzo wünschen möchte, daß all das Geld, welches ich auf solche Titul spendiret habe, die armen Weiber zu St. Elisabeth in Marburg hätten und ließen ihnen Warm-Bier dafür machen und beteten ein Vaterunser für mich. Zum dritten bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da du auf die Welt kamest. Es ging schwer daher. Ich schickte in die Schule und ließ die Kinder beten und war sehr melancholisch. Ich hatte nicht vermeinet, daß dieses Werk so nahe sei und hatte nicht mehr als einen einigen Dukaten im Sack. Als aber meine Magd kam und sagte: Herr Philander, Glück zum jungen Sohn! Da warf ich ihr diesen Dukaten alsbald zu und sagte: Siehe da, da hast du einen Trinkpfennig für dieses Wort! Zum vierten bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, als ich in diese große Stadt kam und die Leute einen Narren an mir gefressen hatten und thäten als ob sie einen Abgott aus mir machen wollten. Die Kirche nahm an Zuhörern gewaltig zu, man mußte neue Stühle machen lassen, dafür die Kirche viel Tausend einnahm. Ich ging einstmals über einen vornehmen Platz, da stunden etzliche Leute, welche ihre Hüte abzogen und sehr tiefe Reverenz gegen mir machten. Einer unter ihnen sagte: „Da gehet ein Mann, der ist so viel Rosenobel werth, so viel Haar er auf seinem Kopfe hat. Das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kann.“ Ich

bekenne dir, daß mich damals eine theologische und subtile Hoffart überfallen habe. Merke und lerne jetzo von mir, was für ein Unterschied sei zwischen der politischen und theologischen Hoffart. Die Theologi fliehen oftmals für der Ehr. Allein sie haben nichts lieber, als daß man sie mit der Ehre jage. Ich sage nicht, daß es alle thun, sondern ich bekenne offenherzig, wie mir damals zu Muth gewesen sei. Ich konnte mich in mich selbst nicht schicken. Ich gedachte oft bei mir selbst: Philander, bist du ein solcher Kerl, wie die Leute sagen, und du hast es bisher nicht gewußt?"

Worin lag die Macht seiner Predigt? Es hat Einer auf die Frage, wie man predigen solle, geantwortet: jede Art sei erlaubt, nur nicht die langweilige. Diese Art hat Schupp durchaus gemieden. Selbstverständlich war ihr Inhalt das Wort Gottes, die Erbauung der nächste Zweck, das letzte Ziel die Rettung der Seelen für das Himmelreich. Aber er predigte das Wort Gottes, wie er es selbst erlebt, er suchte die Erbauung der Hörer, indem er das Wort Gottes ihnen in's Herz trieb, er versprach keine ewige Seligkeit ohne die gründliche Erneuerung durch Buße und Glauben. Und nun die Weise, wie er redete — nicht über die Köpfe weg, sondern grad' auf die Herzen los, nicht im Ton der Abhandlung, wie er für das Buch paßt, sondern im frischen Gespräch mit den Leuten, die vor ihm saßen. Die Predigt roch nicht nach der Lampe, sondern nach dem Leben. Nicht wie eine grade Pappelallee führte sie durch ödes Land, sie ergötzte durch Abwechslung wie ein Weg durch frische Gefilde. Schupp ließ in der Predigt den Quell seiner Erfahrung rinnen, bot saftige Früchte vom Baum des äußeren Erlebens, er ließ die Donner vom Sinai rollen, und vom Berg der Seligpreisungen die Sonne der Freundlichkeit und Leutseligkeit Jesu scheinen. Nur eine Predigt ist von ihm gedruckt, eine mächtige Mahnung zur Sonntagsheiligung: Gedenk daran, Hamburg! Aber aus seinen vielen erbaulichen Schriften, denen zum Theil gewiß

biblische Ansprachen aus der Kirche zu Grunde liegen, kann man sich eine Vorstellung von seiner Predigtweise machen. Mit Luther, der sonst eine tiefere Schriftauslegung hat und am liebsten den Artikel von der Rechtfertigung treibt, den Artikel der stehenden und fallenden Kirche, hat Schupp, mehr die Auswirkung des Glaubens im Leben als seine geheimnisvolle Tiefe predigend, das urkräftige Behagen gemein, mit welchem er noch heute seine Leser zwingt und gewiß in viel höherem Maße einst seine Hörer gezwungen hat. An Valerius Herberger, der einen stilleren und sansteren Ton der Rede hat, erinnert doch das Heranziehen von allerlei Geschichten aus dem Reiche der Welt und Gottes. Mit Abraham a Santa Clara aber sollte man Schupp nur vergleichen, um den protestantischen Bußprediger, der ein ganzes neues Leben erwecken möchte, hoch über den witzigen Mönch zu stellen, der auf den augenblicklichen Erfolg zielt. Schupp ist's ein voller Ernst, die Hörer, die Gott unter seine Kanzel gesetzt, und grade sie gründlich aufzuwecken für's Himmelreich. Er predigt nicht Denen draußen, sondern Denen drinnen; nicht unbekehrten Heiden, sondern den gottlosen Christen; nicht den bösen Juden in der Synagoge, sondern den geldgierigen Kaufleuten in der Kirche; nicht den wüsten Türken, sondern den unzüchtigen Kirchgängern; nicht den schlimmen Ketzern, sondern den guten Lutheranern, die täglich ihren Morgen- und Abendsegen halten, sonntäglich die Kirche besuchen, das Nachtmahl nicht versäumen und die vorhergehende Beichte, auch für die Armen ein Almosen haben — und die dennoch ein arges Sündenleben führen. Praktisches Christenthum — Dank für die Gnade, Liebe aus Glauben, Bekenntnis der That, das ist die Predigt Schupp's gewesen.

Aber die Art seiner Predigt erregte Anstoß, ihre Wirkung Neid. Die lutherische Stadtgeistlichkeit zog ihn zur Verantwortung. Wie er sich ihren Forderungen nicht unterwarf, wie er namentlich sich weigerte, seine Schriften künftig vor

dem Druck dem Senior vorzulegen und in denselben keine Fabeln, Geschichten und Scherze mehr zu brauchen, wie er mit der Herausgabe seiner frischen und bei aller Lustigkeit in der Form ernsthaften Büchlein fortfuhr, wandte sich das Ministerium an die theologischen Fakultäten zu Wittenberg und Straßburg um ihr Gutachten, und die Frage, ob einem Doktor der Theologie und Pastor an einer volkreichen Gemeinde anstehe, daß er facetias, fabulas, satyras, historias ridiculas (Witze, Fabeln, Satyren, lächerliche Geschichten) predige und in Druck gebe, beantworteten die theologischen Zöpfe mit nein. Auf die andere Frage, wie man es anstelle, daß der Prediger von solchen Dingen ablasse, wenn die brüderliche Mahnung nicht helfe, wiesen die Fakultäten an die staatliche Obrigkeit. Es hat sich denn auch der Senat mit dem Handel beschäftigt. Der Kampf wogte hin und her. Der Senat suchte sich endlich mit einem Amnestiedekret zu helfen, in welchem er beiden Theilen Schweigen auferlegte. Schupp's Schriften aus dieser Zeit waren indeß meist erbaulichen Inhalts und konnten kaum einen gerechten Anstoß erregen. Da aber erschien 1658 als Antwort auf Schupp's unschuldige Schrift „der Bücherdieb“, die nur für die Leipziger Messe bestimmt war und in welcher er lediglich vor Nachdruck seiner Bücher warnte, unter dem Namen des Nectarius Butyrolambius eine Schmähschrift gegen Schupp voll Gift und Galle, die ihm die Feder auf's Neue in die Hand drückte. Es ist schmerzlich interessant, wie Hamburg unserm Freund, an dem es Anfangs einen Narren gefressen hatte, mitgespielt hat. In zwei Schriften, „J. B. Schuppii Kalender“, die er seinem in Gießen studirenden Sohn gewidmet um die Jahreswende 1658 auf 1659, und in der dem Senat überreichten „Abgenöthigten Ehrenerklärung“ vom Sommer 1659 fertigt er die Schmähschrift ab. Wir lernen daraus die Schmähungen kennen, die man über Schupp's freies und frommes Haupt ausgegossen. Amtsbrüderliche Eifersucht und dummer Klatsch vereinigen sich zu den häßlichsten

und albernsten Verläumdungen. Schupp's verständiger seelsorgerischer Rath, ehrliche helfende That werden entstellt in der Stadt herumgetragen. Gegen den Vorwurf possenhafter Schreibart, die nicht allezeit aus der Bibel schöpfe, vertheidigt er das Recht heiligen Spotts mit Berufung auf Elias Verhalten wider die Baalspfaffen, auf Luthers Kampf wider den Papst. Sein verborgenes häusliches Leben ward durchspionirt. Man sagte ihm nach: er trinke Wein. Ja, antwortete er, wenn das Wasser in Hamburg nicht so schlecht wäre und wenn er das Bier vertragen könnte, würde er den Wein meiden. So aber bleibe er bei seiner oberdeutschen Gewohnheit eines bescheidenen Trunkes. Gegen das Gerede, daß er Pasteten fresse, kann er sich auf seinen Beichtvater als Zeugen seines überaus bescheidenen Mittagstisches berufen, und die Hochzeitsleute, die ihn geladen, als Zeugen anrufen, daß er gemeiniglich zuerst vor allen von der Tafel aufgestanden und den großen Braten nicht abgewartet habe. Vorwürfe, wie die, daß er oft keine zwei oder drei Thaler im Hause habe, und wie die armen Leute in den Kellerwohnungen Torf brenne, waren an sich lächerlich. Die Nachrede, er stehe seinem Hause nicht wohl vor und könne darum auch die Gemeinde Gottes nicht versorgen, zielte offenbar dahin, daß er kein Geld zurücklege. „Seinem Haus wohl vorstehen," ruft er entrüstet aus, „heißt das viel tausend Mark Lübisch zusammenscharren und Rente auf Rente legen? Nein. Dann so wäre Lutherus ein schlechter Theologus gewesen, der keine Capitalia auf Renten geleget hat, sondern hat unterweilens etwas von dem Geld, das seiner Käthen, welche eine adelige Dame gewesen ist, ins Kindbett ist verehrt worden, genommen und hat es einem armen Priester oder armen Wittwe gegeben. Wo stehen die Capitalia, welche Paulus auf Rente gethan hat? Ich halte davor, daß das heiße: seinem Hause wohl vorgestanden, wenn einer die Seinigen zur Gottesfurcht ver-

mahnt, seine Kinder in der Furcht des Herrn auferzieht, zu allerhand christlichen Tugenden, Künsten und Wissenschaften antreibt, daß sie Gott und dem Nächsten dienen können. Ob ich das gethan — so ruft er seinen Sohn als Zeugen an — ist Gott und Dir bekannt.“ Daß er aber, wie seinem Haus, so der Gemeinde wohl vorstehe, beweise ihm der Zulauf des Volks aus anderen Kirchspielen zu seiner Kirche und der Klingelbeutel, der etliche tausend Mark Lübisch mehr einnahm, als vor seiner Ankunft. Er sei nicht so gelehrt wie andere Theologen, welche hiebevor in Hamburg gelebt haben und noch leben, so griff man ihn ferner an. „Allein das weiß ich selbst wohl. Ich diene aber der Stadt Hamburg nicht für einen Generalsuperintendenten, sondern für einen Pastoren der Kirchen zu St. Jacob.“ Daß ihm gar die Seligkeit abgesprochen und Christo am jüngsten Gerichte das Wort in den Mund gelegt wird: gehe hin, du Verfluchter, ich habe dich mit deinem Evangelio fabuloso noch nie erkannt oder für meinen Diener gehalten, ruft seine gerechte Entrüstung heraus. Aber er fragt nach des Verläumders Verdammnis so wenig als der Papst nach Luthers Bann. „Was sind das für Christen? Wo ist ihre christliche Liebe? Wo ist die brüderliche Liebe? Ubi nulla charitas, ibi nulla pietas.“ Er stellt es seinem Sohn anheim, was er in der Sache thun wolle. „Wie die Pfeile eines Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat, die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor. Ich muß jetzt mit meinen Feinden handeln im Thor, das ist vor der Origkeit. So laß mich nun sehen, ob ich einen scharfen oder stumpfen Pfeil an dir habe.“ Der tapfere Sohn hat sich durch eine Schrift, die er zur Ehrenrettung seines Vaters alsbald herausgab, als ein scharfer Pfeil erwiesen, aber auch der Vater selbst war noch nicht stumpf geworden. Das beweist seine „abgenöthigte Ehrenrettung“, die er alsbald den „Wohledlen, Vesten, Hoch- und

Wohlweisen, großachtbaren und hochgelehrten Herren Bürgermeistern, Syndicis, Rathsverwandten und Secretariis, seinen insonders hochgeehrten, hochgeneigten Herren und großgünstigen Patronen" gewidmet hat — eine prächtige Schrift, in welcher die gerechte Entrüstung dem vollen Strom der Rede und Erzählung nur noch frischere Bewegung giebt. Einen Vorwurf unter andern entkräftet er, den zu entkräften allerdings heutzutage gar mancher Pastor in Stadt und Land nicht im Stande wäre. „Es ist auch für wenig Tagen an einem Ort gesagt worden, ich hätte einem guten Freund ein Buch gelehnet, darin habe fast auf allen Blättern Toback oder Asche vom Toback gelegen und ich trinke immer so viel Toback." O über die Bosheit der Menschen! Die Aerzte, auch andere Leute hatten ihm gerathen, weil er des Nachts viel studiere, von Natur den Flüssen unterworfen, in Hamburg aber die Luft schwer und feucht wäre, so möge er unterweilens des Morgens beim Aufstehen und des Abends beim Zubettegehen eine Pfeife Toback trinken. Allein er könne den Rauch nicht vertragen, wenn andere Leute Toback saufen, viel weniger könne er ihn im Munde leiden. Seine Excellenz, der schwedische Gesandte Salvius, habe ihm wider die Flüsse gerathen, zuweilen ein Stück Toback in den Mund zu nehmen, das ziehe alle Feuchtigkeit aus dem Leibe. „Als Ihre Excellenz Abschied genommen hatte," erzählt Schupp weiter, „schickte ich hin und ließ Toback holen und überredete meine selige Hausfrau, daß sie auch ein Stück in den Mund nehmen wollte. Allein wir wurden alle beide so krank davon, daß wir aussahen, als ob wir aus den Totengräbern gekommen wären. Ich wollte es ein andermal versuchen, aber es ging mir wie zuvor, und ich habe seit der Zeit einen solchen Ekel an Toback gehabt, daß ich ihn nicht riechen kann, gleichwohl muß ich hören, daß ich Tobacksäufer sei." Weil durch die Stadt so viel Klatsch über Schupp ging, hat die Klatschsüchtigen wohl ein Spottvogel einmal zum Besten gehabt. Als Schupp zum zweitenmal heirathete, kam

ein vorwitziger Student zu Herrn Paul Tscherning, nachmaligem Generalauditeur bei der dänischen Armee, und fragte: wie es wohl auf dieser Hochzeit hergehen würde. Der Student erhielt die Antwort: Schupp werde seiner Liebsten und allen Hochzeitsgästen auf dem Kirchhof zu St. Jacob ein Feuerwerk anzünden lassen, das er selbst erfunden. Denen, die das Feuerwerk anzünden sollten, habe er dazu eiserne Handschuhe machen lassen, es sei eine sonderliche Erfindung, wohl werth, daß man sie ansehe. Der Student hat sich höchlich verwundert, daß Schupp solche neue Dinge anfinge, dergleichen kein Theologus gethan, so lange das Evangelium sei zu Hamburg gepredigt worden. Am Abend kam dann ein großer Haufen Leute auf den Kirchhof, das Feuerwerk zu sehen und mußten als Narren wieder heimgehen. Solch ein Scherz war leicht zu tragen. Schwer aber lasteten auf Schupp's von Natur freiem und frohem Gemüthe doch die Lästerungen, die den sittlichen Kern seiner Persönlichkeit und den ernsten Betrieb seines Amtes anfochten. War sein offnes Wort in Rede und Schrift der Anlaß zu den Lästerungen, so trieben diese ihn wieder zum offnen Wort in Rede und Schrift. So entsteht, eine Ergänzung seiner Predigt, in dem kurzen Zeitraum von etwa 1654 bis 1660 die große Reihe von Schriften, in denen er den Freunden sein Herz ausschüttet und den Feinden ihre Gebühr giebt. Um dieser Schriften willen ist er als der größte deutsche Prosaiker zwischen Luther und Lessing gepriesen worden.

Wir Deutsche sind kluge Leute, wir können beides: vergessen und wieder lernen. Wir hatten einst vergessen, daß wir im Mittelalter schon einmal, lange vor Goethe und Schiller, eine große Dichtung gehabt, die man mit den Namen Nibelungen und Kudrun, Wolfram und Walther nennt, und haben es wieder gelernt. Wir hatten vergessen, daß unser Volk von jeher Lieben und Leiden, Ernst und Schimpf im Volksliede gesungen, und auch die großen Thaten Gottes zu der Menschen Erlösung im Kirchenlied volksmäßig gepriesen hat,

und haben es wieder gelernt. Wir hatten es vergessen, daß die Kastorkirche zu Koblenz und der Kölner Dom schöne Gotteshäuser und die Holzbauten zu Rhens und Bacharach mit ihrem zierlichen Gebälk und traulichen Erkern schöne Wohnungen für Menschen seien und haben es wieder gelernt. Sogar, daß die deutsche Sprache eine edle Sprache sei, und daß der Deutsche am besten deutsch rede, hatten wir vergessen und haben es wieder gelernt. Auch Schupp hatte es vergessen, als er noch in lateinischer Sprache zierliche Reden drechselte, und hat es in Hamburg gelernt, als es galt, seinen deutschen Freunden und Feinden auf gut Deutsch die Wahrheit zu sagen. Er hat sich darüber in dem Diskurs der „teutsche Lehrmeister" ausgesprochen, den er mit dem „edlen Daphnis aus Cimbrien" gehalten. Dieser Daphnis ist kein anderer als der Pastor in Wedel, elbaufwärts von Hamburg, Johann Rist, der „Rüstige" in der „fruchtbringenden Gesellschaft", der königliche Elbschwan im „Elbschwanorden". Schupp hatte einst, als er noch Professor der Wohlredenheit war, aus den besten alten und neuen Lateinern die schönsten Redensarten gesammelt, sie den Schülern mitzutheilen. Es hätte einen stattlichen Band gegeben, aber ein böser Bube hat ihn darumgebracht. „Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen und dachte, ich sei ein rechter Hiob. Ich meinte, weil diese phrases weg seien, sei Alles weg", so schildert er seinen Verlust. Er hat sich nachher eines Bessern besonnen. „Wenn ich all dieses phrases-Werk meiner Magd geben und sie auf den Hopfenmarkt zu Hamburg schicken wollte, es würde kein altes Weib sein, das ihr einen Apfel oder Birn dafür geben würde; wenn aber ihr Pastor in Teutscher Sprache eine bewegliche Predigt thut, alsdann lassen ihm die alten Weiber einen guten Morgen zu entbieten, wenn die Magd etwas kaufen will, denn Teutsch verstehen sie." Wer predigen will, so sagt er, muß „Teutsch" predigen, und auch Kranke heilen und Staatsgeschäfte erledigen soll man auf gut Deutsch. Was er aber unter gutem

Deutsch versteht, das sind nicht bloß die deutschen Wörter, das ist auch die deutsche kräftige Einfalt. Köstlich ist sein Hohn über den bombastischen Stil, ja auch über die übertriebene Angst vor solchen Fremdwörtern, die einmal das deutsche Bürgerrecht sich erworben haben. „Wenn ich die Bauern in Mecklenburg gefragt hätte, wer Obergebietiger zu Rostock sei, so würden sie sich verwundert gefragt haben: Obergebietiger, Obergebietiger, was ist denn das für ein Ding? Allein, wenn ich gefragt hätte, wer ist Kommandant von Rostock? so würde jedermann geantwortet haben: N. v. N., der ehrliche, tapfere Cavallir, ist Kommandant. Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darin die Zierlichkeit der deutschen Sprache nicht bestehe. Im Hessenland ist ein Prokurator gewesen, genannt der dicke Lorenz, welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen reden sonderlich hatte befleißigen wollen. Einsmals hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: Jung, hole mir mein Messer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterschied sei zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern, hatte er gesagt: Page, bringe mir mein brodschneidendes Instrument. Einstmals hatte er zu seiner Frau sagen wollen: Frau, es hat neun geschlagen, gehe zu Bett, ich habe noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wisse, daß er ein hessischer Cicero sei, hat er gesagt: du Helffte meiner Seele, du mein ander Ich, meine Gehilfin, meine Augenlust, das gegossene Herz hat den neunten Ton von sich gegeben, erhebe dich auf die Seulen deines Körpers und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide. Es hat eine jede Sprache ihren eigenen Genium. Dabei der weise Kaiser Carol der Fünfte sagte: wenn er mit den Frauenzimmern reden wolle, so wolle er französisch reden, denn es sei eine liebliche Sprache. Wenn er mit Königen reden wolle, so wolle er italienisch oder spanisch reden, denn es seien majestätische Sprachen. Wenn er mit seinen Feinden reden wolle, so wolle er teutsch reden."

Schupp hat mit Feind und Freund deutsch geredet. Es hängt seinem Deutsch wohl hie und da noch ein Fremdwort an, wie die Eierschale dem Küchlein. Aber grade weil man seiner Sprache anmerkt, daß sie jüngst erst die Bande der Pedanterie gesprengt hat, macht sie den Eindruck frischster Ursprünglichkeit. In Schupp's Schriften lebt alles. Er leitet jede gern ein durch eine Erzählung wie sie entstanden: ein Besuch, den er empfangen, eine Spazierfahrt, die er mit Hamburger Kaufherren gemacht, ein Pasquill, das ihm zugetragen worden, ein Traum, den er geträumt, giebt den Anlaß. Köstlich ist z. B. der Traum in „Salomo, dem Regenten-Spiegel", wie ihm Karl der Große auf hohem Roß erscheint und ihn fragt, wer er sei, und wie er antwortet: ich bin ein Liebhaber der heiligen Schrift und heiße Antenor, und wie Karl ihm zuruft: „Du bist mir willkommen, du ehrlicher Kerl, du mußt mit mir ziehen!" Schupp muß zu Pferde steigen und nun reiten sie zu all den Bisthümern und Klöstern, die der Kaiser und seine frommen Nachfolger einst gestiftet. Hilf, Himmel, wie sieht es da aus! — Sprießt so die Schrift aus dem Leben empor, so erwächst sie in Fülle. Die Feder kann die zuströmende Menge der Gedanken und Empfindungen dessen, was er innerlich erlebt und äußerlich erfahren, kaum bewältigen. Die Bücher, die er gelesen, die Städte, die er besucht, die Menschen, die er kennen gelernt, die Gespräche, die er geführt, erstehen vor unsern Augen. Bald ist's ein vornehmer Kavalier, bald ein großer Gelehrter, mit dem er uns bekannt macht. Ruft ihm das Gedächtnis eine Persönlichkeit wach, mit der er genauer verbunden war, der er Dank schuldet, so wird ihr, dem tapferen Helden oder der gottseligen Frau, aus treuem Herzen manch schmückendes Beiwort gegeben. Zur Geschichte gesellt sich die Fabel, das Gleichnis, der Sinnspruch, das Sprichwort. Es lohnte sich Schupp's Werke durchzulesen, schon zu dem Zwecke, durch eine Sammlung solcher Sinnsprüche Büchmann und Simrock zu

ergänzen. Zur Lebendigkeit und Fülle kommt eine dritte Eigenschaft: die Anschaulichkeit. Da ist keine Verschwommenheit, sondern überall Gestalt, da werden nicht abgegriffene Münzen, sondern Gold- und Silberstücke mit klarem Gepräge geboten. Indem man die Worte hört, sieht man die Bilder im raschen Wechsel, doch zusammenwirkend, um uns eine Wahrheit unvergeßlich zu machen. Es ist gewiß ein Zeichen für die Güte eines Schriftstellers, wenn man ihn nicht mit einmaliger Lektüre abthut, sondern immer wieder nach ihm greift in der Zuversicht: dort ist frischer Born. Zu diesen vielgelesenen Schriftstellern hat Schupp einst gehört und wer heute sich erst einmal mit ihm befreundet hat, wird ihm gewiß Treue halten.

Doch mit dem Ruhm des Schriftstellers ist noch nicht erwiesen, daß Schupp in böser Zeit ein guter Mann gewesen. Schwerer wiegt die Hirtentreue, die der Pastor zu St. Jacob, durch die Lästerungen unbeirrt, bis an sein selig Ende erwiesen hat. Er war ein Pastor in großem Stil. Von dem festen Standort seines Amts und Berufs ließ er sein Auge in die Weltverhältnisse dringen, wie die Zeit sie bot, vom obrigkeitlichen Regiment, von der Schule, vom Hauswesen sprach er, durch Gottes Wort geleitet, seine reichen Erfahrungen, seine klugen Gedanken aus. Im lebendigen Zusammenhang der Wechselwirkung sah er mitten in der großen politischen und kirchlichen Welt auch seine Stadt und sein Kirchspiel. Er ergänzte das Wort der Predigt durch seelsorgerische Schriften für die Kinder, die Armen, die Kranken, die Verwahrlosten, immer die drei Stände, die das Gemeinwesen halten, Obrigkeit, Geistlichkeit und Hausväter, an ihre Verantwortung erinnernd. In dieser weiten und tiefen Erfassung des Amts ist er ein Nachfolger von Johann Valentin Andreä, dem er auch das Sprüchlein nachsingen mochte: „So ziehen wir den schweren Karren und sind gehalten für 'nen Narren", ein Vorläufer Speners, des Vaters des Pietismus, nicht als

ob er, wie dieser, schon den Gedanken des Kirchleins in der Kirche erfaßt hätte, aber ihm ähnlich in dem Drang, das Christenthum vom Kopf in's Herz zu bringen und dem lahmen Gaul der geistlichen Amtsführung den Sporn der Verantwortung vor Gottes Gericht in die Rippen zu setzen.

Schupp hat seine Politik niedergelegt in dem Büchlein: „Salomo oder Regentenspiegel, vorgestellet aus denen eilf ersten Capitelen des ersten Buchs der Könige von Antenore, einem Liebhaber der heiligen Schrift." Er widmet diese Schrift, die er aus Anlaß einer „sonderbaren Visite" innerhalb weniger Tage seinem Diener nach der Mahlzeit auf- und abgehend in die Feder diktirt, dem Statthalter von Schleswig und Holstein, Christian Grafen zu Rantzau, aus dankbarem Gemüth mit innigstem Segenswunsch. Die sonderbare Visite hatte ihm Philanderson, ein edler Jüngling gemacht. Diesen hatte sein Vater Philander zu Schupp geschickt, daß er ihm für das Studium auf hohen Schulen guten Rath ertheile. Sein Rath ist vor Allem die Bibel zu lesen, dazu empfiehlt er ein ander Buch. „Ich commandire euch ein Buch weiß Papier, das nehmt und gehet durch die Welt und gebt acht auf alle actiones publicas und was ihr höret, das notiret wohl." Auf solche Weise, aus den zwei Büchern des Lebens, aus der Bibel und der Erfahrung, gewinnt auch Schupp seine Weisheit, die er nun mit tiefem Ernst und frischer Ergötzlichkeit in seinem „Salomo" anbietet. Er fühlt sich dazu durch sein geistliches Amt nicht bloß nicht gehindert, sondern geradezu berufen. Der Prophet Nathan bringt ihn auf die Frage, wie weit sich Pastoren in politische Händel mischen sollen. Sie sollen nicht einen Fuß auf der Kanzlei, den andern auf der Kanzel haben. „Allein, daß sie armen, nothleidenden Leuten, Wittwen und Waisen durch Recommandation dienen und ein gut Wort bei großen Herren für sie reden und also des Blinden Aug, des Lahmen Füße sind, das ist nicht zu improbieren, sondern vielmehr zu

loben, weil es den politicis oft ein Dorn im Aug und Floh im Ohr ist, wenn sie sehen und hören, daß der Pfaff täglich bei dem Fürsten sei und gute Audienz bei ihm habe.“ Solche Audienz soll der Pastor im Dienste der Wahrheit unerschrocken benutzen. „In meiner Jugend hatte ich kein größer Kreuz, als daß ich nicht darnach trachten dürfte, wie ich einmal ein Kanzler werden könne. Allein nun danke ich Gott, daß er es verhindert hat und achte mein Amt höher als wenn ich proximus a rege wäre. Ein Prediger, der die Welt kennt, kann durch Gottes Segen bei großen Herren viel thun. Ich weiß, daß einmal ein Hofprediger einem vornehmen Fürsten in der Predigt das Gesetz schärfte. Nach der Predigt ließ der Fürst dem Hofprediger sagen, er solle bei der Tafel bleiben. Über der Tafel saß der Fürst in tiefen Gedanken und sah sehr sehr sauer aus. Die Edelleute und andre anwesende Offiziere und Aufwarter dachten, das gelte dem Hofprediger, der werde hinfüro mit dem Gesinde fressen müssen, der Fürst werde ihm sagen, wie er große Herren traktiren solle. Allein als die Tafel aufgehoben wurde, ließ der Fürst sein Mundglas einschenken, brachte es dem Hofprediger und sagte: ‚Ihr habt mir heute einen braven in Pelz geben.‘ Der Hofprediger neigte sich gegen den Fürsten und antwortete: ‚Gnädiger Fürst und Herr, das ist mir von Herzen leid.‘ ‚Warum ist es euch leid?‘ sagt der Fürst. ‚Thut euer Amt. Es sind des Tags zwölf Stunden. Werden wir heut nicht frömmer, so werden wir etwa morgen frömmer.‘ ‚Ja,‘ sagt der Hofprediger, ‚gnädiger Fürst und Herr, ich wollte gern mein Amt thun, allein es ist mir leid, daß es heute morgen so übel abgelaufen ist. Denn ich habe auf Euer fürstl. Gnaden Herz gezielet und es ist nur in Pelz gangen.‘ — Obrigkeiten müssen Hunde haben, die sie zu ihrem Amt aufwecken. Wenn die Hunde nicht bellen, so verschlafen sie ihr Amt.“

Der Schule und Erziehung hat Schupp seinen ganzen Eifer zugewendet. Daß auf diesem Gebiet ein Neues ge-

pflügt und der Same nicht unter die Hecken gestreut werden dürfe, hat er nicht erst von seinem Schwiegervater Helwig gelernt. Das saß ihm von seiner eigenen Erfahrung auf der hohen Schule tief in der Seele. Immer wieder läßt er seine Satire gegen die Pedanten und Schulfüchse aus. Den logischen und grammatikalischen Krieg lächerlich zu machen ist ihm eine Herzenserleichterung. So erzählt er von einem seiner Lehrer, dem berühmten Marburger Professor der Philosophie Goclenius: „Man sagt, daß der alte ehrliche grammatikalische Cavalier einsmals Ordre bekommen, daß er mit seinen sieben Regimentern, der Grammatik, der Dialektik, der Rhetorik, der Musik, der Arithmetik, der Geometrie und der Astronomie, eilends solle auf Kassel zu marschieren. Als nun der gute alte Cavalier zu Pferde blasen lassen und vermeinet, sein Quartier des Abends zu Frankenberg zu nehmen, da habe er, die Zeit zu vertreiben, nicht wollen ein altes Reiterliedlein singen als: Der Guckuck auf dem Zaune saß, es regnet sehr und er ward naß. Sondern habe ein Buch und zwar seine Analecta in die Hand genommen und habe darin gelesen. Es habe sich aber zu allem Unglück das Pferd herumgewendet und damit haben sich seine sieben Regimenter zugleich herumgeschwenket. Als er nun vermeinet, das Hauptquartier solle zu Nacht in Frankenberg sein, da habe er das Buch zu und die Augen aufgethan und befunden, daß er und seine sieben Regimenter wiederum vor dem St. Elisabeththor in Marburg stehen, da sich denn Jedermann verwundert, wie sich der Mensch so verwunderlich geändert habe.“ Die Verkehrtheit des Lernens, nicht aus dem Leben und für das Leben, kann nicht ergötzlicher erwiesen werden als durch den fruchtlosen Ritt des Professors der Logik, der meint, er komme zum Ziel und ist nach langer Zeit und harter Arbeit so weit, als er vorher schon gewesen. — Das gewohnheitsmäßige Diktiren der Professoren und Nachschreiben der Studenten — als ob Gutenberg die Buchdruckerkunst nicht erfunden hätte, stellt nicht

erst Goethe im Faust, sondern schon Schupp an den Pranger. Eine wahre Wuth erfaßte die Schulfüchse und Pedanten, als der Rath, den er seinem Sohn gegeben, an die Öffentlichkeit gekommen, daß er vom Leben lernen solle. „Bilde dir nicht ein, daß alle Weisheit an die Universitäten gebunden sei. . . . Wenn du einen Mann siehest, der in einem Ding excelliert, so sehe, daß du dich seiner gebrauchen könnest, er mag nun in einem Dorf oder in einer Stadt sitzen. Wenn nur ein guter Wein auf den Tisch gebracht wird, so trinke ich ihn, und frage nicht, ob der Wein zu Gambach in der Wetterau, zu Bacharach am Rhein, zu Würzburg am Stein oder zu Klingenberg am Main gewachsen sei? Es ist mir genug, daß der Wein gut sei.“ — Spricht Schupp bei der Bekämpfung der Pedanterie aus der Erinnerung an seine Leiden auf den Bänken der hohen Schule, so bringt ihn sein Amt in Hamburg mit dem Volksschulwesen in unmittelbare Berührung. Die reiche Stadt klagt er an, daß nicht ein Zehntel der Kinder in seiner Gemeinde zur Schule angehalten wird. Er schärft darum der Obrigkeit das Gewissen und an den Wänden der St. Jacobi Kirchschule läßt er allerhand Sprüchlein zur Lehre anschreiben: das alte Sprüchlein: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“, sogar in dem ehrenfesten Distichon:

Hansellus quicquid teneris non discit in annis:
Hans nunquam discet, semper ineptus erit.

Es ist die Stimme Dr. Luthers an die Bürgermeister und Rathsherrn der deutschen Städte wieder erwacht, wenn Schupp an die Schulwände schreibt: „Würde in Ländern und Städten die Jugend recht auferzogen, so bedürften wir keiner Büttel und Scharfrichter und könnte man innerhalb wenig Jahren eine neue Welt, ein neues Volk und eine neue Bürgerschaft haben. — Das ist eine unglückselige Stadt, die hohe Wäll und Mauern hat und gute Mores bei Jungen und

Alten läßt niederfallen. — An nichts kann man so leicht die Höll verdienen als an böser Kinderzucht."

Für die gute Kinderzucht setzte er sein Vertrauen nicht bloß auf die Schule, sondern vor Allem auf das Haus. Er selbst war zweimal verheirathet, jedesmal mit der Tochter eines bedeutenden Mannes. Als ihm in Hamburg seine erste Frau, Anna Elisabeth, nach vierzehnjähriger glücklicher Ehe am 12. Juni 1650 gestorben war, trat er am 10. November 1651 in die zweite Ehe mit Sophie Eleonore Reincking, der Tochter des dänischen Kanzlers Theodor Reincking, eines Rechtgelehrten und Staatsmannes von so ächter und ernster Frömmigkeit, daß ihn Tholuck unter die lutherischen Lebenszeugen aufgenommen. Seine erste Ehe war eine sehr glückliche. Er nennt seine Frau das „Allerliebste", das er auf der Welt gehabt. Daß seine zweite Ehe unglücklich gewesen, gehört wahrscheinlich zu den Lästerungen, mit denen seine Gegner auch sein häusliches Leben nicht verschonten. Von den zwei ihn überlebenden Töchtern fehlt die Kunde. Die Söhne, Anton Mend, der Theologe, und Justus Burchard, der Jurist, erscheinen als wackere Männer, die auch zur Ehre des Vaters gelebt und geschrieben. Welche Mitgift er seinen Söhnen zu verschaffen suchte, haben wir schon gehört. Die gute deutsche und christliche Treue, mit welcher er die eigene Ehe führte, offenbart sich auch in dem heiligen Ernst, mit welchem er auf der Kanzel und in seinen Schriften die sittliche Leichtfertigkeit und den Ehebruch angriff. Daß „fromm Gesinde" wie „fromm Gemahl" zum täglichen Brot gehörte, wußte und lehrte er aus Luther's Katechismus. Die Gesindenoth, die wir geneigt sind als ein eigenthümliches Übel unserer Tage anzusehen, hat er zu seiner Zeit schon tief gefühlt, allerdings in Hamburg mehr als in Hessen. In der hessischen Heimat habe eine Magd mehr gearbeitet als in Hamburg drei. Der Gesindenoth gilt die Schrift: „Sieben böse Geister, welche heutigen Tages Knechte und

Mägde regieren und verführen, zur Abscheuung vorgestellt“. Er widmet die Schrift den „ehrenvesten und großachtbaren Oberalten der Hochlöblichen Stadt Hamburg“ und spricht vor ihnen die Nothwendigkeit einer Gesindeordnung aus. Er begegnet der Rede, die er aus den Herzen seiner Leser bereits auf ihre Lippen steigen sieht: wenn er was schreiben wolle, habe er nicht nöthig, von solchen Dingen zu schreiben, sondern soll lieber die Ketzer widerlegen, mit dem Wort: der Teufel ficht wider die Kirche nicht bloß durch falsche Lehre, sondern auch durch gottlos Leben. „Das kann der Teufel wohl geschehen lassen, daß ich unter Trunkenbolden stehe und schelte die Geizhälse, oder daß ich unter den Kriegsleuten stehe und schelte die Laster, welche gemeiniglich den Kaufleuten anhangen. Ich würde dem Teufel keinen Verdruß anthun, wenn ich unter ungehorsamen Knechten und Mägden stünde und sagte, daß ihre reichen Herren und Frauen ein Leben führen wie die reichen Leute in Jerusalem, von denen der Prophet Ezechiel sagt Kap. 16, V. 46. . . Es wird darum nicht wohl im Hause stehen, wann der Knecht lernt nicht seine, sondern seines Herrn Lektion.“ Wie es ein toller Kaufmann wäre, welcher in der Frankfurter Judengasse Schinken, Bratwürste und Leberwürste verkaufen wolle, und ein toller Feldscheerer, der einem armen Soldaten, welcher über den Kopf gehauen, wollte ein Pflaster über den linken Ellenbogen legen, so wäre der ein thörichter Pastor, der den Leuten sagte, wonach ihnen die Ohren jücken und nicht das, was zu ihrer Besserung noth thut. Er sagt es darum auch gleich allen Hausvätern und Hausmüttern, daß sie ihre Knechte und Mägde nicht tractieren sollen wie die Hunde, sondern an den Herrn im Himmel gedenken, dem auch sie Rechenschaft schuldig sind. Dann aber kommt er zur Sache und beschreibt die sieben bösen Gesindeteufel in einer Weise, daß wir sagen müssen, sie gehen in den Häusern noch immer umher, um die Knechte und Mägde unfromm, ungeschickt, unzufrieden zu

machen. Der erste Teufel bildet dem gemeinen Volk ein die Süßigkeit und Lieblichkeit des Müßiggangs. Wenn nun die Obrigkeit oder die Eltern diesem ersten Teufel widerstehen, und ihre Unterthanen und Kinder zwingen, daß sie dienen müssen, „so kommt der andere Teufel und überredet sie, daß sie nicht frommen und gottesfürchtigen, sondern vielmehr gottlosen Herren dienen sollen. Denn bei den Gottlosen haben sie mehr Lohn, mehr Trinkgeld, besser Essen und Trinken, da halte man immer Gasterei, da gehe alles lustig her, da tanze man, da singe man, da springe man, da fahre man spazieren, da dürfe man thun und reden was man wolle. Aber bei den Frommen und Gottesfürchtigen sei es gar zu still, da müsse man sich eingezogen halten in Worten und Werken, da müsse man immer auf den Sonntag zu Hause bleiben, da dürfe man zu keiner lustigen Compagnie gehen. Summa, es sei ein recht mönchisch und nonnisch Leben. Da müsse man bald in der Bibel lesen, da solle man singen und beten, den Katechismus lernen, da solle man sagen, was man aus der Predigt behalten habe, da müsse man thun, als ob man im Kloster sei und werde seiner jungen Tage nicht froh." — „Wann nun Knechte und Mägde sich resolvieret haben, frommen Herren und Frauen zu dienen, so kommt der dritte Teufel und machet ihnen diesen Dienst zuwider und reizet sie, daß sie nicht anziehen oder eintreten sollen. Da schicket der Teufel etwa ein altes Weib und läßt sagen: Was willst du machen? Ich weiß einen besseren Dienst für dich." — „Wann Knechte und Mägde ihre Dienste angetreten haben und sehen, daß sie nicht so gute Tage haben als sie ihnen eingebildet, so kommt der vierte Teufel und überredet sie, daß sie davonlaufen oder sich also stellen sollen, daß Herr und Frau selbst genöthigt werden, ihnen den Abschied wieder zu geben." „Wann auch schon das Gesinde sich vornimmt, die Zeit ihres Dienstes auszuhalten, so kommt der fünfte Teufel und beweget sie, daß sie in ihrem Dienst nicht thun,

was sie schuldig sind." — „Der sechste Teufel überredet das Gesinde, daß, wann sie ein Jahr gedienet, so sollen sie weiter fort." Endlich „der siebente Teufel beweget das Gesinde, daß, wenn sie von ihren Herren und Frauen Abschied genommen, reden sie das Ärgste von ihnen und ihren Kindern und lügen noch zehnmal mehr dazu." Der Beschreibung der sieben Gesindeteufel folgt dann eine heilsame kurze Betrachtung über den Text: „Wie die Frau ist, so sind auch die Mägde."

Es ist merkwürdig, daß von Schupp's Predigten nur eine vollständig gedruckt ist, sein gewaltiges Wort wider die Sonntagsheiligung: „Gedenk daran, Hamburg". Man hat oft in Deutschland gesagt, die strenge Sonntagsfeier stamme von den gesetzlichen Puritanern aus England, Deutschland halte sich an Luther, der sich mit evangelischer Freiheit dem Sonntag gegenüber gestellt habe. Aber der gute Lutheraner Schupp zeigt uns, was ein ehrlicher Christ aus Luther's Katechismuserklärung vom dritten Gebot alles sich herausholen könne: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gern hören und lernen". Evangelium, gute Botschaft, Verkündigung der Freiheit, Darbietung einer Gabe göttlicher Liebe ist freilich der Sonntag: für die Flucht, der Zeit Ruf aus der Ewigkeit, für die Plage der Erde Gruß vom Himmel, für das leibliche Leben neue Kraft aus dem Geist. Keine Kirche ohne Sonntag, denn sie braucht eine geheiligte Zeit, da die Gemeinde vor ihrem Herrn erscheint im heiligen Schmuck. Keine Familie ohne Sonntag, denn die Arbeit löst sie täglich auf und nur die Feier schließt sie wieder zusammen. Kein Volksleben mit edlern Trieben und Gütern ohne den Sonntag, der zwischen Hoch und Niedrig ausgleicht und den Mühseligen und Beladenen Erquickung bietet. Aber wer das liebliche Evangelium nicht will, der muß das erschreckende Gesetz sich gefallen lassen. Und die Gesetzesdonner läßt

Schupp in seiner Predigt: „Gedenk daran, Hamburg“, rollen. Er zeigt der Gemeinde mit den lebhaftesten Farben der Wirklichkeit, wie mit der Übertretung des dritten Gebotes auch die anderen Gebote alle in den Staub getreten werden. Der dunklen Gegenwart stellt er dann das lichte Bild der Vergangenheit gegenüber. „Ich muß euch ein wenig erzählen, wie vor Zeiten unsere Voreltern haben pflegen den Sabbath zu heiligen. Wann ihr Kinder guter Art seid, werdet ihr Lust haben ihnen nachzufolgen. Wann vor Zeiten der Sonntag kam und zur Vesper geläutet wurde, so wurden alle Kramerladen, alle Werkstätten zugeschlossen. Die Eltern sagten zu ihren Kindern: Lieben Kinder, räumet auf, nicht allein im Hause, sondern auch im Herzen. Der Sonntag bricht an, Gott helf, daß wir ihn mit heiligen Werken, Zungen und Gedanken begehen. Darauf fingen sie an, zu beten, zu lesen und zu singen, und wann sie sich zu Bette legten, sagte sie: Hilf, lieber Gott, daß wir wohl ruhen und morgen lustig sein, dein Wort zu hören. Wann die Morgenröth anbrach, hörte man in allen Häusern die Jungen und Alten mit lauter Stimme beten und allerhand geistliche Lieder singen. Wann die Mütter ihre Kinder flechteten und schmückten, mußte das Kind ein geistlich Lied singen, oder die Mutter sagte den Kindern etwas vor aus Gottes Wort. Wann die Mütter ihren Kindern den Kranz aufsetzten, sagten sie: Jesus Christus setz dir auch im Himmel die Krone des ewigen Lebens auf, wie Valerius Herberger, ein berühmter Prediger, an einem Ort davon redet. Wann unsere Vorfahren in die Kirche kamen, fielen sie auf ihre Kniee, beteten mit Thränen, fingen darauf an die Kirchenlieder mit Andacht zu singen, und wann der Prediger auf die Kanzel kam, so hörten sie zu wie Falken, und gingen nicht aus der Kirche wieder heraus, bis daß der Segen gesprochen war, und dieses priesterlichen oder vielmehr göttlichen Segens trösteten sie sich die ganze Woche über. Wann der Priester sagte: Der Herr segne dich und behüte

dich, so nahmen sie ihm diese Worte aus dem Mund und sagten: Der Herr segne mich und behüte mich. Nach gehaltener Predigt begehrten sie von ihren Kindern und Gesinde zu wissen, was sie in der Kirche gehört und behalten haben." Hamburg, das edle Hamburg, so fürchtet Schupp, muß schamroth werden vor den Papisten, die am Sonntag nicht ausgehen, ohne eine Messe gehört zu haben, vor den Calvinisten, die aus England nach Hamburg kommen und Sabbathsruhe halten, vor den Juden, die, wenn sie am Sabbath tausend Rosenobel durch Wucher und Schacherei verdienen könnten, an diesem Tag es nimmer thäten. Er hört in seiner Predigt auf, ehe er alles gesagt, — es war eine Wochenpredigt — denn er sieht's den Hörern an, sie wollen zur Börse. Er hat auch keine Hoffnung, daß seine Predigt mehr Erfolg haben werde, als die seiner Vorfahren, die auch gerufen: „Gedenk des Sabbaths, daß du ihn heiligest". „Ich sorge, ich werde mich auch einmal daran zu Tod rufen und Hamburg wird doch bei ihrem Schlendrian, bei ihrem Bocksbeutel bleiben."

In dem Jeremias-Jammer um sein Volk: Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, hat Schupp sein „Gedenk daran, Hamburg", in die Stadt voll Last und Lust, Gewinn und Genuß hineingerufen. Dieselbe seelsorgerliche, strafende und suchende Liebe spricht aus einer Reihe anderer Schriften. Einen unerbittlichen Kampf wider die Unzucht erhebt er in der Schrift: „Corinna, die ehrbare und scheinheilige Hure", ein entsetzliches Bild des Sittenverfalls entrollend, nicht wie die heutigen Realisten thun aus Lust am Schmutz, sondern wie die Gottesmänner zu allen Zeiten gethan, in der Sehnsucht, die Goldmünze der menschlichen Seele aus dem Schmutz herauszuholen. — Der „rachgierige und unversöhnliche Lucidor" ist eine wohlgezielte Schleuder für die harten Herzen der Christen, deren Christenthum aufhört, wo

es erst recht anheben sollte: bei der geduldigen, tragenden, vergebenden Liebe. — Den reichen Leuten, die über Trübsal seufzen, während sie für ihr unverdientes Glück Gott Dank sagen sollten, stellt er „den geplagten Hiob“ vor, daß sie lernen, was rechtes Kreuz und ein rechter Kreuzträger ist. — Eine furchtbare Anklage wider die Mammonsknechte ist „die Almosenbüchse, überreichet denen annoch lebenden fünf Brüdern des reichen in der Hölle gequälten Schlemmers“. Schupp's Wahrheitssinn ist unbestechlich. Es ist unerhört, was der Mann redet, so rief Vornehm und Gering, er meint ändern zu können, was bei uns uraltes Herkommen ist. Christus, das ist seine Entgegnung, hat nicht gesagt: Ich bin das Herkommen. Er hat gesagt: Ich bin die Wahrheit.

Schupp hat nicht bloß den Stab Wehe, er hat auch den Stab Sanft. Kein lieblicheres Zeugnis für die Hirtenliebe des für die Arbeit im Großen angelegten Mannes als die Treue im Kleinen, mit der er der Geringen in der Gemeinde gedenkt. In Hamburg war am Donnerstag eine Betstunde, in welcher die Litanei gesungen wurde. Sie ward schlecht besucht. Sie war am Werktag, zu ungünstiger Stunde. Die Kinder waren freilich durch keine Arbeit am Kommen gehindert, aber sie hatten keine Sitzplätze. Die wenigen, die kamen, hatten kein Verständnis dessen, was sie sangen. Von wahrhaft väterlicher Liebe zu den Kindern, „dem Allerfürtrefflichsten, das Gott den Eltern gegeben, zu den Ebenbildern Gottes, den Brüdern Christi, den Mitgenossen der englischen Heerscharen, den Erben des ewigen Lebens“ schreibt er — nachahmungswerth auch für unsere Tage — die „Einfältige Erklärung der Litanei, den Kindern, Knechten, Mägden und anderen einfältigen gemeinen Leuten im Kirchspiel zu St. Jacob in Hamburg, zum neuen Jahr mitgetheilt“. — Aus gleicher Gesinnung schreibt er bei einer anderen Jahreswende „die Krankenwärterin oder eine Auslegung des heiligen Vaterunsers, wie

man es mit armen einfältigen kranken Leuten beten kann, also daß sie es nicht obenhin und aus Gewohnheit, ohne Verstand, ohne Andacht daher sagen, sondern auch wissen, was für Betrachtung sie dabei haben und wie sie daraus ihren Glauben und Vertrauen zu Gott stärken und mehren sollen". Endlich hat er auch der Sterbenden sich angenommen in der Schrift: „Golgatha oder eine kurze Anleitung, wie ein kranker Mensch ihm die sieben Worte, welche der Herr Jesus am Stamm des heiligen Kreuzes gesprochen hat, auf seinem Todbett solle zu Nutze machen." In einem Winter voll Krankheit hatte ihm ein kranker Mann geklagt, daß er die Passionspredigten nicht besuchen könne. „Ich höre gern, antwortete Schupp, daß ihr so groß Verlangen traget, die Passionspredigten anzuhören. Wenn ich betrachte, was der Kern, der Saft und der Inhalt der ganzen heiligen Schrift sei, so befinde ich, es sei Jesus Christus, der Gekreuzigte. Ich bin jetzt mit vielen Geschäften und Widerwärtigkeiten überhäuft. Ich werde euch nicht alle Tage besuchen können. Allein nehmet euer Töchterlein zum Hofprediger an und laßt euch diese Gebetlein täglich vorsprechen, welche gerichtet sind auf die letzten Worte, welche unser Erlöser am Stamm des heiligen Kreuzes gesprochen hat, deren ich selbst gebrauchen will, wann ich auf das Todbett gerathe."

Ich muß, ehe ich an sein Todbett führe, noch etwas Merkwürdiges aus seinem Leben berichten: Schupp war in den Adelstand erhoben, aber er bleibt bei seinem bürgerlichen Namen und in allen seinen Schriften findet sich von seiner Standeserhöhung auch kein Sterbenswörtlein. Wenn man ihm zuhört, wie er von seinen Verbindungen mit vornehmen Männern erzählt, so regt sich wohl der Verdacht: sollte er auf den vornehmen Umgang wohl stolz sein? Ich glaube es nicht. Beweis ist mir auch die Art, wie er seine Erhöhung in den Adelstand betrachtet hat. Einer seiner vornehmen

Freunde war der Graf Christian von Rantzau-Breitenburg, Statthalter von Schleswig-Holstein. Der stellt in Kaiserlicher Vollmacht, als Kaiserl. Pfalz- und Hofgraf, am 26. März 1658 das Adelsdiplom aus. „Da ich wahrgenommen und betrachtet habe, den ehrbaren Wandel, die Rede und Geschicklichkeit, die gute Vernunft, die adligen Sitten und Tugenden, auch das alte gute Geschlecht und Herkommen, dessen der wohlehrwürdige, hochgelahrte Herr Johann Balthasar Schuppius, der heil. Schrift Doctor, fürstlich Hessen-Darmstädtischer Konsistorialrath und der St. Jakobi-Kirche zu Hamburg wohlverdienter Pastor, für mir und Jedermänniglich gerühmt worden, auch die angenehmen, gehorsamen, willigen und ersprießlichen Dienste, welche des ermeldeten Herrn Dr. Schuppii Eltern und Voreltern denen Landgrafen zu Hessen-Darmstadt und dero fürstlichem Hause zu Kriegs- und Friedenszeiten mit stetiger unaussprechlicher Treue und Devotion erwiesen haben, — — so erhebe ich den ermeldeten Dr. Joh. Balth. Schuppius sampt seiner geliebten ehelichen Hausfrau und allen seinen ehrlichen Leibeserben und derselben Erbeserben, in den Stand, die Ehre und Würde des Adels, als wenn sie von ihren Ahnen recht geboren von Adel wären." Zugleich erhebt der Graf Rantzau, als Pfalz- und Hofgraf der großen Comitive, den D. Schupp in die Ehre und Würde eines Pfalz- und Hofgrafen der kleinen Comitive. Das Diplom befindet sich im Hamburger Archiv. Dorthin ist es nicht etwa von den Erben Schupp's niedergelegt worden, sondern durch Ankauf aus dem Nachlaß eines Hamburger Privatmannes gekommen.

Schupp trug die Schmach Christi, nach weltlicher Ehre begehrte er nicht. Die Dinge, die er in Hamburg erfahren, scheinen das Leben des Mannes erschüttert zu haben. Von schwerer Krankheit ergriffen, starb er im 52. Jahre seines Lebens am 26. Oktober 1661 „mit großer und unglaublicher Freudigkeit seines Gemüthes." Die Worte, die er, wie er in

„Gedenk daran, Hamburg“ sagt, einmal auf sein Grab wollte schreiben lassen, waren die letzten, die er gesprochen: „Ich glaub eine Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“ Dr. Lambert, der Rektor des Gymnasiums, lud mit einem kurzen Lebenslauf zu seiner Leichenfeier ein. Ich denke, wir rufen mit ihm dem Heimgerufenen nach: „Gute Nacht, geliebter Herr Schupp. Gehab dich wohl, du unüberwindlicher Bestreiter alles Unglücks.“ Denn das haben wohl die geneigten Leser mit mir erkannt: Er war in böser deutscher Zeit ein guter deutscher Mann.



Einem jungen Freunde.

Von R. Lehmann—Filhés.

Was willst du werden? Sieh, die Welt ist offen
Und tausend Wege führen durch sie hin;
Noch hast du nicht die schwere Wahl getroffen,
Bald hier-, bald dorthin neigt sich noch dein Sinn.

Nun wohl, die Zeit wird die Entscheidung bringen,
Um die zur Stunde noch dein Herz nicht weiß.
Dann frisch an's Werk! Wer Tücht'ges will erringen,
Der spare nicht an Müh' und ernstem Fleiß.

Zwar wie sich einst dein Lebensweg gestaltet,
Ob im Verborg'nen still und unbekannt,
Ob er zu Glanz und Ehren sich entfaltet,
Ob lang, ob kurz ist — steht in Gottes Hand.

Doch wenn auch Alles in den Schoß dir fiele,
Was je ein Menschenleben hat geschmückt,
Und wenn du stündest am ersehnten Ziele,
Das du verlangend hast im Traum erblickt,

Wenn du zu jenen Höhen könntest steigen,
Wo dich umleuchtet einer Krone Schein,
Es kehrte doch, wenn Beſſ'res nicht dir eigen,
Der Friede niemals in dein Herze ein!

Nur einen Ehrentitel weiß ich, einen,
Vor dem die andern Rauch und Asche sind:
Gott unser Herr verleiht ihn selbst den Seinen;
Der Ehrentitel heißt „ein Gotteskind".



Sorgen und Nichtsorgen.

Von Caroline Abbot.

„Drum, wo die Welt vertraut, da sorge du,
Und wo die Welt sorgt, da vertraue du.“

Es war schon spät Abends. Der Zug nach D. sollte in fünfzehn Minuten abgehen. In dem überfüllten Wartesaal dritter Klasse befand sich ein junges Mädchen, das mit einem kleinen Koffer, einer schweren Tasche und einem Plaid beladen auf das Öffnen der zum Perron hinausführenden großen Glasthür wartete. Man merkte wohl, daß ihr das Reisen etwas Ungewohntes war, denn sie blickte sich scheu und ängstlich um, als ob sie nicht recht Bescheid wüßte. Sie war allein. Niemand kümmerte sich um sie. Durch das Gewühl der Menge wurde sie fast in den eleganten Nebensaal gedrängt, darin auch eine Anzahl Reiselustiger den Moment der Abfahrt ersehnte. Ihr Blick fiel auf ein junges Paar, das einige Schritte von ihr entfernt Arm in Arm dastand. Es waren augenscheinlich junge Eheleute, die nicht nur die Reise nach irgend einem beliebigen Ort zusammen antreten, sondern die eine noch längere Reise gemeinschaftlich machen wollten: die Reise durch's Leben. Wie glückselig sahen sie aus. Wie strahlend blickte der schöne, große Mann auf sein junges Weib herab. Sie hielt ein Körbchen mit kandirten Früchten in der Hand. Für anderes Gepäck brauchte sie nicht zu sorgen.

Doch sollte ihr auch noch diese Last abgenommen werden. „Gieb her, mein Schatz!“ sagte ihr Gatte, als ein Vorübergehender zufällig an das Körbchen stieß, „gieb her, mein Schatz! das Ding inkommodirt Dich.“ Nicht der leiseste Windhauch sollte seine Blüthe streifen; nicht ein Thautropfen zu viel auf ihr lasten!

Jetzt wurden die Thüren geöffnet, und der Portier rief die Namen der verschiedenen Stationen aus, die der Zug berühren würde. Aber wahrlich, wären die Passagiere nicht ohnehin über ihren Reiseweg orientirt gewesen, so hätten sie durch das Geschrei des guten Mannes keine sehr lichten Aufschlüsse darüber erhalten; denn es hätten eben so gut Städte in Kamtschatka oder Afghanistan sein können, deren Namen er ableierte. Man strömte zur Thür hinaus. Gertrud, so hieß unsere einsame kleine Freundin, konnte mit ihrem schweren Gepäck nur langsam vorwärts dringen. Vergebens suchte sie nach einem Schaffner, der ihr zu einem Sitze in einem Damencoupé verhelfen sollte. Bedeutendere Persönlichkeiten nahmen diese Beamten so in Anspruch, daß Gertruds bescheidene Stimme überhört wurde. In ihrer Angst und Aufregung (denn sie fürchtete, gar nicht mehr mitzukommen) entglitt das Köfferchen ihrer Hand und fiel ziemlich unsanft auf den Fuß eines ältlichen Herrn, der gerade neben ihr stand. Zornig wandte er sich um. „Sehen Sie sich doch vor! Wie können Sie so ungeschickt sein! Sie haben“ — aber er hielt inne, als er in das Antlitz der Angeredeten schaute. „Verzeihen Sie,“ sagte Gertrud, „ich habe es nicht gern gethan.“

Fast alle Reisende waren jetzt schon eingestiegen. Endlich erbarmte ein Schaffner sich auch Gertruds und wies ihr den letzten Platz in einem Frauencoupé an. Schleunigst stieg sie ein, und die Thür wurde zugeworfen. Der Herr, der sie vorher so barsch angeredet und der bis jetzt in ihrer Nähe geblieben war, entfernte sich nun auch und begab sich in seinen Waggon, worin sich unser Ehepaar schon installirt hatte. Sie

schienen miteinander befreundet zu sein, denn sie fingen gleich eine lebhafte Unterhaltung an. Doch lassen wir sie plaudern und kehren zu Gertrud zurück. Nachdem die sieben weiblichen Wesen, die die enge Behausung mit ihr theilten, ihre Toilette genau studirt, ihr Gepäck prüfend gemustert und ihr Gesicht gründlich beschaut, zog sich eine nach der anderen so zu sagen in sich selbst zurück und begann sich für die Nachtfahrt zurecht zu legen. Bald verriethen gewisse wohlbekannte Töne, daß die Damen in Morpheus Reich hinübergewandert waren. Nur Gertrud wachte. Die Eckplätze waren schon alle besetzt gewesen, als sie einstieg, so konnte sie nicht hinausschauen und die Landschaft vorbeifliegen sehen, was unstreitbar für ein bewegtes, gepeinigtes Gemüth eine Art Trost und Beruhigung ist. Sie drückte die Augen zu, aber der Schlaf war ihr fern.

Es ist durchaus nichts Neues, daß ein junges Mädchen allein in die Welt hinauszieht, um sich ihren Weg zu bahnen. Gewiß nicht! Es geschieht alle Tage. Aber wie viel Altes in der Welt ist immer neu und wird immer neu bleiben, so lange die Erde steht. Gertruds Herz war eben so schwer, als ob es das erste junge Herz wäre, das so früh matt und lebensmüde, bang und sorgenvoll in eine erschreckend ungewisse Zukunft blicke. Wir müssen in des jungen Mädchens Lebensbuch zurückblättern, um sie ein wenig näher kennen zu lernen.

Das Heim, das sie verlassen, war kein fröhliches. Sie konnte sich nicht in den trüben Sonnenstrahlen vergangenen Glückes wärmen. Machte ihr das die Gegenwart leichter? Ich weiß es nicht. Seit dem Tode ihrer Mutter, die vor fünf Jahren heimgegangen, war ihr Los ein schweres gewesen. Ihr Vater, Herr v. Esching, ein griesgrämiger alter Hauptmann a. D., erfand stets neue Arten und Weisen, sie zu plagen. Vielleicht ahnte er gar nicht einmal, wie viele bittere Tropfen er täglich in ihren Lebenskelch hineinschüttete. Er bezog eine ziemlich geringe Pension, von der sie alle drei leben mußten; denn leider waren es drei. Gertrud hatte einen Bruder, Rudolph mit Namen, der

jedoch in der kleinen Familie nur nominell Bruder und Sohn war, thatsächlich aber eine Sorge und eine Last. Da er nicht viel Credit hatte, machte er nicht viele Schulden. Aber die er machen konnte, machte er und kümmerte sich wenig um die Folgen. Er studirte Jura, will sagen er studirte nicht Jura, noch sonst etwas anderes, sondern las Romane, kneipte nach Belieben herum und besuchte ab und zu eine Vorlesung, wenn er „Zeit“ dazu hatte. Der Vater schalt auf den Sohn und der Sohn auf den Vater. Da gab es denn in dem unglücklichen Heim ein Trio, darin gar viele und schlimme Dissonanzen vorkamen ohne Auflösungen, oder mit solchen, die man so nennen könnte, nur weil sie die Bande der Liebe und des Verständnisses immer mehr auflösten.

Es erschien nun aber noch ein Vierter auf der kleinen Familienbühne: Ernst von Wolden, ein früherer Schulfreund Rudolphs; ein Mensch, der, obgleich er lieb und fromm, begabt und edelgesinnt war, noch mehr bittern Unfrieden in's Haus brachte, ja eben darum. Der Leser weiß schon, wie es kam. Es konnte ja garnicht anders kommen. Ernst hatte redlich versucht, seinen weiland Freund auf bessere Wege zu bringen, und sich darum oft uneingeladen dem wenig trauten Kreise angeschlossen, in der Hoffnung, durch das Einführen anderer Gedanken, neuer Elemente, höherer Interessen die Wolken, die stets über dem Hause schwebten, ein wenig zu lüften. Zuerst war er nur mit diesem Ziel im Auge gekommen; aber bald, ohne daß er seinen ursprünglichen Vorsatz aufgegeben hätte, zogen ihn andere Fäden dort hin, Fäden, die allmählich zu Seilen geworden. Auch Gertruds Herz war mit den seligen Ketten der Liebe gebunden — gebunden an diesen jungen Mann, der den schweren Beruf eines Missionars gewählt und binnen Kurzem mit einigen Amtsbrüdern die Reise nach Südafrika antreten sollte. Willig wäre sie mit ihm bis an's Weltenende gezogen. Das wußte er und doch war kein Wort der Liebe je zwischen den Beiden ausgetauscht worden. Ernst

wollte schweigen, bis er mit Herrn von Esching gesprochen, gerade weil er ahnte, daß seine Gesinnung gegen ihn durchaus keine freundliche war und er es für unehrenhaft gehalten hätte, anders zu handeln.

Seine Befürchtungen hatten nur zu guten Grund. Herr von Esching hatte sich allerdings einen andern Traum für seine Tochter zurechtgeträumt. Ihre Schönheit, ihr Geist und ihr liebliches Wesen, deren er sich trotz seines ewigen Scheltens und Schimpfens wohl bewußt war, sollten irgend einen reichen Freier bewegen, sich ihr zu Füßen zu stürzen und zugleich den theuren Vater als werthvolle Zugabe mit in sein Herz und seine Tasche aufzunehmen.

So war ihm denn dieser Ernst ganz gewaltig in die Quere gekommen; denn die alten Augen waren nicht blind und hatten wohl gesehen, wie sich Herz an Herz geschlossen. Dem Rudolph wäre es auch genehmer gewesen, wenn seine Schwester ihm einen Schwager aus der Welt des Mammons vorgestellt, der seine Schulden mild beurtheilt und getilgt hätte; denn Wolden war durchaus nicht wohlhabend, obgleich er über ein bescheidenes sicheres Einkommen zu verfügen hatte.

So wurde denn der Unwille gegen Ernst ein Punkt der Annäherung zwischen Vater und Sohn. Man sah sie zuweilen gemüthlich mit einander reden und scherzen. Da durfte man dann sicher annehmen, daß der arme Wolden das Thema des Gespräches bildete. Schlimm ist's, wenn die Fröhlichkeit in dem Boden des Hasses und Grolles wurzelt. —

* * *

Die Zeit der Abreise rückte unerbittlich heran.

Dem armen Ernst stand noch ein schwerer Schritt bevor, er mußte ja mit dem Vater sprechen, unmöglich konnte er ohne Gewißheit von Gertrud scheiden. So ersuchte er denn Herrn von Esching um eine Unterredung, die ihm augenblicklich

gewährt wurde. Der junge Mann bat ihn, seine Reise antreten zu dürfen mit der Hoffnung, daß er ihm dermaleinst Gertrud zu eigen geben würde. Natürlich müsse er ja erst seinen Weg geebnet wissen und mit den Verhältnissen in seiner Missionsstation vertraut geworden sein, ehe er wagen dürfe, sie zu bitten, ihm zu folgen, um ihm dann dort in seiner gesegneten Thätigkeit beizustehen, aber dann —

„Wahnsinniger Thor!“ stürmte der alte Soldat, „glauben Sie, ich hätte den Verstand verloren so gut wie Sie? Diese Gedanken schlagen Sie sich aus dem Kopf. Nimmermehr! Keine Heirath! Keine Verlobung! Keine Briefe! Gertrud ist nicht mündig, sie muß sich meinem Willen unterwerfen. Ich muß sorgen für mein Kind. Das werde ich auch thun, aber nicht, indem ich sie einem mittellosen Schwärmer nach Afrika nachschicke!“

Obgleich Ernst wohl auf einen Kampf gefaßt gewesen war, so schlugen ihn doch diese harten hoffnungraubenden Worte schwer nieder.

Jetzt trat Gertrud, die die lauten zornigen Töne vernommen, zitternd in's Zimmer. Ernst faßte sich schnell und sagte ruhig:

„Herr von Esching, ich habe Ihrer Tochter nie die Gefühle, die ich für sie hege, geoffenbart, wir sind nicht durch Worte an einander gebunden, aber in's Herz haben wir uns doch geschaut, wozu jetzt noch ein Hehl daraus machen!“

Ehe der alte Mann seine Antwort herausdonnern konnte, ging Gertrud auf ihn zu:

„Ach, Vater!“ rief sie, „hab Erbarmen. Wir wollen uns ja Deinem Willen fügen, wir wollen warten, aber nimm uns doch nicht alle Hoffnung, laß uns einander schreiben!“

„Nein, nein, kein Wort! — Ja, doch!“ Ein unheimliches Feuer leuchtete in seinen Augen. „Ja, Ihr dürft Euch schreiben, aber verlobt seid Ihr nicht, Du, Gertrud, mußt frei sein wie der Vogel in der Luft.“

Damit verließ er das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

Still sahen sich die Beiden an. „Sorget nichts!“ war Gertruds Konfirmationsspruch gewesen. Wie oft schon hatte sie sich die Worte zugeflüstert, auch jetzt sprach sie dieselben fast unbewußt aus. Ernst vernahm sie, und wie ein Echo tönten sie von seinen Lippen zurück.

* * *

Die Stunde des Scheidens war gekommen.

Wieviel mal haben wohl die Schallwellen das Wort „Lebewohl“ durch die Luft getragen! Durch alle seligen Grüße des Willkommens tönt das alte, ernste Lied hindurch: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“ Und „Scheiden thut weh.“ Diese kurzen Worte sagen in ihrer schlichten Weise mehr als manche lange, beredte Schilderung des Trennungsjammers. Ja! Das Scheiden that weh — bitterböse weh. Die Beiden wollten fast verzagen, doch beschloß heimlich der Eine dem Andern zu helfen stark zu sein. Mit einer edlen, heiligen Heuchelei sprachen sie das Abschiedswort muthig, fast fröhlich aus. Ob sie einander betrogen? Ich weiß es nicht.

Als Gertrud mit thränenblinden Augen sich vom Fenster, von dem aus sie den Geliebten hatte fortfahren sehen, zurück in's Wohnzimmer wandte, rieben sich gerade Vater und Sohn die Hände vor Freude über das endgiltige Verschwinden des Plänestörers.

Das junge Mädchen schlich sich in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

„Sorget nichts! Sorget nichts!“ Was kann doch solch kleiner unscheinbarer Spruch, der Einem in früher, froher Jugend mit auf den Weg gegeben worden ist, was kann er Einem doch im Leben werden! — Nach Jahren leuchtet er oft in dunkle Leidenszeiten hinein, ein freundlicher Stern am mitternächtlichen Himmel.

Gleich einem lang verborgenen, plötzlich aufgegangenen Samen bricht er auf manch dürrem Lebensweg als liebliche Blume hervor, oder erklingt sanft und klar in einer angst- und sturmbewegten Brust, wie oben auf den Hochalpen das Rettungsglöcklein durch das Brausen und Toben des Windes hindurch dem verirrten Wanderer die nahe Hülfe verkündet. „Sorget nichts!“ tönte es auch durch Gertruds Zimmerchen.

Die Tage vergingen.

Wäre nur die Mutter des fernen Freundes noch am Leben gewesen und in ihrer Nähe, wie gern hätte sie sich zu ihr geflüchtet, um von dem Theuren mit ihr zu sprechen und sich mit ihr zu trösten. Aber Vater und Mutter waren längst verstorben. Mit seinen in Oesterreich lebenden streng katholischen Verwandten hatte er, nachdem er in seinem zwanzigsten Jahre zur evangelischen Kirche übergetreten war, keinen Verkehr; sie hatten ihn, durch Priesterwort beeinflußt, fast verstoßen. Die große römische Mutter sieht nicht gelassen zu, wenn eines ihrer Kinder sich ihrer strengen Zucht entzieht.

Ernst hatte wenig von seiner Familie gesprochen und Gertrud ihn nicht viel darüber gefragt. Sie liebte ihn eben, und das war ihr genug. Schätzt man nicht einen kostbaren Diamanten, auch ohne viel nach der Fassung zu fragen?

Herr von Esching hatte schon früher einmal den Vorschlag gemacht, daß seine Tochter in irgend einem reichen, vornehmen Hause Stellung als Erzieherin suchen solle. Im Stillen war dabei sein Gedanke, daß sie dort doch wohl eher als in seinem ärmlichen Heim irgend welche Bekanntschaft zu machen Gelegenheit haben würde, die seinen schon erwähnten Traum verwirklichen könnte. Er kam auch jetzt wieder auf diesen Plan zurück. „Geh nur,“ sagte er eines Tages zu ihr. „Ich werde schon ohne dich fertig werden. Ich nehme mir eine Haushälterin, die wird mich hundertmal besser pflegen als du.“

Gertrud hatte sich damals gegen diesen Schritt gesträubt, jetzt aber war sie gern bereit ihn zu thun, denn daheim zu

bleiben mit Vater und Bruder, nun die Dinge sich so gestaltet hatten, wurde ihr immer schwerer.

So bemühte sie sich jetzt, eine passende Stellung zu finden, womöglich fern von der Stätte, wo sie so viel erlitten. Bald wurden auch ihre Bestrebungen mit Erfolg gekrönt. Eine Dame in D., bestochen durch Gertruds brillantes Lehrerinnen-Diplom, vielleicht noch mehr dadurch, daß sie schrieb, sie verzichte auf hohen Gehalt, wenn sie nur auf liebevolle Behandlung bauen dürfe, hatte sich bereit erklärt, sie versuchsweise aufzunehmen. Frau von Koraz hatte auch, Gertruds Worten gemäß, nur eine ziemlich geringe Besoldung angeboten; die andere Klausel aber, in Betreff der liebevollen Behandlung, gar nicht berührt, vielleicht weil eine solche selbstverständlich war.

Sehnlichst hoffte Gertrud vor ihrer Abreise das versprochene Telegramm von Ernst zu erhalten, das ihr mittheilen würde, wohin sie ihm schreiben sollte, denn gleich nach seiner Ankunft am Landungsplatz erwartete er die Anweisung, sich weiter in's Inland zu begeben, wohin war noch unbestimmt. Doch das Telegramm kam nicht, und sie mußte ohne Nachricht abreisen.

So machte sie sich denn auf den Weg nach ihrem neuen Wirkungskreis, und so fanden wir sie am Anfang dieses Kapitels im gefüllten Coupé sitzen, das Herz voll Angst und Hoffnung, voll Verzagtheit und Muth, voll Traurigkeit und doch auch voll Dank gegen Gott, daß er ihr so bald ein Thor geöffnet.

Zweites Kapitel.

Das neue Heim.

In der Nähe der Stadt D. lag ein großes, antik aussehen sollendes, neues Schloß, Tarlen genannt. Es war burgähnlich gebaut. Dieser Stempel war ihm jedoch ein wenig zu kräftig ausgeprägt; denn uralte Thürme und ehrwürdige, ver-

fallene Zinnen lassen sich kaum täuschend ähnlich in der Gegenwart herstellen. Es ist, wie wenn ein ganz junges Mädchen sich als Matrone verkleidete. Die Jugend guckt doch überall hervor. Aber wo der Geschmack fehlte, hatte das Geld gereicht, und so war dennoch ein stattliches Gebäude entstanden, zahlreiche Gemächer enthaltend, deren luxuriöse Ausstattung meines schlichten Beschreibungsvermögens spottet. Der herrliche Garten, der das Schloß umgab, blitzte und funkelte in der Decembersonne. Alle zarten Gewächse waren sorgfältig mit Stroh und Leinwand vor Wintersturm und Kälte geschützt. Ach, könnten doch manche menschliche Pflanzen auch vor den Stürmen und noch mehr vor der Kälte eines andern Winters geschützt werden! Aber das geht nicht an.

Es waren schon mehrere Wochen vergangen, seit Gertrud in dieses ihr neues Heim eingekehrt. Sie kam eben mit ihren beiden Zöglingen, jungen Mädchen im Alter von dreizehn und sechzehn Jahren, von einem Spaziergang im Park zurück. Sie betraten den breiten Flur, stiegen die prächtigen Eichentreppen hinauf und begaben sich in ein gemüthliches Zimmerchen. Dort beschäftigten sie sich mit Weihnachtsarbeiten, denn das frohe Fest nahte heran. Irma und Elise (genannt „Stöpke“) waren einander in jeder Beziehung unähnlich. Die Eine war braun, die Andere blond; die Eine groß, die Andere klein; die Eine hübsch, die Andere häßlich; die Eine sanft und still, die Andere naseweiß und laut wie ein Brausewetter; die Eine gut, die Andere abscheulich.

Nun fürchte ich aber, daß einige Konfusion in diese Beschreibung hineingerathen ist, und daß es dem Leser nicht recht klar sein wird, wie diese verschiedenen Eigenschaften unter den beiden Schwestern vertheilt waren: Irma war die ältere, blonde, große, hübsche, sanfte, stille, abscheuliche; Stöpke die jüngere, braune, kleine, häßliche, laute, naseweiße, gute Schwester, deren Unarten alle auf der Oberfläche lagen und von einem Windhauch der Liebe weggeblasen werden konnten. Gertrud brauchte

nicht lange, um die Charaktere ihrer Pfleglinge zu erkennen und um zu fühlen, daß das kleine ungezogene, unordentliche Ding, das sie von Morgens bis Abends plagte, ihr Herz- und Trostblättchen werden sollte.

Es ist aber wohl nöthig, den wundersamen Namen „Stöpke“ zu erklären. Als sie Baby war, nannte sie ihr Vater Stöpsel, ihrer Kleinheit und runden Formen halber. Sie konnte das Wort nicht aussprechen und nannte sich Stöpke. Zuerst lachte man darüber, dann gewöhnte man sich daran, und nun hieß sie nicht anders, außer in gewissen feierlichen Momenten, wo sie dann ihre rechtmäßige Benennung erhielt.

Frau von Koraz, die Mama, wie soll sie beschrieben werden? Garnicht! Sie kann sich durch Wort und That selbst beschreiben. Der Herr des Hauses, ein meist, aber nicht immer, gemüthlicher Edelmann, war, was man so sagt, ein „charmanter Mensch“, d. h. er empfing gut, gern und viel; auch hatte er ein famoses Herz, d. h. er bewirthete mit ausgezeichnetem Champagner, besaß exquisite Cigarren, die er freigebig seinen Freunden verabreichte. Gewiß alles lobenswerthe Dinge. Er ging auch viel auf die Jagd, wobei er ebenfalls die Noblesse seiner Seele bewies, indem er manchen Rehbock und Hasen schoß und an befreundete Nachbarfamilien mit schönem Gruß sandte. Wenn auch noch einige andere Nebensachen über ihn zu berichten wären, so umfaßt die gegebene Schilderung doch die Hauptkennzeichen seines Wesens. Er lebte soweit ganz glücklich mit seiner Frau, welches „ganz glücklich“ gewöhnlich soviel bedeutet wie das vielverhüllende „genügend“ unter den Schularbeiten der Kinder. Nicht Herz und Herz, sondern Titel und Geld hatten sich hier vermählt.

Aber nun wollen wir in den Salon treten, wo wir außer Herrn und Frau von Koraz und verschiedenen Gästen das junge Ehepaar wiederfinden, dessen flüchtige Bekanntschaft wir schon machten. Die junge Frau, Gräfin Beate Dalstein, war die älteste Tochter des Hauses, die mit ihrem Gatten, von

der Hochzeitsreise zurückgekehrt, einige Zeit bei den Eltern verweilen wollte, bevor sie in ihr eigenes Heim einkehrte. Beate war schön wie eine Rose, aber — Rosen haben Dornen! Graf Dalstein hatte sich in den letzten Tagen der Flitterwochen nicht gerade selbst daran verletzt, aber er hatte sie von fern einmal durchblicken sehen.

Es sah gemüthlich in dem eleganten Gemach aus. Der „Afternoontea" wurde eben aus ätherischen kleinen Sèvres-Täßchen getrunken. Das prasselnde Feuer im Kamin und die vielen Lampen umher warfen ihr Licht auf beringte Finger und lockten strahlende Funken aus Brillanten und Rubinen hervor. Leichte Worte, frohe Scherze flogen hin und her. Über diesem behaglichen Bilde vornehmen Comforts schien auch das Gebot: „Sorget nichts!" geschrieben zu stehen.

Beate hatte sich eben an's Klavier gesetzt um zu singen. Es ertönten die ersten Klänge ihrer herrlichen Stimme, als Stöpke ungestüm hereingepoltert kam und rief: „Mama! Fräulein hat so furchtbares Kopfweh! Kann ich ihr nicht ein bischen Thee bringen? Ich werde ihn selbst eingießen!" Hierbei griff sie nach einer Tasse, die ihr aber aus der Hand fiel und in Scherben zerbrach.

„Was fällt Dir nur ein?" schalt Frau von Koraz, „wirst Du denn nie lernen, wie Du Dich zu benehmen hast? Ich muß mich ja Deiner schämen! Fräuleins Kopfschmerzen werden schon vorübergehen. Gehe augenblicklich zu Deinen Arbeiten zurück und komme nicht wieder hier herein!"

„Aber Mama! ich sage Dir, sie hat arges Kopfweh! sie sieht ganz schrecklich elend aus!"

„Geh! hörst Du nicht, was ich Dir sage?" befahl ihre Mutter. Zornig sah das Kind auf den versammelten Kreis und machte immer noch keine Anstalt zu gehorchen.

„Sehen Sie mal diese junge Furie an!" rief Herr von Koraz lachend seinen Gästen zu, „meine jüngste Tochter, Stöpke, ein verfehlter Unteroffizier!"

In diesem Augenblick erschien Gertrud an der Thür. Ihr Aussehen strafte Elisens Worte nicht Lügen. Als sie sich nach ihrem Zögling umsah, begegnete ihr Blick demselben alten Herrn, mit dem sie damals auf der Reise in Konflikt gerathen war. Erstaunt schaute er sie an und grüßte dann höflich. Dies vermehrte ihre schon ohnedies peinliche Verlegenheit. Sie erwiederte kaum seine Verneigung, faßte Stöpke fest an der Hand und verschwand mit ihr in's Nebenzimmer.

„Elise! wie konntest Du nur von meinen Kopfschmerzen sprechen?“ rief Gertrud.

„Und warum sollten Sie nicht eine Tasse Thee haben gerade so gut wie die da im Salon? Sie sind doch lieber wie alle die Anderen zusammen!“

Irma machte gerade die letzten Striche an einer Zeichnung und bekümmerte sich absolut nicht um die Sache. „Warten Sie nur,“ hob Stöpke wieder an, „ich hole Ihnen Thee aus der Küche“. Bevor Gertrud es verhindern konnte, war sie schon längst hinausgerast und kam auch bald mit dem dampfenden Getränk zurück.

„So, nun legen Sie sich auf's Sopha. Sie sehen ja ganz erbärmlich aus. Und nun trinken Sie den Thee recht heiß. Sie sollen mal sehen, das wird Ihnen gut thun.“ Dann fing sie an mit echt kindlicher Unbedachtsamkeit so laut auf die Fensterscheibe zu trommeln, daß es einem Simson an Nerven schlimm dabei werden mußte.

„Wenn Du Deiner Patientin Bestes wünschest,“ sagte Irma ruhig, „so höre doch mit dem entsetzlichen Spektakel auf! Bitte, nimm auch ein wenig Rücksicht auf mich.“

„Ja! Du hast Recht“, rief Stöpke, sofort innehaltend. „Du bist mir egal, aber Fräulein da! Wie konnte ich nur solchen Lärm machen?“ Sie ging wieder zu ihr hin, legte ihr die Hand nicht gerade sehr sanft auf die Stirne und streichelte ihr die Haare kreuz und quer.

Aber wie wohlthuend war dem einsamen Mädchen der zärtlich sein sollende Liebesbeweis.

„Ist Ihnen besser?“ fragte der ungeschickte kleine Doktor. Der Thee hatte wirklich geholfen, die Liebe vielleicht noch mehr.

„Danke Dir, mein Kind, viel besser!“

„Mama faselt immer von guten Manieren,“ schalt Stöpke weiter, „ich verstehe manche Dinge nicht. Ich nenne das nicht feine Manieren, wenn man Jemanden, der Kopfschmerzen hat, liegen läßt, ohne sich um ihn zu bekümmern. Das nenne ich schlechte Manieren. Mir ist's ganz egal, wer es ist.“

„Elise! Elise! hör' auf!“ rief die junge Erzieherin. „Du darfst nicht von Deiner Mutter so sprechen. Das erlaube ich nimmermehr!“ Aber wie schwer wurde ihr das Schelten, da jedes ungezogene Wort wie Musik an ihr Ohr klang.

Diese kleine Scene sei ein Spiegelchen, in dem die Familie Koraz ein wenig zu beschauen ist.

* * *

Immer noch kein Brief von Ernst. Alle Morgen, wenn der Briefträger den Gartenweg herauf kam, verfolgten ihn ein paar erwartungsvolle Augen und lauschten ein paar durch die Liebe geschärfte Ohren auf seinen Tritt. Aber er kam und ging — er kam und ging, und brachte nichts. Auf dem Tischchen im Flur, das dazu bestimmt war, lagen Haufen von Briefen, aber keiner für Gertrud.

„Scheiden thut weh.“ Ja! aber solch Schweigen noch weher. Dabei kann die Phantasie mit den Gedanken durchgehen. Niemand gebietet ihr Halt.

Da war's schwer, nichts zu sorgen. Das will erst erlernt sein, und alle Tage sind nicht gleich; und der Geist von oben her waltet auch nicht zu allen Stunden gleich mächtig in der schwachen Menschenseele.

Eines Morgens, als sie ihren Schülerinnen französischen Unterricht gab, trat der Diener ein und reichte ihr zwei Briefe. Wie ein Blitz am Himmel aufleuchtet und erlischt, so flog ein Freudenstrahl über ihr Gesicht und verschwand. Das eine Schreiben war von ihrem Vater, das andere von ihrem Bruder. Sie erbrach die Siegel und las. Bleich und bleicher wurde sie, je mehr Seiten sie wandte. Ein Ausruf der Empörung entfuhr ihren Lippen, wurde aber sofort unterdrückt.

„Fräulein“, sagte leise die höfliche Irma, „ich habe Sie schon zweimal gefragt, ob dieser Satz richtig ist. Bitte, korrigiren Sie ihn mir“.

Gertrud nahm das Heft und sah die Arbeit durch, während die Worte, die sie eben gelesen, laut in ihrem Ohr ertönten:

„Ich will's nur heraussagen, ich habe Schulden gemacht. Es ging nicht anders. Ich muß Geld haben, sonst bin ich verloren! Mach' keine Faxen. Bitte Frau von Koraz um einen Vorschuß. Es muß aber gleich sein.“

„Dévaster ist falsch. Sie haben es im Infinitiv geschrieben. Sie sehen doch, daß es das Participe passé ist — zwei é gehören an acharné, guerre ist ja weiblich.“

Und der Vater wollte auch Geld. Die Haushälterin hatte ihn betrogen. Er hatte daran gedacht, selbst an Frau von Koraz zu schreiben und um eine Summe Geldes zu bitten, die dann allmählich von Gertruds Lohn abgerechnet werden könne.

„Ja, asseoir ist ein unregelmäßiges Verbum. Der Indicativ présent ist ganz falsch; schreiben Sie es noch einmal: Je m'assieds, tu t'assieds.“ — Mein Gott! wenn der Vater nur nicht schreibt! Was soll ich machen? — „Ja, il s'assied ohne s.“

Plötzlich erschien Frau von Koraz an der Thür. „Ach, Fräulein, hier ist ein Tischtuch, das ich gern recht fein geflickt haben möchte — Sie werden wohl heute Morgen nach der Stunde noch Zeit dazu finden. Es ist kein großer Riß, Sie

brauchen nur — aber Sie sind ja so zerstreut! Beate sagte mir schon, Sie schienen seit einigen Tagen gar nicht recht bei der Sache zu sein; nicht wahr, Fräulein, Sie werden sich das abgewöhnen. Nichts hasse ich mehr als das Bewußtsein, mit Jemand zu sprechen, der über meine Worte hinaus und hindurch an etwas Anderes denkt."

„Ich werde mein Möglichstes thun," flüsterte Gertrud, die großen, heißen Thränen, die hervorquellen wollten, gewaltsam zurückdrängend.

„Also Sie stopfen es nach dem Muster, bitte, recht exakt."

„Jawohl, gnädige Frau." — Und wo soll ich das Geld hernehmen? Was soll ich thun? O, Ernst, warum schreibst Du nicht! Mein Gott, hilf mir. — Jetzt trat Beate herein. Selten wurde die Stunde so unterbrochen.

„Fräulein von Esching, geben Sie die Kinder doch nun frei, es ist gleich elf, und begleiten Sie mir, bitte, ein neues Lied. Ich kann nicht gut sitzend singen. Sie spielen ja vom Blatt. Es ist ein Freund da, der das Lied gern hören möchte."

Gertrud folgte ihr in's Nebenzimmer. Da stand der Herr, mit dem sie damals jene unliebsame Begegnung auf dem Bahnhofe gehabt hatte. Sichtlich erfreut ging er auf Gertrud zu, verbeugte sich und sagte:

„Mein gnädiges Fräulein, wir sind ja alte Bekannte;" dann sich zu Beate wendend:

„Sie und ich, Frau Gräfin, sind nämlich, ohne es zu wissen, mit Fräulein von Esching von B. hierher gereist. Ich bin ihr auch noch die demüthige Bitte um Verzeihung schuldig, daß ich sie auf dem Perron so unritterlich angeredet. Aber," fügte er lachend hinzu, „sie hat mir auch sehr weh gethan."

Beate sah höchst erstaunt aus. Dann erzählte er die Begebenheit auf lustige, freundliche Art und fügte hinzu: „Mein Name ist Erich von Adlersberg, d. h. ich heiße eigentlich nicht so, sondern habe den Namen mit einem Gute, das ich im Ausland geerbt, angenommen. Verzeihen Sie diese auto-

biographische Skizze, aber Sie sollen doch wenigstens erfahren, unter welcher Etiquette derjenige bekannt ist, mit dem Sie den denkwürdigen Strauß gehabt."

Beate, die diesen etwas schwulstigen Redefluß für höchst unmotivirt zu halten schien, unterbrach ihn, indem sie sagte: „Bitte, Fräulein, begleiten Sie mich jetzt."

Das that Gertrud auch. Beate sang gut. Ihre Stimme zeugte von einem Reichthum des Gefühls und einer Tiefe der Empfindung, die sie aber ausschließlich für das Gebiet der Tonwelt zu reserviren schien.

Gertrud genoß den Gesang und auch das Begleiten. Etwas wirklich gut und vollkommen zu thun, ist immer eine Freude. Es war wie eine kleine Pause in dem Sturm, der sie bewegte.

Als das Lied zu Ende, sagte Herr von Adlersberg: „Ich weiß nicht, was ich am meisten bewundern soll, den Gesang oder die tadellose Begleitung." Gertrud erröthete. Freundliche, anerkennende Worte waren ihr in diesem Hause selten gesagt worden.

„Ich habe immer gern begleitet," sagte sie einfach, und ihre Finger schlugen noch ein paar Akkorde leise an.

„Danke sehr, Fräulein," sagte jetzt Beate. „Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie haben doch wohl noch zu thun. Bitte, gehen Sie nur zu den Kindern zurück." Gertrud erhob sich, den Befehl, in das Gewand der Bitte nur schlecht verkleidet, wohl verstehend.

In diesem Augenblick erschien ein Diener, welcher der jungen Gräfin mittheilte, daß Frau von Koraz sie sofort auf ihrem Zimmer zu sehen wünsche. Beate mußte Folge leisten. Auch Gertrud war im Begriff, den Raum zu verlassen, als Herr von Adlersberg ihr nachging und ihr zurief: „Mein Fräulein, darf ich Sie bitten, mir, in doppeltem Sinn, einen Augenblick zu schenken?"

Ihre Hand war schon auf der Thürklinke. Sie sah sich verwundert um.

„Ich möchte Ihnen nur ein Wort sagen, und Sie dürfen mir dieses Wort nicht übel nehmen. Obgleich ich Sie so wenig kenne, sehe ich, daß Sie hier im Hause nicht glücklich sind. Ich habe Manches still beobachtet. Glauben sollen Sie, daß Sie einen Freund in mir haben, der Ihnen auf jede Weise behülflich sein möchte."

„Ich danke Ihnen," erwiederte das junge Mädchen kalt. „Ich hoffe nie in die Lage zu kommen, Ihr freundliches Anerbieten annehmen zu müssen."

Herr von Adlersberg verbeugte sich und antwortete leise: „Ich fürchte nicht frei genug von Egoismus zu sein, um diese Hoffnung zu theilen."

Da kam aber Gertrud einem seiner Wünsche nach, d. h. sie „schenkte ihm einen Augenblick", aber er war nicht der Art, daß er sich einen zweiten erbeten hätte. Ihr war das zudringliche Wesen dieses ihr ganz fremden Menschen in der Seele zuwider. Auf ihrem Zimmer angelangt ließ sie ihren Gedanken freien Lauf. Was war alles an dem Morgen geschehen! Was sollte noch am andern Morgen geschehen! Eines mußte sie sofort thun: An Vater und Bruder schreiben und ihnen klar machen, daß das, was sie verlangten, unmöglich und unerhört sei; daß, wenn ihr Vater sich an Frau von Koraz wenden sollte, wie er es drohte, sie, Gertrud, die Familie augenblicklich verlassen würde. Solche Schande dürfe sie nicht ertragen. Verspreche er nie einen solchen Schritt zu thun, so würde sie sehen, was sich thun ließe. An den Bruder wollte sie — da kam ihr das Tischtuch in den Sinn. Wie oft ist das eiserne Muß der Arbeit ein seliges Ruhendürfen von den Qualen, die uns foltern. Sie flickte das Muster wieder hinein und indem sie flickte, flickte sie auch unbewußt an ihrem armen, zerrissenen Herzen und webte ihr liebes, altes Motto hinein. Und wenn auch die Worte nicht recht leserlich waren, man konnte doch so halbwegs den Sinn: „Sorget nichts" herausbuchstabiren.

* * *

An Vater und Bruder waren die Antworten schon längst abgegangen. Beide hatten auch versprochen, sich vorläufig ruhig zu verhalten, nur sollte Gertrud, ihrem Versprechen zufolge, Geld schaffen auf welche Art sie wolle.

Aus Afrika immer noch kein Wort!

Gertrud hatte an die Missionsgesellschaft, die Ernst hinausgesandt, geschrieben und kurz angefragt, ob sie von seiner Ankunft an seinem Bestimmungsort Nachricht erhalten hätten. Die Antwort lautete: Er wäre wohlbehalten dort angelangt und habe schon einigemal geschrieben. Augenblicklich wüßten sie aber nicht, wo er sich befände, da er seinen Aufenthaltsort habe verändern müssen. Also — er war angekommen, hatte geschrieben, aber nicht an sie! Da erwachten in dem sanften, demüthigen, verwundeten Herzen Stolz und Selbstbewußtsein. Demuth und Stolz können aber eine gar edle Verbindung geben, die oft einen gar guten Klang hat. — Noch einmal schreiben und um Auskunft bitten, das wollte sie nicht — das konnte sie nicht! — Warten! — Warten! — O kleines und doch so großes Wort!

Eines Morgens bat Gertrud Frau von Koraz um Erlaubnis, einige nöthige Besorgungen in der Stadt machen zu dürfen. Die Bitte wurde ihr gewährt. Sie wollte ein Leihamt aufsuchen, um einige ziemlich werthvolle Schmucksachen, die noch von der Mutter herstammten, dort zu deponiren. So machte sie sich auf den langen Weg. Ein Leihamt aufsuchen, damit ist schon gesagt, wie ihr um's Herz war. Anderer Worte bedarf es nicht. Nach langem Umherirren in den fremden Straßen fand sie endlich, was sie suchte. Scheu trat sie in das Haus hinein — scheu, bleich und enttäuscht trat sie wieder heraus. Ihre sehr bescheidenen Hoffnungen waren doch nicht bescheiden genug gewesen. Sie schaute sich ängstlich um. Wenn ihr nur kein Bekannter begegnete! — Da stand auf der entgegengesetzten Seite der Straße Herr von Adlersberg. Ihr erster Gedanke war, schnell wieder in den Hausflur zu

schlüpfen und zu warten, bis er vorübergegangen. Aber es war zu spät. Er hatte sie erkannt und näherte sich ihr. Was konnte sie anders thun als seinen Gruß entgegennehmen.

„Mein gnädiges Fräulein! Sie hier in der Stadt und allein?“

„Ich hatte Besorgungen zu machen, bin aber jetzt damit fertig und muß sofort zurück.“

Sie verbeugte sich zum Abschied. Er aber sagte: „Gestatten Sie, daß ich Sie auf ein paar Schritte begleite.“ Sie antwortete nicht, bemerkte aber, daß er zum Hause hinaufsah, und wohl wußte sie, daß er auf dem Schild oben gelesen: Großes städtisches Leihamt. Sie fürchtete, er würde fragen, was sie dort gewollt. Aber er ging ihr stumm zur Seite. Nach wenigen Augenblicken empfahl er sich auch. Wie dankbar war sie für sein Schweigen und für sein Fortgehen.

* * *

Weihnachten wurde gefeiert, d. h. alles Mögliche wurde gefeiert, nur nicht Weihnachten. Es war, als wenn man ein prächtiges Fest für einen lieben, hohen Gast veranstaltet hätte und dann vergessen, den Gast einzuladen. — Das war ein Trubel, bis das Fest zu Ende war, den zu beschreiben ich nicht die geringste Lust verspüre. Unsere Gertrud hatte rechts und links geholfen. Es wäre gar nicht gegangen ohne sie. Aber nachher, als die Geschenke nur so hin und her flogen, merkte sie, daß sie vergessen worden war. Kein Tischchen hatte sich für sie gedeckt.

„Hast Du nichts für die Esching?“ fragte Herr von Koraz, „ist doch ein ganz ordentliches kleines Möbel!“

„Nein, ich habe nichts für sie, aber ich werde ihr etwas Geld geben. Es schadet nichts. Sie ist ja erst so kurze Zeit bei uns.“

Nachdem die Gäste verschwunden und die Lichter ausgelöscht, reichte Frau von Koraz der Erzieherin ein Couvert,

das eine kleine Summe Geld enthielt. Gern hätte sie es zu Boden geworfen und mit Füßen getreten — aber — der Vater — der Bruder! Sie hatten schon auf Weihnachten gerechnet. So bedankte sie sich höflich und zog sich auf ihr Zimmer zurück. „O Ernst! o Ernst!“ rief sie halb verzweifelt. „Was ist aus Dir geworden!“

Plötzlich legte sich eine Hand in die ihrige. Sie blickte auf. Es war Stöpke. „Ich habe heimlich etwas für Sie gearbeitet, Fräulein. Ach, nehmen Sie es doch an! Es ist ein bischen schmutzig geworden, aber ich kann nun mal nichts nett und sauber machen wie die Anderen alle. Ich weiß nicht, woher es kommt. Aber ich hab' solche Freude daran gehabt, es zu arbeiten. Haben Sie auch ein bischen Freude daran! Ja? Bitte! — Und Sie weinen so oft und sind unglücklich, und ich kann nicht helfen.“

„Du hilfst mir immerwährend, mein Schatz! Mehr als Du denken kannst.“

„Ich? Wirklich? Aber wie denn? Aber nun binden Sie sich das Tuch um. Warm ist es wenigstens.“

Es war wundersam verfertigt. Die Farbenzusammensetzung etwas sehr kühn. Die Streifen, aus denen es bestand, hatten nicht immer die gleichmäßige Breite bewahrt, sondern zeigten darin viel Abwechslung. Aber Gertrud legte sich lächelnd den Shawl um die Schultern. „Gewiß nehme ich Dein Geschenk an und danke Dir dafür. Es wird mein Herz mit warm halten.“

Gertrud saß noch lange auf ihrem Stuhl. Die Augen geschlossen; die Herzenslast schwer; der Muth fast gebrochen. Da kam aber der hohe Gast, den die lustigen Festgeber drinnen übersehen hatten, zu ihr in's Kämmerlein. Es war, als wenn er ihr sagte: „Mein Kind, siehe, Du sollst auch Weihnachten haben! Ich — ich, schmücke Dir Deinen Tisch. Ich schenke Dir Geduld, Glauben, Frieden, meinen Frieden, und ich gebe nicht wie die Welt giebt. Sei getrost. Ich bin

bei Dir. Sorge nichts!“ Sie faltete die Hände und ließ Frieden wie Thau in ihr Herz sinken.

Am nächsten Morgen, als Getrud in das Schulzimmer trat, lag ein an sie adressirtes Packet auf dem Tisch. Es war noch Niemand im Zimmer und so konnte sie es unbeachtet öffnen. Es enthielt all die Juwelen, die sie vor einigen Tagen auf's Leihamt gebracht. Ein Billet lag dabei. Sie las: „Gnädiges Fräulein, thun Sie mir nicht das Leid an, mir zu zürnen, darum, daß ich Ihnen Ihr Eigenthum zurücksende.

Ein alter Mann,
wenn auch ein junger Freund.
E. v. Adlersberg.“

Was sollte sie thun? — Ihm das Geld, das sie für die Sachen erhalten, zurückerstatten? — Sie hatte es ja nicht mehr! Ihm die Schmucksachen schicken? Das konnte sie doch auch nicht. „O Ernst,“ rief sie, „wenn ich Dich nur um Rath fragen könnte!“

Die Kinder kamen jetzt herein, und sie mußte an Anderes denken, der Unterricht begann. Aber am Nachmittag, als sie wie gewöhnlich mit ihren Schülerinnen im Park spazieren ging, begegneten sie Herrn von Adlersberg.

„Ach, Onkel Erich“, rief Stöpke, „geh doch ein Endchen mit uns. Ich zeige Dir auch die Eiszapfen am Wasserfall. Die sehen zu reizend aus.“ Gern folgte er dem jugendlichen Befehl und wußte es so einzurichten, daß er einen Moment mit Gertrud allein war. Sie wollte sprechen, aber er hinderte sie daran, indem er schnell sagte:

„Schelten Sie mich nicht hier. Ich würde nicht Zeit haben, mich zu rechtfertigen; da ich nicht hoffen darf, daß Sie mir eine längere Unterredung gewähren, so werde ich Ihnen schreiben. Das können Sie mir nicht abschlagen.“

Bevor Sie etwas erwiedern konnte, lüftete er den Hut und lenkte in einen Nebenweg ein.

„Onkel Erich! Onkel Erich!“ schrie Stöpke ihm nach, aber er hörte nicht auf sie. „Ach, warum geht er denn weg? Er ist zu nett,“ fuhr sie fort, „den habe ich furchtbar gern. Ich habe ihm schon massenhaft von Ihnen erzählt, Fräulein. Neulich war ich allein mit ihm im Salon, da fragte er mich, ob ich Sie lieb hätte. Da hab' ich's ihm aber gesagt, ob ich Sie lieb habe. Auf alle Anderen habe ich furchtbar geschimpft, aber ich habe ihm gesagt, Sie wären die schönste, beste, liebste, süßeste, famoseste —.“

„Aber, Stöpke,“ unterbrach sie die erschrockene Gertrud, „Du sollst doch mit Niemand über mich sprechen, Du machst mich wirklich böse, Du mußt wirklich lernen, Deinen Mund zu halten, was wird denn —.“

„Aber er hat ja immer weiter gefragt, er wollte doch Alles wissen, ich kann doch nichts dafür!“

Der Leser weiß eben so gut wie ich, was in dem acht Seiten langen Brief, den sie bald darauf von Herrn von Adlersberg erhielt, stand. Darum gebe ich ihn hier nicht wieder und auch nicht ihre Antwort, die ihm sagte, ihr Herz gehöre einem Anderen. Nie könne sie ihre Hand ohne ihr Herz hergeben.

* * *

Herr von Adlersberg verließ am nächsten Tag Schloß Tarlen.

Gertrud blieb noch einige Zeit in dem Hause, wo sollte sie auch hin? Hier hatte sie doch ein Heim, wenn ein nettes Zimmer und täglich vier Mahlzeiten diesen Begriff rechtfertigen können. Das Kind war ihre einzige, irdische Freude, und das Bewußtsein in diesem jungen Herzen Ackerbau treiben und in ihres Herrn Namen manchen Samen streuen zu dürfen, den die Vögel nicht wegstehlen würden, war ihr ein sanfter Trost. So zog sich durch ihr Leid immer ein goldner Faden hindurch, der, wenn er auch nur matt schimmerte, dennoch von der liebenden Vaterhand zeugte, die alle, auch

die dunkelsten Fäden ihres Lebens hielt und zu einem Gewebe verband, darin ein gar schönes, liebliches Muster sich entfalten sollte.

Doch nun erkrankte der Vater; nicht gefährlich, aber an einem langwierigen Leiden, und bedurfte ihrer. Er gestand nicht, wie sehr ihm die treue, sanfte Hand fehlte. Gertrud sollte zurückkommen, Stunden geben und so die Familie ernähren. Jetzt, da sie in dem feinen Hause gewesen, würde sie, so meinte er, sicher leicht Schülerinnen finden. Mit einer gewissen Empörung vernahm Frau von Koraz die Kunde, daß Gertrud ihr Haus verlassen wolle.

„Ich kann Sie ja ganz gut brauchen, warum wollen Sie denn fort?“

„Mein Vater ist krank,“ antwortete sie, „und ich muß ihn pflegen.“

„Nun, der könnte sich doch wahrlich jemand Anderes dazu nehmen, es ist höchst rücksichtslos von Ihnen, daß Sie fort wollen. Ist das der Dank für all die“ — sie hielt inne und wurde etwas verlegen. Sie hätte wohl gern ein Inventarium von all den Wohlthaten und Liebesbezeugungen, die sie dem armen, einsamen Mädchen erwiesen, aufgezählt, aber — ihr Gedächtnis schien sie im Stich gelassen zu haben.

Sie erhob sich würdevoll und sagte kurz:

„Wie es Ihnen beliebt! Gehen Sie!“

Schwer wurde Gertrud der Abschied von Stöpke, sie hatte selbst nicht gewußt, wie sehr sie ihr an's Herz gewachsen war. Das Kind war halb verzweifelt und erklärte laut, sie würde die neue Gouvernante erwürgen. Inbrünstig bat sie um Erlaubnis, ihr herzliebes Fräulein später einmal besuchen zu dürfen; Herr von Koraz willigte ein und versprach seinem verfehlten Unteroffizier, sie einmal in den Ferien nach B. zu schicken. Da fiel sie dem sonst nicht grade adorirten Vater um den Hals, und dieser mußte aus Liebe fast erdulden, was sie ihrer zukünftigen Erzieherin aus Haß anthun wollte.

Drittes Kapitel.

Zu Hause.

Gertrud war schon einige Wochen daheim, als der Zustand ihres Vaters sich eines Abends plötzlich verschlimmerte. Er wurde unruhig, nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Er sah seine Tochter mit einem verstörten, sonderbaren Blick an, als hätte er etwas auf dem Herzen.

„Was fehlt Dir, Vater?“ fragte sie, „quält Dich etwas? kann ich Dir helfen?“

„Nein! Ja! Ich will Dir etwas sagen. Aber nicht jetzt. Ich bin zu schwach. Morgen, morgen sag' ich Dir's. Geh nur! laß mich jetzt in Ruh!“

Am nächsten Morgen ging's ihm aber besser. Er war wieder heiterer, und wenn ihn noch irgend etwas belastete, so erwähnte er wenigstens nichts davon.

Rudolph trieb sein Wesen wie zuvor. Unzuverlässig, unstät, launisch. Durch die Fürsprache seines Vaters war ihm in einem Bureau Arbeit angeboten worden. Die Stelle nahm er an, aber die Arbeit führte er nicht aus. Himmelhoch bat Gertrud, er möchte doch endlich einmal anfangen etwas zu arbeiten und dabei bleiben. Er versprach halbwegs, fleißig zu sein, aber seine Versprechen kannte man schon.

So floß jetzt Gertruds Lebensstrom an öden, monotonen Ufern vorbei, wo nichts zu schauen war, was Herz oder Auge hätte erfreuen können. Die Strömung schien schwach, fast einem stehenden Wasser ähnlich, und doch war sie tief und mächtig und eilte neuen Gestaden entgegen.

Als sie eines Tages von einer Stunde, die sie ertheilt, heimkehrte, sah sie auf dem Schreibtisch ihres Vaters eine Karte liegen. Darauf stand: Erich von Adlersberg.

„Ein famoser alter Kauz,“ rief der Kranke. „Sagt, er hat Dich in Tarlen kennen gelernt, kommt heute Abend wieder.“ —

„Kommt heute Abend wieder?“ rief Gertrud bestürzt.

„Und warum sollte er nicht heute Abend wiederkommen? Ihn nur zu sehen hat mir schon gut gethan. Er weiß, was sich ziemt und wie man sich einem alten Militär gegenüber zu benehmen hat. Also Du schlüpfst nicht fort, sondern bleibst hübsch hier und machst den Thee und machst ihn gut, nicht solch Heuwasser, wie Du mir zurecht braueſt!“ —

Und Herr von Adlersberg kam, und sie machte den Thee und machte ihn gut, und sie schenkte ein und reichte ihm die Tasse und schwieg. Und er trank, sah sie an und sprach freundlich mit dem Vater. Und Rudolph kam noch spät herein, erstaunt und entzückt über den neuen Freund, und zeigte sich im besten Lichte. Und es war zwölf Uhr, als der fremde Gast sich empfahl. Er drückte Gertrud die Hand. Vater und Bruder drängten ihn, wieder zu kommen. Gertrud sprach nicht.

„Albernes Mädchen!“ rief Rudolph, „weißt Du denn gar nicht, wie Du Dich zu benehmen hast, wenn ein vornehmer Gast uns beehrt?“

„Ja!“ platzte der Vater heraus, „ich sehe wohl, warum er kommt, und Du wirst Dich gefälligst ein andermal anders gegen ihn benehmen!“

* * *

Fast ein Jahr war dahingerollt.

Herr von Adlersberg kam oft; er war rücksichtsvoll, quälte Gertrud nicht; aber gerade seine Güte und sein Takt folterten sie. Er sagte nie ein Wort, auf das sie entschieden hätte antworten können. Er war tadellos in seinem Benehmen, ganz der Gentleman; sie konnte so gar nichts gegen ihn haben, daß er sie fast zur Verzweiflung brachte. Denn durch all sein sanftes Wesen hindurch, hinter all seiner Zartheit und Bescheidenheit fühlte sie einen eisernen Willen, merkte sie, daß er sicher und unerbittlich ein Ziel verfolgte. Auch wußte sie, daß ihm kräftige Alliirte zur Seite standen.

Wir wollen nicht psychologische Studien treiben. Wir wollen

nicht versuchen, in Gertruds armes Herz hineinzuschauen und alle die widerstreitenden Gefühle, die darin hin- und herwogten, zu zergliedern und zu etiquettiren. Wer vermöchte das auch! Nur Eines war sicher: das Netz um sie her zog sich immer enger zusammen. Immer weniger frei konnte sie sich bewegen. Wo sie sich auch hinwandte, immer stand die eine verhaßte Alternative vor ihr. „O Gott!“ rief sie in mancher schlaflosen Nacht, „thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll! Du, der du gesagt hast: ‚sorget nichts!‘ Sorge du jetzt für mich!“

Herr von Esching erholte sich nicht. Er sollte durchaus eine Luftveränderung haben. Daran war aber nicht zu denken. Das hatte Gertrud dem Arzt ganz offen gesagt. Darauf zuckte der Sanitätsrath die Achseln, eine Geste, die wohl schon Manchem das Herz hat bluten machen, so viel Hoffnungsloses liegt darin, so deutlich sagt sie: „dann thut mir's leid! Dann ist weiter nichts zu machen!“

Merkwürdig! jetzt wo der Vater wirklich litt, war er weniger reizbar. Der häßlichen Auftritte gab es weniger als früher. Er wurde sanfter, dankte ihr oft für kleine Liebesdienste, die er sonst mit einem Brummworte angenommen. Alles das mußte sie dem Einfluß des Hausfreundes zuschreiben. Der Kranke sprach jedoch nicht mit ihr über das Eine, das doch das Centrum seiner Gedanken bildete. Vielleicht hatte Herr von Adlersberg es ihm verboten! Daß aber beide Männer gerade in diesem Einen einig waren, darüber herrschte kein Zweifel. Wunderbar war ihr oft zu Muthe, wenn der Vater sie so wehmüthig ansah. Es war oft etwas in dem Blick, das sie nicht recht begreifen konnte; etwas von Angst und Unruhe.

Auch Rudolph behelligte sie nicht. Doch hatte sie immer das unsagbar peinliche Bewußtsein, daß Alle auf sie warteten, Alle auf sie schauten als auf eine Helferin und Retterin.

Da traf es sich, daß Herr von Adlersberg eines Abends, da Gertrud gerade abwesend war, im Krankenzimmer saß und

seine Cigarre rauchte. Auf Wunsch des Patienten war er damit beschäftigt, in einer Schublade des Secretärs eine alte Rechnung zu suchen, die mit einer neuen verglichen werden sollte. Beim Durchblättern der Papiere fiel sein Blick auf eine Visitenkarte, die zwischen zwei alte Steuerzettel geglitten war:

„Ernst v. Wolden!“ sagte er gleichgültig, „haben Sie den gekannt? Das ist doch der, der früher katholisch war und dann Missionar wurde, nicht? Ich traf ihn mal in einem Eisenbahncoupé und wir machten eine weite Fahrt mit einander — netter junger Mensch! — Merkwürdig, wie genau man Einen kennen lernen kann, wenn man so den ganzen Tag mit ihm eingesperrt sitzt! Nein! ich kann die Rechnung nicht finden. Soll ich wo anders suchen? Nein?“ — Dann fuhr er fort, als er die Schublade wieder schloß: „Habe neulich einen Freund von ihm zufällig auf der Straße getroffen, der erzählte mir, der Wolden würde wohl bald wieder zurückkehren. Man habe ihm irgendwo in Deutschland einen Posten gegeben. Ich glaube, er sagte in der inneren Mission. Er wäre dem Fieber in Afrika fast erlegen. Sie hielten zu viel von ihm, um ihn dort draufgehen zu lassen. Muß ein tüchtiger Kerl sein! — Schade, daß ich die Rechnung nicht finden kann!“

Aber Herr von Esching dachte nicht mehr an die Rechnung. Er verlangte ein Glas Wein.

„Sie haben wohl wieder mehr Schmerzen, Esching?“ Der Befragte antwortete nicht, sondern lag so lange still auf seinem Lager, daß der Freund ihn für eingeschlafen hielt und leise hinaus ging. Als Gertrud aber gleich darnach zurückkam und in’s Zimmer trat, rief er ihr mit zitternder Stimme zu: „Setze Dich zu mir, setze Dich zu mir, mein Kind! Gertrud! Ich bin sehr krank, mein Leben schwindet! Du bist mir eine gute Tochter gewesen. Ich aber habe Dich oft gequält und geplagt. Verzeihe mir!“

Thränen füllten die Augen des jungen Mädchens. „Wenn Du mich lieb hast, Gertrud — wenn ich ruhig sterben soll, dann muß ich Dich versorgt wissen. Ich kann Dich nicht mittellos mit dem nichtswürdigen Rudolph allein lassen. Wenn Herr von Adlersberg, — Du weißt, was ich meine! Ach! weise ihn nicht ab! Brich nicht mein altes Herz! Glänzend stehst Du da, wenn Du ihn nimmst. Er wird bald suchen mit Dir zu sprechen. Sage ja! Gertrud, sage ja!" flehte er laut, „und hilf uns allen! Vertröste ihn nicht auf die Zukunft. Er hat schon so lange gewartet. Eile! Eile! Wer weiß, wie lange es noch mit mir dauert. Laß mich die Freude noch erleben. Du wirst glücklich mit ihm sein. Vielleicht, wenn ich verreisen könnte, würde ich wieder gesund. Er liebt Dich ja so treu, mein Kind! Nicht wahr? Ach ja! Du wirst glücklich sein. Du wirst ja Alles haben, was Du Dir nur wünschen kannst. Gewiß! Du kannst nichts Besseres thun!" Er legte den Arm um ihren Hals und küßte sie. Sie erwiederte seine Liebkosung, aber sagte nur:

„Lieber Vater! laß mich auf mein Zimmer gehen."

„Aber Du nimmst ihn doch, Gertrud, Gertrud!" rief er ihr nach. Aber sie war schon fort.

Am folgenden Morgen verlangte Herr von Adlersberg sie zu sprechen. Er sah etwas erregt aus, aber doch ruhig, wie Einer, der siegesbewußt einem Kampf entgegengeht.

„Fräulein von Esching," fing er an, „darf ich Sie um einige Augenblicke Ihrer Zeit bitten?" Er trat in den Salon. Sie folgte ihm, setzte sich ohne einen Laut von sich zu geben und wies auch ihm einen Platz. Er schwieg eine kurze Weile, dann sagte er:

„Ich will keine Worte verlieren, sondern den kürzesten Weg einschlagen; ich will Ihnen nicht einmal eine Liebeserklärung machen. Es ist nicht nöthig. Daß ich Sie von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie auf dem Bahnhof gesehen, geliebt, wissen Sie auch ohne Erklärung. Daß Ihr

abschlägiger Brief mich in meinem Vorhaben, Sie zu gewinnen, nur noch bestärkte, das wissen Sie auch. Und ich, ich weiß, daß Sie mich nicht lieben. Das erwarte ich auch nicht. Sie lieben Jemand, der Ihnen untreu geworden."

Ein dunkles Roth überströmte die Wangen des armen Mädchens, dann wurde sie wieder bleich.

„Verzeihen Sie, das scharfe Messer des Chirurgen ist freundlich. — Ich bin nicht jung; ich bin nicht schön, aber — ich bin treu und werde Sie schätzen und schützen mein Lebenlang, wenn Sie mein Weib werden wollen."

Gertrud senkte den Kopf. „Ich kann nicht! Ich kann nicht!" schluchzte sie. „Seien Sie barmherzig!"

„Ich soll barmherzig sein, Fräulein von Esching? Sie sind hart! — Und bin ich nicht barmherzig gewesen, wie Sie es nennen? Habe ich nicht gewartet und gewartet? — So lange gewartet, daß vielleicht Ihrem armen Vater kaum noch zu helfen ist? Doch sagen Sie ein Wort — werden Sie mein, und wir reisen alle zusammen in's Gebirge. Der alte, kranke Mann soll versorgt werden wie ein König! — Er soll es herrlich auf seine alten Tage haben. Und Rudolph! Ich verspreche Ihnen, ihn nach Amerika zu schicken. Einer meiner Freunde in Newyork hat sich bereit erklärt, ihn, mir zu Gefallen, in seinem Bureau aufzunehmen. Das ist Alles schon geordnet. Er wird dort ein neues Leben beginnen. Hier geht er zu Grunde! Gertrud! — Die Zukunft des Bruders, das Leben des Vaters, alles liegt in Ihren Händen! Lassen Sie mich zu ihm gehen und ihm die frohe Botschaft Ihrer Einwilligung bringen!" —

Gertrud legte die Hand wie verwirrt auf die Stirn und sagte leise: „Gehen Sie zu ihm!" —

So ward sie die Braut eines reichen Mannes. Des Vaters Traum war erfüllt. Er hatte für sich und für sein Kind gesorgt.

* * *

Und Gertrud! — Obgleich man ebenso gut hätte aus Wintereis und Schnee Frühlingsblüthen hervorlocken können, als heitere Fröhlichkeit aus ihrem Herzen, so war es doch still in ihr. Gab ihr Rudolph einen herzlichen, dankbaren Händedruck, sprach er von schönen Plänen, die er in Amerika verwirklichen wollte, sah sie in das strahlende Gesicht des Vaters, dann versuchte sie sich willig zu fügen und die unbegreiflichen Wege, die Gott ihr beschieden, still zu gehen.

„Sorget nichts!“ Wie klammerte sie sich an das Gebot fest, an das selige Gebot, das doch so wunderbar lautet. Denn es heißt nicht: „in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden und: „das, warum ihr fleht, soll euch gegeben werden; eure Bitte wird sicherlich gewährt werden!“ Kein Wort von alledem! sondern: „lasset eure Bitte vor Gott kund werden, und: „der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne bewahren in Christo Jesu.“ Der „Friede Gottes!“ Es ist, als wollte der Apostel sagen: dieser Friede ersetzt über und über Alles, was du dir an irdischen Gütern erflehen könntest. Der Fürst des Lichts und der Fürst der Finsternis geben beide ihren Kindern. Der Fürst des Lichts giebt auch wenn er nicht giebt; der Andere giebt nicht, selbst während er giebt. Es ist sein Geben ein schreckliches Nehmen.

Der Tag der Hochzeit nahte heran. Da kam ein Brief von Stöpke. Der Vater hatte ihr auf eine Woche Urlaub gegeben. Ach, könnte sie kommen? Sie würde sich so gräßlich freuen. (Das Wort gräßlich war zehnmal unterstrichen). Der Hochzeit dürfe sie nicht beiwohnen, aber acht Tage der Seligkeit stünden ihr bevor, wenn ihr geliebtes, einziges Fräulein Gertrud sie jetzt aufnehmen wollte. Wäre die Antwort bejahend, so würde sie das ganze alte, neue Schloß Tarlen noch vor der Abreise vor lauter Wonne zertrampeln.

„Komm sofort, Du kleiner Schatz!“ so lautete das Telegramm, das das freudetrunkene Kind noch an demselben Tage

erhielt. Und sie kam wie ein Wirbelwind. Alles mußte sie sehen. Alles mußte sie hören. Überall wollte sie helfen. Alles brachte sie in Unordnung. Alles verlegte sie. Dann suchte sie wieder nach den verschwundenen Gegenständen und hexte auf diese Weise die paar sichtbar gebliebenen auch noch fort. Dabei war sie so lieb, so dienstfertig, so dankbar, so glückselig, daß Gertrud sie ihren kleinen Sturmbalsam nannte. Noch größer aber war ihre Freude und Aufregung, als eines Morgens das Brautkleid, von Meisterhand geplant und ausgeführt, duftig wie eine Wolke dalag.

„Ach, einzigstes Fräuleinchen, ziehen Sie es doch an! Ach, lassen Sie mich doch sehen, wie herrlich Sie darin aussehen! Sie wissen ja, ich darf nicht zur Hochzeit bleiben. Ach, thun Sie mir doch die Liebe, ziehen Sie es mal an."

„Nein, liebes Kind. Bitte mich nicht darum," antwortete sie.

Es lag etwas in dem Ton ihrer Stimme, das sogar das wilde Kind empfand; etwas, das es davon abhielt, die Bitte zu wiederholen. Es sah ihr in die feuchten, freudelosen Augen und verstummte.

Arme Gertrud! — Ebenso wenig als ihr damaliges Hinausziehen in die Fremde, um den Lebenskampf zu kämpfen, etwas Neues war, war das, was jetzt geschehen sollte, etwas Neues auf Erden. O, es giebt unsichtbare Altäre genug in der Welt, auf die fortwährend still und unbemerkt kostbare Opfer gelegt werden, Opfer, die das Feuer des Herrn oft verzehrt, um aber dann den Tempel des Herzens, darin das Opfer ist gebracht worden, mit Seiner Herrlichkeit zu erfüllen. Manchmal aber, wenn Alles bereit ist, sagt er, wie weiland zu Abraham: „lege deine Hand nicht an!"

Das junge Mädchen nahm das Gewand, um es fortzulegen; fort aus ihren Augen, bis zu dem Tage, da sie es anlegen mußte, um Alle, nur nicht sich, glücklich zu machen. Da vernahm sie Tritte. Sie glaubte, Herr von Adlersberg

komme. Ein unsagbar peinliches Gefühl bemächtigte sich ihrer. Sie blieb stehen, wandte sich um, und schaute — in Ernst's Angesicht.

Dieser musterte die zitternde Gestalt, die vor ihm stand, von oben bis unten. Seine Augen schweiften über das Kleid, den Schleier, die Spitzen und Blumen, die in ihren Armen lagen, dann lächelte er bitter, und mit einem Blick, der ihr Herz ersterben machte, schritt er schweigend aus dem Zimmer. Einen Augenblick stand sie unbeweglich, dann warf sie ihre kostbare Bürde zu Boden, zerriß die Spitzen, in denen ihr Fuß sich gefangen hatte, und schoß wie ein Pfeil zur Thüre hinaus. Ernst war schon fast die Treppe hinunter. Sie glitt, sie flog an ihm vorbei und versperrte ihm den Weg. Düster blickte er sie an. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er mit heiserer Stimme, „was wollen Sie von mir?“

„Ernst! Ernst! höre mich!“ flehte sie, „warum hast Du nicht geschrieben? Warum hast Du mir das Herz gebrochen?“

„Nicht geschrieben?“ rief er, „nicht geschrieben? Ich habe telegraphirt und geschrieben, bis meine Hoffnung zu Ende war. Von Dir aber kein Wort, keine Silbe! Als ich monatelang todkrank darniederlag, quälte mich das grausame Räthsel Deines Schweigens. Jetzt aber, da ich zurückgekehrt bin, jetzt, da ich Dich sehe — begreife ich Alles.“

„Ernst, nicht ein Lebenszeichen habe ich von Dir gehabt seit Du fort bist, seit ich am Fenster oben stand und Dich fortfahren sah. Ich glaubte — Du hättest mich vergessen!“

Jetzt ertönte auf dem Flur die Stimme des alten Soldaten. „Wolden! Wolden! Kommen Sie herauf! Kommen Sie zu mir!“ Es lag etwas in dem Ton, das den Forteilenden zurückzwang. Er kehrte um und trat mit Gertrud in ihres Vaters Arbeitszimmer. Armer Mann! In keiner Schlacht, die er je durchgemacht, mag es ihm wohl so zu Muthe gewesen sein wie jetzt.

„Ich bin an Allem Schuld!“ rief er. „Ich habe Ihre

Briefe unterschlagen und verbrannt. Ich habe Gertrud glauben lassen, Sie wären ihr untreu. Das war mein Plan. Darum habe ich Euch erlaubt zu korrespondiren. So! nun ist's heraus! Ich hab's so oft gestehen wollen. So oft, so oft! Aber ich konnte nicht! Ich konnte nicht! Nachher schrieben Sie auch nicht mehr. Dann kam der reiche Freier. O Kinder — habt Erbarmen mit einem armen, alten Mann!"

„Vater!" tönte es von Gertruds Lippen. Weiter sagte sie nichts. Aber kein vernichtender Zorn hätte ihm so offenbaren können, was er gethan, als das eine kurze Wort.

Nun kam noch ein Anderer hinzu: Herr von Adlersberg. Es war dunkler geworden. Keiner hatte daran gedacht, Licht anzuzünden. Im ersten Augenblick bemerkte der eben Eingetretene nicht den Fremden, der neben Gertrud stand und ihre Hand in der seinen hielt.

Ahnungslos ging er auf sie zu und wollte ihr einen Kuß auf die Stirne drücken. Nun fiel sein Blick auf den Eindringling. Er wich einen Schritt zurück.

„Herr von Wolden!"

„Herr von Adlersberg!"

Es war todtenstill im Zimmer. Nur eine Droschke rasselte vorbei, deren Insassen wohl nicht ahnten, welches Drama sich einige Schritte von ihnen entfernt abspielte.

„Sie kennen Fräulein von Esching?"

„Ich kenne Fräulein von Esching," sagte Ernst ruhig.

Herr von Adlersberg sah auf das junge Paar und verstand Alles.

Wieder eine lautlose Stille. — Wer sollte auch jetzt das erste Wort sagen und was sollte das erste Wort sein?

Stöpke stand da und fühlte sich nicht als das fünfte, sondern wohl eher als das fünftausendste Rädlein am Wagen. Eindrücke aller Art drängten sich in ihr unerfahrenes, ungestümes aber treues und durch die Liebe hellsehend gewordenes Herz.

Bald hörte man eine Stimme, so weich, so sanft, daß Niemand die des sonst so lauten Kindes darin erkannt hätte:

„Onkel Erich!“

Unwillkürlich wandte er sich um.

„Onkel Erich! Ach, komm doch mal mit mir in meine Stube, ich muß Dir etwas sagen.“ Sie ging auf ihn zu, nahm seine Hand und führte ihn hinaus. Er folgte ihr wie im Traum. Sie hatte ihm ja nichts zu sagen. Sie fühlte nur instinktiv, daß seine Gegenwart dort im Zimmer für ihn und für Alle fürchterlich sei. Herr von Adlersberg fragte sie auch nicht, was sie von ihm wollte, sondern saß unbeweglich auf einem Stuhl und starrte vor sich hin. Dann kam dem Kinde der Gedanke, ihm zu sagen, was sie drinnen von den unterschlagenen Briefen gehört, und sie erzählte es ihm. Es war gut, daß er die Kunde von Kindeslippen vernahm. Schweigend stand er auf, um das Haus zu verlassen. Sie ging noch mit ihm bis an die Hausthür unten. Dann faßte sie ihn wieder an der Hand und sagte nur: „Du armer Onkel!“

Wären ihm so mitleidige Worte von einem Andern gesagt worden, sie hätten ihn vielleicht in Wuth versetzt, denn das Bedauertwerden ist für so manche Gemüthsverfassung ein gar schlimmes Ding. Aber die junge, sanfte Stimme, die sie aussprach, die Einfalt, die Liebe, die sie verriethen, benahmen ihnen alles Verletzende. Kaum wissend, was er that, beugte er sich und küßte den kleinen Tröster. Dann ging er die dunkle Straße hinauf, allein in des Wortes tiefster Bedeutung.

Ein starker Charakter, ein Weltmann, der keinen Himmelstrost kennt, kann auch Schicksalsschläge ertragen, und oft auf scheinbar edle Art. Er beißt die Zähne zusammen, richtet sich auf mit eisiger Ruhe, geberdet sich wie vorher, läßt gar ein Lächeln auf seinen Lippen spielen. „Welch wunderbare Willenskraft!“ sagt man, „welch herrliche Geistesstärke!“ Aber tief innen im Herzen, welche Öde, welche Nacht! —

Die Seele, sich über alle Gotteshülfe groß und erhaben glaubend, und doch so arm, so ohnmächtig, so todt!

Das Kind kehrte wieder zu den Anderen zurück; der kleine, brausende Bach war plötzlich, wenn auch nur vorübergehend, zu einem stillen, klaren Weiher geworden. Jung, wie sie war, verstand sie doch das Glück, das aus den Augen der beiden strahlte, die Hand in Hand dasaßen und so ernst und selig mit einander sprachen, alle drohenden Wolken, die noch an ihrem Himmel schwebten, in der Wonne des Wiedersehens vergessend. Da trat ihr wieder das Bild des bleichen Mannes, der eben das Haus verlassen, in den Sinn, und sie wiederholte unbewußt: „Du armer Onkel!“ —

Die Drei, die im Zimmerchen waren, hörten auch diese Worte. In jedem der Herzen tönten sie mit verschiedenem Klange nach. Langsam erhob sich der alte Hauptmann von seinem Sessel und ging hinaus auf den kleinen Balkon.

Ihm war, als müsse er Luft schöpfen. Stöpke folgte ihm. Sie wollte Abschied von ihm nehmen, denn am folgenden Morgen würde sie fort sein, bevor er aufgestanden. Er hatte ihr immer eine gewisse Scheu eingeflößt. Sie fühlte sich unbehaglich in seiner Nähe. Nun aber, da er so gebrochen und verlassen aussah, that er ihr doch recht sehr leid. Er hatte nicht bemerkt, daß sie ihm nachgegangen war, glaubte sich allein, und fing an, seine quälenden Gedanken laut auszusprechen: „Sie wird mich hassen und verstoßen! Sie wird mir's nie verzeihen! Ich elender Thor! was soll nun aus mir werden!“

„Herr von Esching! Ich bin hier,“ klang es in Stöpke's Stimme. Er fuhr auf. — „Was habe ich gesagt, Kind?“

Sie wiederholte ängstlich seinen Klageruf. „Aber,“ fügte sie hinzu, „es ist nicht so, wie Sie sagen. Sie ist so lieb, so gut, sie wird verzeihen. Sie kann nicht anders!“

Verwundert sah er auf das Kind. „Glaubst Du?“

„Ich weiß es," war die Antwort. „Ich will Ihnen Adieu sagen. Ich reise morgen fort."

„Gute Nacht, mein Kind." Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber es kam nichts über seine Lippen. Er gab ihr die Hand, und so gingen sie wieder zurück in's Zimmer.

Ernst und Gertrud waren indeß hinausgegangen.

„Sage Gertrud Gutenacht von mir," seufzte er, „willst Du?"

„Gewiß will ich," versprach sie.

Der alte Mann trat in sein Schlafzimmer und schloß die Thür.

Für das Kind war es ein wunderbarer Abend gewesen. In allerlei Ergreifendes hatte sie schauen dürfen. Schweren und frohen Herzens begab sie sich in ihr Stübchen, um ihre Habseligkeiten für die morgende Reise zu richten. Das Packen war nie ihre Stärke gewesen, und heute Abend wurden vollends ihre Effekten auf seltsame Art in ihrem Koffer untergebracht. Als sie fertig war, setzte sie sich auf den Tisch neben ihre Reisetasche und weinte nach guter alter Kinderart. Sie war vergessen worden. Das fand sie ganz in der Ordnung. Das konnte ja gar nicht anders sein. Aber Dinge, die gar nicht anders sein können, thun deswegen doch manchmal weh. Da öffnete sich die Thür und Gertrud trat herein. Sie ging auf das Kind zu und schloß es in ihre Arme. Überrascht und entzückt legte der kleine Gast seinen Strubbelkopf auf ihre Schulter.

„Liebes Fräulein!" flüsterte sie, faßte ihre Hand und küßte sie.

„Stöpke," sagte Gertrud, „komm mit mir zu Herrn von Wolden. Ich habe ihm gesagt, was Du mir stets für eine treue Freundin gewesen bist, mein Trost und mein kleiner Sonnenschein. Komm mit, mein Kind! Er will Dir danken."

Als sie Arm in Arm über den Korridor gingen, sagte Gertrud: „Nenne mich von jetzt ab ‚Du', mein Herz. Du wirst mir Freude machen."

„Aber, Fräulein, ich kann doch nicht, ich darf doch —“
Der Mund wurde ihr mit einem Kuß geschlossen.

Und Ernst dankte ihr so lieb und warm und sagte ihr, sie solle immer seine Gertrud lieb behalten, und der kleine Unteroffizier wußte nicht, wie ihm war, so selig, so stolz war er in seinem Glück.

Nun schallten Tritte auf dem Flur. Rudolph kehrte zurück. Was würde nun sein? Wie würde er dem gehaßten Eindringling entgegentreten? — Aber der Gefürchtete kam ganz ruhig herein, ja sogar heiter und freundlich.

„Guten Abend, Ernst! Ich weiß, daß Du hier bist! Ich habe Adlersberg gesehen. Ich kann doch nach Amerika. Ich gehe in ein paar Tagen!“

„Ich“, das war in drei Buchstaben seine Charakterschilderung und seine Lebensgeschichte. So stand er da, der hübsche junge Mensch, den weder das frühere Leid noch das jetzige Glück der Schwester rührte, und der trotz der unterschlagenen Briefe dreist und unverlegen ihr und Ernst in die Augen schauen konnte.

„Warte mal, Gertrud! Hier, er hat mir einen Brief an Dich mitgegeben. Famoser Kerl, der Adlersberg!“ Damit verließ der Reiselustige das Gemach.

„Lies Du den Brief, Ernst,“ bat Gertrud, „ich kann nicht!“ und sie reichte ihn ihm.

„Gnädiges Fräulein!

Hiermit erkläre ich meine Verlobung mit Ihnen für gelöst. Das Schicksal ist stärker als ich. Ich muß mich ergeben. Von unterschlagenen Briefen ahnte ich nichts. Ich kehre morgen nach Oesterreich zurück. Mein Versprechen an Rudolph bleibt unverändert. Erich von Adlersberg.“

Am folgenden Tage mußte Herr von Esching das Bett hüten. Und kein Wunder war es, daß sein schwacher Leib unter der Seelenqual noch mehr zusammenbrach. Gertrud stand an seinem Lager. Er schlug die Augen auf und mit

unstätem Blick sah er sie an. Da reichte sie ihm die Hand. Er drückte sie in der seinen und wollte sie nicht mehr loslassen. Es giebt Augenblicke im Leben, wo die Sprache nutzlos ist, wo sie einer niedrigeren Stufe des Seins anzugehören scheint, wo man sie nicht brauchen kann. Als das flehende Auge des Vaters also auf sie gerichtet war, dachte sie an heilige, vor langer Zeit gesprochene Worte, die durch zwei Jahrtausende hindurch hehr und mild in die rachsüchtige Welt hinein getönt und manch' bitter beleidigtes Herz weicher und sanfter gestimmt haben: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Ernst trat leise herein.

„Gieb auch Du ihm die Hand,“ flüsterte Gertrud, „im Namen dessen, der uns immer und auf ewig vergiebt.“ Und die drei Hände lagen in einander. Da kam ein Licht über des Kranken Antlitz, ein Ausdruck unaussprechlicher Erleichterung. Seine Lippen bewegten sich: „Stöpke hat's gesagt,“ murmelte er.

Das Fenster nach dem Gärtchen war auf. Die Beiden traten heran und schauten hinaus. Die Sonne trieb ihr Spiel im grünen Laube; der Himmel war so blau, die Wolken so silbern, die Luft so licht und klar, die Erde sah aus, als wäre sie, wie Einer mal sagte, „eben erst auf die Welt gekommen“. Die Spatzen zwitscherten nach Spatzenkräften, und eine Amsel, oben auf dem Dach des Nebenhauses, that der Menschheit kund, welchen Vorrath von Freud und Lust sie in ihrer kleinen Brust verbarg.

„Weißt Du, was sie alle singen?“ fragte Gertrud, „weißt Du's?“

„Ja, Geliebte, ich weiß es,“ antwortete er: „Sorget nichts! Sorget nichts!“

* * *

In einem hübschen Pfarrhause, das neben der stattlichen Kirche eines kleinen Städtchens stand, und über dessen mit

wilden Rosen umrankter Hausthür die Worte: „Sorget nichts“ friedevoll hervorleuchteten, konnte man ein junges Paar schalten und walten sehen. Sollte es dem Scharfsinn des Lesers zu viel zugemuthet sein, anzunehmen, daß er errathen wird, wer sie waren? Ich denke, er wird auch in dem Greis, der an ihrem Tische sitzt und den sie lieb und freundlich bewirthen, den schuldvollen Vater erkennen. Ihm, der nach der Welt Art, ohne Gottes Hülfe und ohne Seinen Segen hatte sorgen und sein Glück schmieden wollen, möchte man wohl das Wort zurufen: „Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget.“

Noch ein Gast betrat oft das Pfarrhaus und wurde je und je mit offenen Armen empfangen. Wer konnte das anders sein als unser guter alter Stöpke. Er legte immer mehr sein wildes Wesen ab, wurde immer milder und sanfter, bis er sich allmählich in ein liebliches Mädchen umwandelte, dessen goldenen Werth ein junger Garde-Offizier voll und ganz schätzen lernte. Dieser junge Krieger, dessen Herz so frisch und unbefleckt war wie seine glänzende Uniform, sagte ihr einmal in einer stillen, mondbeschienenen Laube des Schloß Tarlenschen Gartens: „Stöpke, ich liebe Dich! Werde mein Weib!“ Und so wurde sie zu einem wirklichen kleinen Unteroffizier, aber nicht zu einem „verfehlten“.



Die todte Lerche.

Von H. Hugendubel.

Im Winde wogt das goldne Ährenmeer.
Die Halme beugen sich, von Körnern schwer.
Da naht Gewölk, weißrandig, tief und dicht.
Sein Riesenmantel deckt das Sonnenlicht,
Und Schlossen prasseln nieder und zermalmen
Die reichen, reifen Ähren sammt den Halmen.

Doch da geschlagen ist die Wetterschlacht,
Zerstiebt die Wolkenwand, der Himmel lacht.
Ich eil' auf's Feld hinaus, in mich gekehrt,
Das Auge thränenfeucht, das Herz beschwert:
„Der du die Lilien schmückst und nährst die Raben,
Warum entziehst du, Herr, uns deine Gaben?"

Da sieh, ein Nest, im Korne tief versteckt,
Drauf eine Lerche Junge schützend deckt.
Doch ist, die jüngst noch jubelnd stieg zum Licht,
Verstummt und regt die leichten Schwingen nicht.
Die Flügel ausgespannt, die Brut zu hegen,
Ward sie getroffen von des Hagels Schlägen.

Ich hob die todte Lerche sacht empor.
Die Brut im zarten Flaum guckt froh hervor:
Da wallt' ich heim voll Trost und tiefbeschämt:
„Ungläubig Herz, das sich mit Sorgen grämt.
Wie treu deckt dich mit seiner Gnade Flügel,
Der für dich starb auf blut'gem Kreuzeshügel."

Alfred, Lord Tennyson,

Englands letzter gekrönter Dichter.

Ein Lebens- und Litteraturbild von Robert Koenig.

Am 6. Oktober 1892 schied ein Dichter aus dem irdischen Leben, der, über ein halbes Jahrhundert Englands größter Stolz, auch in unserem Volke, dem er durch Stammes- wie Geistesverwandtschaft nahe stand, fortzuleben verdient. Es war Alfred, Lord Tennyson.

Als die Kunde von seinem Dahinscheiden London erreichte, wurden in allen Kirchen die Glocken geläutet, als sei ein Mitglied der königlichen Familie gestorben. Auf vielen öffentlichen Gebäuden wehten die Flaggen halbmast. Mehrere der vornehmsten Zeitungen erschienen mit schwarzem Trauerrande. Die Königin und das Thronfolgerpaar, wie der Gemeinderath der Stadt London, sandten Beileidsdepeschen und Kränze an die trauernde Familie. In zahlreichen Kirchen wurden von hervorragenden Geistlichen Gedächtnisgottesdienste gehalten. In dem berühmten Dichterwinkel der ehrwürdigen Westminsterabtei sollte Tennyson zu Füßen Chaucers, „des Vaters der englischen Poesie", zwischen seinem tiefsinnigen Freunde Robert Browning († 1889) und dem Dramatiker John Dryden († 1700) seine letzte Ruhestätte finden.

Zwölf Vertreter der höchsten Geburts- und Geistesaristokratie — darunter Lord Salisbury und der Historiker

Froude — gaben, unter Vorantritt der Geistlichkeit der Abtei, dem Sarge das feierliche Geleit. Dem Wunsche des Heimgegangenen gemäß, der in dem Tode des Gläubigen stets einen Befreier der Seele erblickt, war alles Schwarz in der Ausschmückung des Gotteshauses vermieden. Buntes Herbstlaub füllte die Nischen, und farbiger Blumenflor umkränzte den Rand des mit Purpur ausgeschlagenen und mit duftenden weißen Rosen fußhoch gefüllten Grabes. Über dem Sarge aus unpoliertem Eichenholz lag eine weißleinene, seidengefütterte Decke. In dieselbe waren zur Erinnerung an die Jahre seiner Ehe wie seines Laureatenthums zweiundvierzig Rosen gestickt. In ihrer Mitte war der letzte Vers seines Liedes: „Crossing the bar“, hineingewebt. Das ganze Lied, in die Trauerliturgie eingefügt, wurde ohne Orgelbegleitung vierstimmig gesungen. In freier Übersetzung lautet dasselbe:

Durch die Brandung.

Der Abendstern erglänzt in Abendgluth!
Ein heller Ruf klingt mir aus lichter Höh'!
Nicht brande stöhnend über'm Riff die Fluth,
Fahr' ich hinaus in See!

Wie schlummernd hebe leise sich und voll
Das Meer — kein Schaumgebraus!
Denn was dem schrankenlosen All entquoll
Kehrt nun nach Haus.

Die Abendglocke läutet! Dämmerlicht!
Die Nacht bricht schnell herein!
Kein Abschiedsschmerz, ihr Lieben! Trauert nicht,
Schiff' ich mich ein.

Denn ob aus Raum und Zeit zu unerforschten Höh'n
Des Meeres Fluth mich führt —
Den Lotsen hoff' ich dann von Angesicht zu sehn
Wenn ich das Riff passirt.

Auf den Gesang dieses Liedes folgte der eines anderen, „The silent voices“, des letzten, das Tennyson kurz vor seinem Tode gedichtet, und das seine Frau in Musik gesetzt hatte:

Stille Stimmen.

Wenn die Nacht mit stummem Blick
Führt um's Bett die Traumesboten —
Ruft mich nicht so oft zurück,
Stille Stimmen meiner Todten,
Zu dem Tiefland hinter mir,
Noch zur Sonne, die geschwunden!
Ruft mich lieber, stille Stimmen,
Zu dem Pfad der Sterne aufwärts,
Zu den Höh'n, die jenseits schimmern,
Aufwärts ruft mich, immer aufwärts!

Glaubensfreudig und hoffnungsstark, wie diese beiden Lieder, war die ganze Poesie Tennysons — hell und sonnig wie seine Todesfeier war sein langes, liederreiches Leben, eine beredte Widerlegung der Freiligrathschen Behauptung: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!“

Alfred Tennyson wurde am 6. August 1809 in dem malerisch gelegenen Dorfe Somersby in der Grafschaft Lincolnshire geboren. Sein Vater, Dr. Tennyson, „Rektor“ d. h. Pfarrer der englischen Staatskirche, ein stattlicher, großer Mann, dichterisch wie musikalisch beanlagt, ein tüchtiger Sprachkenner und Mathematiker, unterrichtete seine sieben Söhne und fünf Töchter in der Kindheit ganz allein. Nach seinem Hinscheiden (1830) gedenkt der Dichter seiner als des Mannes, „ohne dessen Leben er nicht gewesen wäre“, in dankbar ehrerbietigen Worten.

Eine viel tiefere Wirkung übte die fromme Mutter, eine zierlich gebaute kleine Frau, auf das Gemüth des Knaben. Viele Blätter seiner Dichtung zeugen davon. In dem an sie gerichteten Liede „Isabel“ spricht der Jüngling von ihren

„süßen Lippen, auf denen immerfort die Sommerruhe goldner Liebe weilte.“ In dem Gedichte seines reiferen Alters: „Die Prinzessin“ feiert er sie als „eine, die nicht gelehrt war und doch ihr Heim zu schmücken verstand, die nicht vollkommen, doch voll sanfter Liebe, voll Milde und Güte wie ein Engel war.“ Und nach ihrem Begräbnis sagte er zu dem Bischof von Exeter, der die Feier geleitet: „Sie war wirklich das schönste Wesen, das der allmächtige Gott jemals geschaffen hat.“

Während von der Mutter der reine, fromme Geist und die tiefe Frauenverehrung stammten, welche Tennysons Poesie auszeichnen, regte die eigenartig schöne Landschaft von Lincolnshire, in welcher der Knabe aufwuchs, seine Einbildungskraft mächtig an. Die von den wilden Wogen der Nordsee gepeitschte Küste erzählte ihm von alten Kämpfen um die grüne Insel mit den grimmen Nordlandsrecken, die auf ihren schnellen Drachen hier landeten. Aber sie erzählte auch von dem noch jetzt fortdauernden Ringen der Menschen mit dem trotzigen Element um den heimischen Boden.

Schon im Kindesalter erwachte in Alfred der dichterische Trieb. „Ich hör' eine Stimme, sie spricht im Wind“, sang der fünfjährige Knabe vor sich hin, während er mit ausgestreckten Armen sich vom Seewind vorwärts treiben ließ. Im Hause seines Großvaters, des Pfarrers von Louth, wohin er drei Jahre später mit seinem älteren Bruder Charles übersiedelte, um die dortige lateinische Schule zu besuchen, trieb seine dichterische Begabung die ersten Blüthen. Eines Sonntags war er während des Gottesdienstes allein im Hause zurückgeblieben. Sein Bruder Charles hatte ihm eine Schiefertafel zurückgelassen mit der Weisung, ein Gedicht auf die Blumen im Garten zu machen. Als er aus der Kirche kam, fand er die Tafel mit fünffüßigen Jamben im Stil der Thomsonschen „Jahreszeiten“ beschrieben, des einzigen Gedichtes, das Alfred damals kannte. Mit erwartungsvollen Augen stand der Knabe da, während der ältere Bruder die

Verse skandirte. Nach einer Weile gab er sie ihm zurück mit den Worten: „Es ist gut; ich sehe, du kannst Verse machen.“ Ein anderes Mal verlangte der Großvater von ihm eine Elegie auf den Tod der vor Kurzem heimgegangenen Großmutter. Als Alfred ihm das Gedicht brachte, las er es bedächtig, dann steckte er ihm ein Zehnschillingstück in die Hand und sagte: „Hier hast du das erste Geld, das du durch Versemachen dir verdienst, und glaube mir, auch das letzte.“

Seitdem pflegten die beiden Brüder, die sich als Schüler nicht besonders hervorthaten, die Poesie gemeinsam. Als sie bereits 1820 in das stille Pfarrhaus ihrer Eltern zurückgekehrt waren, entstand in dem glücklichen Phäakenthum, das sie dort mehrere Jahre lang führten, Gedicht auf Gedicht. Den Stoff entnahmen sie ihren Streifzügen durch Feld und Wald bei Tag und bei Nacht. Zuweilen verlebten sie eine ganze Nacht am Meeresstrande und träumten von der schönen „Meermaid“, die „mit dem Perlenkamm in der Tiefe der See ihr goldenes Haar kämmt und mit süßem Getöne singt“, und von dem „wonnigen Leben in jubelnder Lust auf schwellendem Moospfühl unter der See!“ Oder sie sannen über die geheimnisvolle Tafelrunde des Königs Artus nach, die sie auch zu allerhand ritterlichen Spielen begeisterte.

Auf den Rath des väterlichen Kutschers, der mit dem kärglichen Taschengeld der Brüder Mitleid hatte und zudem ihre Erzeugnisse höchlich bewunderte, versuchten sie im Jahre 1827 ihre Reimereien zu verwerthen. Kecken Muthes boten sie — Charles neunzehn und Alfred achtzehn Jahre alt — ihre Gedichte u. d. T.: „Poems by two brothers“ (Gedichte von zwei Brüdern), einem Buchhändler in Louth zum Verlage an. Das Unglaubliche geschah. Der Buchhändler, der von dem wohlhabenden und einflußreichen Großvater reichen Verdienst hatte und auf Absatz bei der Verwandtschaft rechnete, gab ihnen ein Honorar von 20 Pfd. Sterl. (400 Mark), freilich ohne zu ahnen, daß das kleine Bändchen eines Tages

für denselben Preis und darüber, die enggekritzelte, eckige Handschrift für 100 Pfd. Sterl. (2000 Mark) verkauft werden würde.

Im Jahre 1828 bezogen die Brüder das Trinity-College der Universität Cambridge. Zugleich mit ihnen trat der erst achtzehnjährige geniale Arthur Hallam, ein Sohn des Historikers, ein. Er befreundete sich rasch mit Alfred und verlobte sich später mit dessen Lieblingsschwester. Sein frühes Hinscheiden (1833) regte Tennyson zu dem Liederkranze: „In Memoriam“ (Zum Gedächtnis) an, der aber erst 1850 im Druck erschien.

Mit Hallam zugleich bewarb sich Tennyson um die goldene Medaille, welche der Universitätskanzler als Preis für ein Gedicht über das wenig anziehende Thema „Timbuktu“ ausgesetzt hatte, und trug den Sieg davon. Er selbst war mit dem an glänzenden Naturschilderungen reichen Jugendwerk aber so wenig zufrieden, daß er es in die erste unter seinem Namen erscheinende Gedichtsammlung nicht aufnahm. Diese kam 1830 heraus u. d. T.: „Poems, chiefly lyrical“, fand aber nur geringe Beachtung und wurde von der Kritik meist sehr abfällig beurtheilt. Der Dichter selbst urtheilte nicht viel günstiger; nur einen kleinen Theil daraus nahm er in die späteren Ausgaben seiner Werke auf.

Auch mit dem zweiten Bande (1832) drang Tennyson noch nicht zur vollen Anerkennung seiner poetischen Bedeutung durch. Und doch enthält derselbe eine Reihe auch bei uns gut bekannter, mehrfach übersetzter und häufig deklamirter Gedichte. Darin fanden sich unter u. A. „Oenone“, „Die Lotosesser“, „Die Maienkönigin“, „Die Müllerstochter“ u. A. Hier schlägt er zum ersten Male den idyllischen Ton an, welcher seiner eigensten weichen Empfindung und seinem tiefen Naturverständnis am meisten entsprach. Die Stoffe sind ungemein einfach. In der „Müllerstochter“, wie in der später erscheinenden „Gärtnerstochter“, erzählen alte Leute von ihrer

ersten glücklichen Liebe. Das eine ist voll der frischen lyrischen Schönheit des Lenzes, das andere glüht in den reichen Farben des Sommers.

Eine Perle der Tennysonschen Idyllendichtung ist „Dora“, eine Verherrlichung anspruchslos selbstloser Liebe im Rahmen einer bäuerlichen Landschaft. Der verwittwete Pächter Allan lebt mit seinem Sohne William und seiner Nichte, der frühverwaisten Dora, zusammen, und es ist sein Lieblingswunsch, die beiden einst verbunden zu sehen. Aber William verachtet die stille Liebe seiner Base; er liebt ein anderes Mädchen, Mary, und heirathet es zum Verdruß seines Vaters, der ihn enterbt und aus dem Hause jagt. Nachdem die jungen Eheleute manches Jahr in schwerer Arbeit durchlebt, stirbt William; Frau und Kind bleiben in bitterer Armuth zurück. Dora ist unterdeß bei ihrem Oheim geblieben, der es ihr streng untersagt, jemals mit der Familie ihres Vetters zusammen zu kommen. Aus Mitleid mit der armen Wittwe überschreitet sie aber das Verbot, holt das Kind und bringt es dem Oheim. Außer sich vor Wuth über ihren Ungehorsam jagt er nun auch Dora aus dem Hause, behält jedoch das Enkelkind bei sich. Das verstoßene Mädchen kehrt zu ihrer Base zurück, und beide Frauen geloben einander festes Zusammenhalten. Mary will aber unter solchen Verhältnissen ihr Kind dem hartherzigen Greise nicht lassen. Sie gehen miteinander, um es zurückzuholen — zusammen wollen sie auch für seinen Unterhalt arbeiten. Da bricht endlich das Herz des greisen Mannes, und er behält alle drei in seinem Hause. Jahre vergehen, Mary heirathet zum zweiten Male, Dora aber bleibt unvermählt bis an ihren Tod. Nichts Schlichteres, als diese Geschichte, aber mit welcher Zartheit und Innigkeit weiß sie Tennyson zu erzählen!

Sehr anmuthig ist auch die von Freiligrath übersetzte Idylle: „The brook“ (der Bach), in die eines seiner reizendsten Lieder eingeflochten ist. So singt der Bach zuletzt:

Durch Wiesengrün und Haseln dicht
Schleich' ich, und durch die süßen,
Die zitternden Vergißmeinnicht,
Die für Verliebte sprießen.

Ich hüpf' und schlüpfe, tausendmal
Gestreift von meinen Schwalben;
Ich tanze mit dem Sonnenstrahl
Am Wehr und allenthalben.

Ich murmle unter Mond und Stern
In Brombeerwüsteneien,
Um meine Kressen zaud'r ich gern
Und meine Kiesbankreihen.

Bis wieder doch, ohn' Stillestehn,
Ich mich zum Flusse wende,
Denn Menschen kommen, Menschen gehn —
Ich rinne fort ohn' Ende.

Treffend urtheilt Johannes Scherr über die idyllische Dichtung Tennysons, wenn er sagt: „Kaum ein anderer Dichter seiner Zeit hat es so verstanden, wie er, dem Realen das Gepräge des Idealen zu geben.“ Aber mehr als das: schon auf dieser Stufe seiner Dichtung erweist es sich, daß ihre wahre Kraft in seinem lebendigen Glauben ruht. Welch eine einfältige und doch klare Erkenntnis von Sünde und Sündenvergebung durch Christus tritt in dem dritten Liede der „Maienkönigin“ hervor, wenn das junge Mädchen auf ihrem Sterbelager ihrer Mutter von dem Geistlichen, der sie besucht, erzählt:

Er zeigte mir all' meine Sünde,
Doch auch die Barmherzigkeit —
Ob spät auch mein Lämplein entzündet,
Gott öffnet die Pforte mir weit.
Deshalb ist der Wunsch mir vergangen
Nach Gesundheit zu dieser Frist,
Ich trage nach Ihm nur Verlangen,
Der für mich gestorben ist.

Und sie scheidet von der Erde mit der fröhlichen Versicherung:

> Da schlumm're ich in Gottes Licht,
> Wie hier am Mutterherzen ein —
> Da rührt die Seele keine Qual,
> Das müde Kind, es ist — daheim!

Tennyson hatte inzwischen die Universität verlassen. Mit der verwittweten Mutter und den Schwestern wohnte er seitdem in London „in Armuth mit seinen Freunden und seinen goldnen Träumen.“ Arthur Hallams Tod hatte ihn tief erschüttert, die Kritik seiner Gedichte ihm viel zu denken gegeben. Manche verwarf er selbst, an anderen feilte er mit unermüdlichem Eifer. Neues, wie die Todtenklage um seinen entrissenen Freund reifte nur langsam heran. Die Poesie war ihm kein eleganter Zeitvertreib; er faßte sie schon damals als einen ernsten Lebensberuf, als eine erhabene Mission auf, zu der Gott selbst ihn geweiht hatte. Sie wurde ihm zur zweiten Natur und blieb es bis in sein hohes Greisenalter.

So schwieg Tennyson denn zehn Jahre lang. Als er dann 1842 — gerade fünfzig Jahre vor seinem Tode — mit einer sorgfältig durchgearbeiteten und beträchtlich vermehrten Auswahl seiner früheren Gedichtsammlungen hervortrat, begrüßten ihn die besten Männer, darunter der Lyriker William Wordsworth und der Romandichter Charles Dickens mit ungetheilter Bewunderung. Wordsworth erklärte ihn für den ersten der neueren englischen Dichter. Dickens wurde nicht müde, ihn zu lesen und schrieb begeistert an einen Freund: „Was für ein herrliches Geschöpf ist er doch!“

Die Lehrlingszeit lag hinter dem Dichter, er war ein Meister seiner Kunst geworden. Rhythmisch schön und melodisch flossen seine Verse dahin. Ihr Inhalt fand einen lebhaften Wiederhall in dem Denken und Fühlen der Zeitgenossen. Auch in Deutschland. Wer das Original nicht zu genießen vermochte, erfreute sich daran in Freiligraths Übersetzung.

„Locksley-Hall“, „Ulysses“, „Godiva“, „Mariana“ u. a. haben sich durch sie bei uns eingebürgert.

„Locksley-Hall“, das wohl in England populärste dieser Gedichte, behandelt die Geschichte einer unglücklichen Liebe in ganz eigner Art. Durch das Herz des verlassenen Liebhabers stürmen Anfangs Bitterkeit, Verzweiflung, Weltschmerz. Doch nach männlichem Kampfe gewinnt in ihm die durch Leiden gereifte Überzeugung Raum, daß nicht die Liebe, sondern die Pflicht im höchsten Sinne aufgefaßt als hingebende Arbeit an der Veredlung der Menschheit, des Lebens besten Inhalt bildet.

Mit aller Innigkeit und Tiefe, Gluth und Leidenschaft, deren Meister Tennyson ist, wird die Liebesepisode des Helden mit Base Amy, dem „schüchternen Reh“, geschildert:

In der Lenzzeit brennt die Iris
  auf der Taube Flügeln heller;
In der Lenzzeit kommt die Liebe,
  fliegen Herz und Pulse schneller.

Liebe nahm das Glas der Stunden,
  dreht es um in glüh'nder Hand;
Jede nahte, leicht geschüttelt,
  und verrann im gold'nen Sand.

Liebe nahm und schlug des Lebens
  Harfe, daß sie stürmisch klang;
Daß die Saite selbst erbebte
  und mit lautem Dröhnen sprang.

Manchen Abend an den Wassern
  blickten wir den Schiffen nach;
Seele strömte heiß in Seele
  wenn auf Lippe Lippe lag.

Als Amy aber dem strengen Gebote ihres harten Vaters, der den mittellosen Neffen immer lieblos behandelt, nachgiebt, dem Geliebten die Treue bricht und ihre Hand einem „junker-

haft unbedeutenden Manne“ zusagt, überkommt den verschmähten Vetter die „Ahnung ihres künftigen Loses“, und mit schneidendem Sarkasmus ruft er ihr in ungerechter Übertreibung zu:

So zu sinken! Ja doch, Amy:
  sinken wirst du Tag um Tag,
Bis an Stumpfheit seinem Fühlen
  Deines sich vergleichen mag!

Wie der Gatte, so die Gattin!
  Deiner ist ein Bauer nur
[Lord zwar heißt er!): — dich herabziehn
  wird die gröbere Natur!

Halten wird er dich, mein Mädchen,
  hat sein Glüh'n sich erst verzehrt —
Etwas besser als sein Windspiel,
  etwas besser als sein Pferd!

Was ist das? Sein Aug' ist gläsern!
  Gar vom Weine? Glaub es nicht!
Geh, nimm seine Hand, umarm ihn!
  küß ihn — es ist deine Pflicht!

Geh doch hin! Er sitzt verdrossen
  nach der Jagd gewalt'gen Müh'n.
Geh, laß seine Stirn umgaukeln
  Deine leichtern Phantasie'n!

Nur verständlich mußt du's machen,
  denn du weißt ja, sein Verstand — — —
Besser doch, du lägest vor mir —
  todt — und todt durch meine Hand!

Besser doch, wir lägen beide
  dieser Herzensschmach entrückt
Eines in des Andern Armen
  sterbend Brust an Brust gedrückt!

In dem zornigen Weh, dem er sich nun hingiebt, flucht er der verkommenen Gesellschaft, welcher er sein und Amy's

Elend zuschreibt. Um nicht in Verzweiflung zu vergehen, will er sich in den Kampf des Lebens stürzen, aber wie in der Liebe, so scheint ihm auch hier seine Armuth ein Hindernis:

> Nichts als eine zorn'ge Seele
> nenn' ich mein: Was nehm' ich vor?

ruft er aus und, nachdem er gewünscht, sich in den Lärm und Pulverdampf der Schlacht stürzen zu können, spottet er:

> Doch des Goldes schnöd' Geklingel
> heilt sogar der Ehre Wunden:
> Thatlos ruhen die Nationen,
> sich beknurrend nur, gleich Hunden!

Da steigen seine alten Jugendideale vor ihm auf in kühnen Zukunftsbildern von dem großartigen Wachsthum der Zivilisation und der länderverknüpfenden Verkehrsmittel, aber auch von dem gewaltigen Weltkriege, der gleich der Hunnenschlacht in den Wolken ausgefochten wird, bis endlich über den Trümmern des alten das neue goldne Zeitalter heraufzieht. Den schönen Traum verscheucht aber ein Blick auf die Gegenwart. Er gedenkt der Langsamkeit, mit der die Erkenntnis wächst, und mehr noch der schleichenden Gefahr, die dem Aufstreben der Menschheit von den rohen Massen droht.

So versinkt er in neue Träumereien. Er sehnt sich aus den überreizten Gefühlen und Gedanken der Kulturwelt hinaus nach der Einfachheit der Wilden. Doch indem er sich sein Jägerleben an der Seite eines braunen Weibes mit wildaufwachsenden Buben reizend ausmalen will, bäumt sich der Stolz des feingebildeten Europäers, die Empfindung des Christen und des an edle Weiblichkeit gewöhnten Mannes dagegen auf:

> Ich, und eines rohen Weibes
> eben roher Gatte! — Nein!
> Erbe bin ich aller Zeiten
> Kämpfer in den ersten Reih'n.
>
> Besser fünfzig Jahr Europa's
> als chinesische Aeonen!

Mutter Zeit (nie kannt ich meine!)
führ hinaus, was du begonnen;
Spreng die Berge, roll die Wasser,
wirf die Blitze, wäg die Sonnen!

O, ich seh's, noch ging nicht unter
was mein Ahnen mir versprochen;
Alte Quellen der Begeist'rung
fühl ich frisch mein Herz durchpochen!

So hat sich seine Leidenschaft geklärt und in Begeisterung verwandelt, und er verläßt die Stätte seines Leidens, um für die edelsten Bestrebungen seiner Zeit seine ganze Kraft einzusetzen. In der vierzig Jahre später erschienenen Fortsetzung, „Locksley-Hall nach sechzig Jahren“ erzählt uns der Dichter, wie sein Held, dessen Geliebte Amy bei der Geburt ihres ersten bald ihr nachgefolgten Kindes verschieden, als achtzigjähriger Greis mit seinem, aus vierzigjähriger glücklicher Ehe ihm allein übrig gebliebenen, Enkelsohn heimkehrt. Er findet seinen ehemaligen Nebenbuhler soeben gestorben, erkennt aber jetzt dessen schlichte, einst im Jugendhaß verkannte Tüchtigkeit und söhnt sich mit seinem Andenken aus. Sein Enkel wird der neue Herr von Locksley-Hall.

Wenn Tennyson in Amy von Locksley-Hall ein schwaches Kind zeichnet, das Gehorsam und Liebe nicht vereinigen kann, so schildert er in „Godiva“ in den reinsten zartesten Zügen den Opfermuth einer edlen Frau, vereint mit Herzensgüte und demüthigem Gehorsam einem rauhen Gemahl gegenüber, dessen Sinn sie dadurch bezwingt. Die Begebenheit, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt, soll sich im 11. Jahrhundert in Coventry zugetragen haben. Leofric, Earl of Mercia, hatte der Stadt eine schwere Geldbuße auferlegt; seine edle Gemahlin bat für das Volk. Höhnisch erklärte ihr der rauhe Gatte, er werde ihre Bitte gewähren, wenn sie unbekleidet durch Coventry reite. Die hochherzige Frau läßt dem Volk

verkünden, sie sei entschlossen, das geforderte Opfer zu bringen und gebiete Jedermann, sich eine Stunde lang hinter verschlossenen Thüren und Fenstern zu halten. Die Sage erzählt noch, ein Bäcker Namens Thomas habe seine Neugier nicht zähmen können und habe durch einen Spalt gelugt, sei aber sofort erblindet.

Das Gedicht selbst lautet in Freiligraths Übersetzung:

Ich wartete zu Coventry des Bahnzuges;
Bei Volk und Kellnern stand ich auf der Brücke
Und blickte auf die schlanken Thürme; — dort
Des Ortes alte Sage formt' ich also: —

Nicht wir allein, die jüngste Saat der Zeit,
Männer von gestern, die wir das Vergang'ne
Rasch wie ein Rad sich dreht hochmüthig lästern,
Und dies und das von Recht und Unrecht plaudern —
Nicht wir allein erbarmen uns des Volks,
Und knirschten zornig, sah'n wir's übersteuert:
Nein — Sie, die Liebliche vor tausend Sommern,
Godiva, Gattin jenes grimmen Earls,
Der Herrscher war in diesem Coventry,
That mehr, und litt mehr, und erreichte mehr.

Denn als er ausschrieb eine schwere Steuer,
Und alle Mütter ihre Kinder brachten,
Jammernd: „Wir sterben Hungers, wenn wir zahlen!"
Da suchte sie und fand sie ihren Herrn,
Wo er, allein, inmitten seiner Hunde,
Die Halle maß, sein Bart zwei Schuh vor ihm,
Und eine Elle hinter ihm sein Haar.
Sie sagt' ihm Alles, sagt' ihm: „Sie verhungern,
Dafern sie zahlen!" — was ihm seltsam schien.
„Um solche", höhnt' er, „nicht den kleinen Finger
Ritztest Du Dir!" Sie drauf: „Ich stürb' um sie!"
Er lacht und schwur bei Peter und bei Paul;
Dann faßt er tändelnd ihren Demantohrring:

„Das sagst Du so!“ — „Nein,“ rief sie, „prüfe mich!“
„Ich thue, was Du willst, um sie!“ Sofort
Aus einem Herzen rauh wie Esau's Hand
Erwiedert er: „Reit nackt Du durch die Stadt,
Und ich erlasse diesen Zoll!“ Und spöttisch nickend
Schritt er von dannen, hin durch seine Hunde.

Als sie allein nun war, da, wie wenn Winde
Aus Nord und Süd losrasen auf einander,
Bekämpften ihre Leidenschaften sich
Für eine Stunde — bis das Mitleid siegte.
Und einen Herold sandte sie hinaus;
Den hieß sie künden zu Trompetenschall
Den harten Preis; doch daß sie willig sei,
Das Volk zu lösen! Drum bei seiner Liebe
Anflehe sie's, daß bis zur Mittagszeit
Kein Auge frech zur Straße niederschau'n,
Kein Fuß die Straße frech betreten möge!
Zu Hause halten wolle Jeder sich,
Die Thür verriegelt und verhängt das Fenster!

Dann floh sie in ihr innerstes Gemach,
Und hakte los dort die verbundnen Adler,
Die ihr der Graf geschenkt, ihr Gürtelschloß.
Bei jedem Athemholen hielt sie inne,
Fast wie ein Sommermond, der aus Gewölk
Schamhaft hervortritt. Schüttelnd dann ihr Haupt,
Ergoß ihr wellig Haar sie bis auf's Knie;
Zog rasch sich aus; stahl sich die Trepp hinab
Und, wie ein Sonnenstrahl, von Säul' zu Säule
Glitt sie und huschte, bis am Thor sie stand.
Dort ihren Zelter traf sie: Purpurstoff
Deckt ihn mit Golde prächtig blasonirt.

Dann ritt sie fort, mit Keuschheit angethan.
Die Lüfte schwiegen, und der leise Wind,
In Ehrfurcht lauschend, wagte kaum zu athmen.
Die Drachenhäupter an des Palastdachs

Metallnen Rinnen schienen ihr zu blinzeln;
Des Hofhunds Bellen macht ihr Antlitz flammen,
Und ihres Zelters Hufschlag bebte Schrecken
Durch ihre Pulse! Dann die Spalten rings
Der blinden Mauern! Ach, und die phantast'schen
Neugier'gen Giebel! Doch sie hielt sich aufrecht,
Bis sie vom Feld her durch das graue Stadtthor
Den blühnden Flieder weiß erglänzen sah.

Dann ritt sie heim, mit Keuschheit angethan.
Und sieh, ein roher, niedriger Gesell,
Abscheu und Sprichwort aller Folgezeit,
Ein Löchlein bohrend, lauerte: — doch plötzlich,
Eh seine Augen ihren Willen hatten,
Betraf sie Blindheit — Blindheit für allzeit!
So hat die Macht, die edle Thaten schützt,
Den schnöden Mißbrauch eines Sinns gezüchtigt:
Sie aber wußt' es nicht und ritt vorbei.
Da auf einmal, mit zwölf gewalt'gen Schlägen
Von hundert Thürmen klirrt und hämmerte
Schamlos der Mittag — ein Schlag nach dem andern!
Doch grade da beschritt sie ihr Gemach,
Trat dann hervor in Kron und Purpurkleid
Vor ihren Herren, nahm hinweg die Steuer,
Und schuf sich lächelnd einen ew'gen Namen.

Besonders hat es Freiligrath verstanden, den melodischen Klang und die Naturlaute der Tennysonschen Lieder nachzubilden, wie z. B. in dem „Wiegenlied“:

Süß und sacht, sachte weh
Wind du vom westlichen Meer!
Sacht, sacht wispre und weh
Wind du vom westlichen Meer!
Über die rollenden Wasser geh,
Komm vom sinkenden Mond und weh,
Weh ihn wieder mir her
Nun mein holdestes, nun mein Herzenskind schläft!

Schlaf und ruh, schlafe du fest,
Vater ja kommt zu dir bald;
Fest, fest, an's Herz mir gepreßt,
Vater ja kommt zu dir bald;
Vater kommt suchen sein Bübchen im Nest;
Unter dem silbernen Mond aus West
Silber segelt und wallt:
Schlaf, mein holdestes, schlaf, mein Herzenskind, schlaf!

Zu der Anerkennung kam allmählich auch der materielle Lohn. Im Jahre 1845 erwirkte ihm Sir Robert Peel ein Ehrengehalt von 200 Pfd. Sterl. (4000 Mk.) aus der Civilliste — nach Carlyles Meinung „eben genug für Bier und Tabak" — dazu kamen die von Jahr zu Jahr sich steigernden Buchhändlerhonorare, die ihn schließlich zum reichen Manne machten.*)

Ein größeres Gedicht, „The Princess", erschien 1847. Tennyson nannte es ein „medley". Ein Gemisch von anmuthig tändelndem Spiel und ernsten Gedanken über das moderne Thema von der Frauenemanzipation, von dem Verhältnis der Geschlechter zu einander, von dem Ideal der wahren Liebe ist dies Gedicht in der That. Von Anfang an wurde es herb getadelt und ist nie recht beliebt geworden, obgleich es Jedermann las. Eine Königstochter, Prinzessin Ida, empört über die Tyrannei und die Selbstsucht der Männer, und der Abhängigkeit ihres Geschlechtes überdrüssig, beschließt, ihre Schwestern davon zu erlösen. Zu dem Zwecke gründet sie in einem weltfernen Theile des väterlichen Reiches eine Hochschule für Frauen, in welcher alle Weisheit der Welt gelehrt werden soll. Als weibliche Professoren stehen ihr zwei Damen zur Seite, Lady Blanche und Lady Psyche. Jedem Manne ist der Zutritt bei Todesstrafe verwehrt. Dem Ver-

*) „Enoch Arden" allein brachte ihm 31000 Pfd. Sterl. (620000 Mark) ein. Langjährig erhielt er 5000 Pfd. Sterl. (100000 Mk.) jährlich für das Verlagsrecht seiner Werke von der Firma Strahan in London. Milton hatte das „Verlorene Paradies" einst für 5 Pfd. Sterl. (100 Mk.) weggegeben.

bote zum Trotz schleicht sich ein benachbarter Königssohn, dem Ida von Kind auf verlobt gewesen, mit zwei Genossen in weiblicher Kleidung in das Frauenheiligthum. Sie lassen sich als Zöglinge aufnehmen und wohnen eine Zeitlang den sehr gelehrten Vorlesungen bei. Aber bald werden sie erkannt, gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Inzwischen ist des jungen Prinzen Vater mit einem Heere herbeigeeilt, um ihn zu befreien. Auch Ida's Vater und Bruder erscheinen mit Truppen, ein Krieg droht unter den Mauern der friedlichen Akademie auszubrechen. Um ihn zu vermeiden, kommt man überein, ein Turnier abzuhalten, in dem Arac, Ida's Bruder, und der kecke Fürstensohn des Nordens mit einander kämpfen sollen. Der letztere unterliegt und bleibt schwerverwundet auf der Wahlstatt. Da erwacht das Mitleid in Ida's Herzen, sie nimmt ihn in ihr Haus auf, pflegt ihn und erfährt dabei die Macht der Liebe, die zu einem Herzens- und Lebensbunde der Beiden führt. Die Liebenden vermählen sich, nachdem sie in schönen pathetischen Versen ihre Ansichten über die verschiedenen Aufgaben von Mann und Weib ausgetauscht haben. Das Endergebnis faßt der Prinz in die Worte:

Nicht ist das Weib bestimmt, ein Mann zu werden,
Sie ist von andrer Art; und könnte sie's —
Wär's süßer Liebe Tod; denn es verbindet
Sich Gleich und Gleich nicht, sondern es vereint
Das Gleiche nur sich im Verschiedenen.
Doch werden mit der Zeit sich beide ähnlich,
Wachsen zusammen, und es nimmt der Mann
Weibliches Wesen in sich auf — sie männliches.
Wie er gewinnt an Huld und hoher Tugend,
Ohn' daß die Sehne ihm erschlafft, zum Ringkampf mit der Welt,
So weitet ihr sich hell der Blick in's Leben, —
Und kann doch ihrer Kinder liebend pflegen
Und Kindersinn in hohem Geiste tragen,
Bis endlich sie mit ihrem Mann zusammenklingt
Wie reine Melodie zu edlen Worten.

Wenn aber dieses an Seltsamkeiten wie an Schönheiten gleich reiche Gedicht viele seiner Bewunderer unbefriedigt ließ, errang Tennyson einen durchschlagenden Erfolg mit seinem bereits vorerwähnten Liederkranz „In Memoriam“, der 1850 erschien und einen nachhaltigen Einfluß auf die religiöse Stimmung seiner Zeit übte. Viele aufrichtige Zweifler haben es bezeugt, daß sie durch diese Lieder zu dem verlorenen Glauben ihrer Kindheit zurückgeführt seien. Die Klage um den innig geliebten Freund, mit welchem der Dichter den besten Theil seiner selbst zu verlieren geglaubt, führt ihn in die dunkelsten Tiefen der Angst und des Zweifels hinab, aber er ringt sich empor zu den leuchtenden Höhen triumphirender Hoffnung und ewiger Freude durch den Glauben an Den, der sich selbst die Auferstehung und das Leben genannt und der uns beides erworben und gewährleistet hat. Man fühlt es ihm nach, daß er Selbsterlebtes darstellt, daß er seine eignen Zweifelskämpfe und seinen eignen Glaubenssieg uns schildert. Dieses Trostbüchlein, wie man es nennen könnte, hebt mit einem Gebete an, das charakteristisch für das Ganze ist. Ich theile den Eingang in möglichst wortgetreuer Übersetzung mit:

Du starker Gottessohn, Du ew'ge Liebe,
Den wir, die nie geschaut Dein Angesicht,
Ergreifen doch mit fester Zuversicht —
Und wo Beweise fehlen, strahlt der Glaube!

Dein ist des Weltalls wechselvolle Pracht,
Du schufst die Kreatur, des Menschen Leben —
Du schufst den Tod! Dein Fuß, — wir sehn's mit Beben —
Tritt auf den Schädel, den Du einst gemacht!

Im Staube läßt Du nimmer Deinen Knecht
Du schufst ihn ja! Wozu? wir wissen's nicht,
Doch meinen wir — zum Sterben war es nicht
Du schufst den Menschen, und Du bist gerecht!

Gottheit und Menschheit ist in Dir geeint
Du heiligste und höchste Mannheit Du —
Doch unser Wille kommt hier nie zur Ruh,
Bis er als Deiner ganz und gar erscheint.

Die Schlußworte dieses ergreifenden Gebetes lauten in Agnes von Bohlens*) meist recht gelungner Übersetzung:

Vergieb, was meine Sünde schien in mir,
Was mein Verdienst erschien, seitdem ich bin —
Denn Menschenwerth lebt kurz wie Menschensinn
Und reichet nicht, o Herr, hinauf zu Dir!

Vergieb den Gram um Einen, den auf Erden
So schön ich fand — Dein Kind — Du riefst ihn fort;
Ich traue nun, er lebt in Dir, und dort
Find' ich ihn würd'ger noch, geliebt zu werden.

Vergieb mir diese wilden, wüsten Klagen,
Die der verlornen Jugend Pfad verwirrten!
Vergieb, wo sie in Deiner Wahrheit irrten,
Und laß mich Deinen Willen weiser tragen!

In demselben Jahre 1850, als „In Memoriam“ erschien, starb Wordsworth, das Haupt der romantischen Seeschule und seit Robert Southeys Tode (1843) Englands gekrönter Dichter (poet laureate). Tennyson war sein geborner Nachfolger in diesem königlichen Ehrendienste, den Edward IV. einst als ein Hofamt gestiftet hatte, und die Königin Victoria, deren Gunst er durch seine Idyllen längst gewonnen, ernannte ihn dazu, obgleich die öffentliche Meinung mehrere andere Kandidaten neben ihm aufgestellt hatte. In früheren Zeiten legte das Amt eines gekrönten Dichters seinem Inhaber, dem es noch ein Jahrgehalt von 72 Pfd. Strl. (1440 Mk.) zusichert, die Verpflichtung auf, den Geburtstag des Herrschers alljähr-

*) „In Memoriam, Zum Gedächtnis“ von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen übersetzt von Agnes von Bohlen. Berlin, Gebr. Bornträger.

lich durch ein Festgedicht zu feiern. Seit Wordsworth war diese Obliegenheit in Wegfall gekommen, nur gelegentlich wurde von dem Hofpoeten ein patriotisches Lied erwartet. Tennyson entsprach dieser Erwartung bereits im folgenden Jahre durch seine Ode auf den Tod des Herzogs von Wellington, deren Schluß wieder von seinem Glauben zeugte:

Sprich nicht mehr von seinem Ruhme,
Fort mit ird'schem Heldenthume,
Laß ihn nun im Dom! Befehle
Gott in Christo seine Seele!

Unter seinen späteren Gelegenheitsgedichten dieser Art nenne ich nur die begeisterte Schilderung des berühmten Sturmangriffes der Engländer auf eine durch Fußvolk und Reiterei stark gedeckte russische Batterie (The Charge of the Light Brigade) in der Schlacht von Balaklawa (25. Oktober 1854).

In demselben, für Tennyson so wichtigen Jahre 1850 gründete er in Twickenham seinen häuslichen Herd mit der anmuthigen, blauäugigen Emily Selwood, einer Nichte des großen Nordpolforschers Sir John Franklin. Sonnenschein ruhte auf seinem Ehebunde, der seinem Ideal, wie er es in der „Prinzessin" gezeichnet, durchaus entsprach. Von Twickenham, wo ihnen der erste Sohn geboren wurde, siedelten sie drei Jahre später nach ihrem schlichten, behaglichen Landhause Farringford über auf der Westküste der Insel Wight in der Nähe von Freshwater. Es war ein echtes Dichterheim — den Wald im Rücken, gewährte es den Ausblick auf das weite dunkelblaue Meer, das dem Dichter von jung auf lieb und vertraut, in so vielen seiner Dichtungen den Hintergrund bildet.

Nirgends fühlte sich Tennyson so glücklich, wie in seiner Häuslichkeit, die er ungern verließ, da ihm alles gesellschaftliche Treiben und jedes öffentliche Hervortreten in tiefster Seele verhaßt war. Er gab deshalb auch selbst keine Gesellschaften, sah aber gern Freunde, wie den Dichter der „Hypatia", Charles Kingsley u. a. bei sich. Besonders war ihm

der Historiker Thomas Carlyle ein stets willkommener Gast. Stundenlang konnten die beiden geistesverwandten Männer am Kaminfeuer beim schäumenden Biere sich gegenübersitzen und aus ihren kurzen, gebräunten Holzpfeifen qualmen, ohne viel Worte zu wechseln. Bei einem derartigen Besuche soll das einzige Wort, welches aus Carlyles Munde hervorging, beim Abschiede gewesen sein: „Ach Mann, wir haben einen herrlichen Abend gehabt!“

So lebte der „Gekrönte“ seinen dichterischen Neigungen in dem idyllischen Frieden und der träumerischen Beschaulichkeit seines Inselheims. Jedes Jahr trieb sein Genius neue Blüthen. 1855 erschien das Gedicht „Maud“, das von der Kritik sehr abfällig behandelt wurde. Es war, ähnlich wie „Werthers Leiden“, eine poetische Widerspiegelung trüber Seelenzustände und pessimistischer Weltanschauung, hervorgerufen durch schmerzliche Erlebnisse und deren Wirkung auf einen weichen Charakter und phantasievollen, grüblerischen Geist nur mit dem Unterschiede, daß bei Mauds Liebhaber die Krankheit nicht zum Selbstmord, sondern zur inneren Befreiung und Genesung führt. Ein junger Edelmann, dessen Vater sich das Leben genommen, weil er sein Vermögen durch die Schuld seines reichen Nachbarn, eines Emporkömmlings, verloren, liebt Maud, die Tochter seines Feindes und wird wiedergeliebt. Von ihrem Bruder bei einem Stelldichein überrascht, wird er schwer beleidigt und tödtet ihn im Zweikampf. Auf das Festland geflüchtet, erfährt er den Tod seiner Geliebten, und in seiner Sehnsucht nach ihr, durch Gewissensbisse an den Rand des Wahnsinns gebracht, geht er fast zu Grunde, bis die Nachricht von der Aufraffung seines Volkes zum Kriege für eine große Sache befreiend auf ihn wirkt, und er einsieht:

Mehr frommt's, daß für Gutes man kämpft,
als auf Böses nur schilt.
Eins bin ich mit meinem Volk, und ich falle gern
Versöhnt mit meinem Geschick und dem Willen des Herrn.

Wie einst Goethe, beschuldigte man Tennyson, er habe alles, was sein Held redet und thut, verherrlichen und als etwas Nachahmenswerthes darstellen wollen. Er nannte deshalb sein Gedicht in den späteren, immer neu bearbeiteten Ausgaben ein „Monodrama". Es ist in der That eine Tragödie, von einer einzigen Person gespielt, und als solche zu beurtheilen. F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden" hat es meisterhaft verdeutscht und unserm Verständnis dadurch nahe gebracht.*) Wer die Mühe nicht scheut, es wiederholt zu lesen, wird trotz mancher Unklarheiten immer neue Schönheiten darin entdecken. Es wird ihm vielleicht ergehen, wie Carlyle's Frau, die beim ersten Anhören Tennyson auf seine Frage, was sie davon hielte, antwortete: „Ich denke, es ist dummes Zeug," (perfect stuff), beim zweiten Male aber gestand: „Jetzt klingt es schon besser," und beim dritten Male ganz begeistert davon war. Das schönste darin sind die reizenden Liebeslieder, welche die Ausbrüche wilden Hasses gegen den Mörder seines Vaters und erbitterter Empörung über die entartete Gesellschaft unterbrechen. Nur ein paar Verse aus einem derselben theile ich mit:

Komm in den Garten, Maud, o komm, mein Lieb!
Die Nacht entfloh, die dunkle Fledermaus;
Komm in den Garten, Maud, o komm, mein Lieb;
Ich bin am Thor allein, o komm hinaus!
Das Geißblatt athmet süßen Duft, mein Lieb,
Und ihren Balsam haucht die Rose aus.

Der Frühwind weht und rauschend zieht er schon,
Erschwungen hat sich hoch der Liebe Stern;
Im Lichte, das er liebt, verglüht er schon,
Im Krokuswolkenbett entschläft er fern;
Im Lichte, das er liebt, verglüht er schon,
Im Lichte seiner Sonne stirbt er gern.

---

*) Maud. Ein Gedicht von A. Tennyson, übersetzt von F. W. Weber. Paderborn. Ferd. Schöningh.

Die Rose hat gelauscht die ganze Nacht
Den Klängen der Fagotte, Flöten, Geigen;
Am Fenster der Jasmin die ganze Nacht
Im Takt gezittert zu der Tänzer Reigen;
Still ward es, als der Vogel aufgewacht,
Und als der Mond versank, war tiefes Schweigen.

Die schlanke Akazie steht so unbewegt,
Daß sich kein milchweiß Blüthenglöckchen regt;
Der Lotos schlummert auf des Weihers Welle,
Schlaftrunken nickt und träumt die Pimpinelle;
Die Rose nur versagte sich die Rast:
Sie weiß ja, was du mir versprochen hast;
Die Rose blieb, die Lilie wach mit mir,
Voll Sehnsucht nach des Morgens Glanz und dir!

Komm, Königin Rose, komm, vorbei ist der Tanz,
Der Mädchenrosenknospen Königin,
Im Perlenschimmer und im Atlasglanz,
Du Königin Lilie, du Rose Königin;
O leuchte, sonniges Haupt, im Lockenkranz
Und strahle den Blumen als ihre Königin!

Die Leidensblume, die das Thor umspinnt
Sie weint, und silberhell die Thräne rinnt.
Die Taube kommt, mein Lieb, mein einzig Glück,
Sie kommt, sie kommt, mein Leben, mein Geschick.
Die rothe Rose sagt: „sie naht mit Beben";
Die weiße Rose klagt: „ich harrte lange!"
Es lauscht der Rittersporn: „ich hör' es schweben!"
Die Lilie flüstert: „O ich warte bange!"

Mein süßes Eigen kommt, die Holdgemuthe:
Und wär' ihr Schritt noch luftiger getragen,
Mein Herz vernähm' ihn doch und würde schlagen
Auch wenn es Erd' im Bett von Erde ruhte;
Doch hörte sie mein Staub und bebte, glühte,
Selbst wenn er ein Jahrhundert todt gelegen,
Er bebte unter ihrem Fuß und blühte
In purpurrothen Blumen ihr entgegen.

Dem Jahrzehnt, welches auf dieses viel umstrittene Gedicht folgte, gehören — außer zahlreichen kleineren Dichtungen („Die Großmutter“, „Der nordische Farmer“, „Tithonus“ ꝛc.) die ersten Gesänge seiner „Königsidyllen“ (Idylls of the king) an, die erst 1872 zum Abschluß gelangten, und auf die ich später im Zusammenhange zurückkomme.

1864 entstand die vollendetste seiner poetischen Erzählungen: „Enoch Arden“, die auf einem wahren Erlebnis beruht. Auch sie hat F. W. Weber vorzüglich übertragen.*)

Nichts einfacheres, als dies kleine herzergreifende Idyll. Enoch Arden, ein junger Schiffersmann, reißt sich schweren Herzens von Weib und Kindern, um in fernen Landen zu gewinnen, was der karge Erwerb auf der heimatlichen Insel nicht gewährt. Ein tückisches Unwetter, aus dem er nur das nackte Leben rettet, verschlägt ihn an ein unbewohntes, weltfernes Eiland. Dort lebt er, wie der Held von Chamissos „Salas y Gomez“ viele Jahre, bis endlich ein ebenfalls zufällig in die Nähe der Insel verschlagenes Schiff ihn auffindet und in die Heimat führt. Hier erzählt man dem völlig Fremdgewordenen auf seine Frage nach der Frau des Enoch Arden, daß sie nach langem Werben dem gemeinsamen Jugendfreunde, der in uneigennützigster Weise Jahre lang für sie und ihre Kinder gesorgt, die Hand gereicht hat. Durch's Fenster beobachtet er dann den glücklichen Familienkreis, der der seinige hätte sein sollen —

> Da bebt' er, wankte, griff zum Ast und zagte
> In einen wilden Nothschrei auszubrechen,
> Der jählings, wie des Weltgerichts Posaune,
> Zertrümmert hätte all des Herdes Glück.
>
> So trat er rückwärts, leise, wie ein Dieb,
> Daß unter'm Fuß der harte Kies nicht knirre;

*) Enoch Arden. Ein Gedicht von A. Tennyson, übersetzt von F. W. Weber. Leipzig. Justus Naumann.

Er tastete entlang die Gartenmauer,
Daß man ihn nicht betäubt am Boden fände;
Er kroch zur Thür, er that sie auf und schloß sie,
Sacht wie die Thüre einer Krankenstube,
Und kam hinaus in's weite, öde Feld.
Hier wollt' er knie'n, doch waren seine Kniee
Zu schwach, er fiel vornüber, grub die Finger
Tief in die feuchte Erd' und betete.

„Zu hart, zu schwer! Was führten sie mich weg?
Allmächt'ger Gott! Du hieltest, frommer Heiland,
Mich aufrecht dort auf einsam öder Insel:
Halt aufrecht mich in dieser Einsamkeit
Ein Weilchen noch! Hilf, Vater, gieb mir Kraft,
Ihr nichts zu sagen, sagen nichts zu lassen,
Daß ich nicht Einbruch thu' in ihren Frieden.
Und ach, die Kinder! Muß ich sie nicht sprechen?
Fremd bin ich ihnen: ich verriethe mich.
Niemals! Für mich kein Vaterkuß! — Das Mädchen,
Der Mutter Abbild, und mein Sohn, der Knabe!" —

Und nun verging ihm Sprechen, Denken, Fühlen;
Bewußtlos lag er da; doch als er aufstand
Und heim zu seiner öden Wohnung schritt,
Prägt' er den ganzen langen Weg entlang
In seinen müden Kopf das eine Wort,
Als wär's der Kehrreim eines alten Liedes:
„Nur ihr nichts sagen, ihr nichts sagen lassen!"

Er war nicht ganz unglücklich. Sein Entschluß
Hielt ihn empor. Sein Glaubensmuth und stätes
Gebet, das aus lebend'gem Born des Willens
Entsprang und all die bittre Welt durchbrach,
Gleich Quellen süßen Wassers in der See,
Wahrt' ihm die Seele frisch. — —

Erst nach seinem Tode erfährt seine Frau, wie nahe er ihr gelebt und welches Opfer er ihr gebracht hat.

Bei Tennysons von Jahr zu Jahr wachsender Berühmtheit schützte das abgelegene Inselheim den Dichter im Sommer nicht vor lästigen Besuchern aller Art. Touristen, Reviewers, Dichterlinge und schwärmerische Damen wollten ihn sehen, sprechen, ein Autograph von ihm erpressen, ja manche Unholde scheuten sich nicht, in seinen Park einzudringen, ihre Feldstecher auf ihn zu richten, wenn er vor seinem Hause saß, oder gar ihre Nasen an den Fenstern platt zu drücken, um in seine Wohnräume hineinzustarren. War es aber einem Journalisten gelungen, bis zu dem Dichter selbst vorzudringen und einige Worte mit ihm zu wechseln, so erschien bald danach in einem englischen oder amerikanischen Blatte ein aus Indiskretionen und Unwahrheiten zusammengesetzter Bericht, der ihn außer sich brachte und dem gegenüber er doch völlig wehrlos war.

Deshalb entschloß er sich 1867 zum Ankauf eines zweiten Landbesitzes, Aldworth, auf der Grenze von Surrey und Sussex, um während der Sommermonate im Verborgenen leben zu können. Dort ließ er sich am Abhange eines Hügels ein stattliches, geräumiges Steinhaus in modern gothischem Stile bauen mit vielen hohen Bogenfenstern, geräumigen Erkern und lauschigen Mansarden. Längs der Façade lief eine breite Terrasse mit einer steinernen, von Epheu und Rosen überwucherten Brustwehr, welche unmittelbar in sein Arbeitszimmer führte. Von dort aus blickte man über ein Dickicht von Buchen- und Haselgesträuch nach den wellenförmigen Hügeln, hinter denen am fernen Horizonte ein schmaler silberner Streifen des Meeres aufleuchtete. Dies war sein Lieblingsplatz. Dort pflegte er stundenlang zu sitzen und zu träumen, aus seiner Meerschaumpfeife unendliche Tabakswolken entsendend, die ihn — nach dem Ausdruck eines Bewunderers — „wie eine Gottheit in Wolken hüllten“. Die Pfeife begleitete ihn auch, wenn er auf den verschlungenen Pfaden der Gartenanlagen oder in den engen Gassen zwischen den die Felder in England einfriedigenden Hecken lustwandelte.

So schwer zugänglich aber diese neue Sommerresidenz des Dichters auch war, sie schützte ihn doch nicht auf die Länge vor neugierigen Quälgeistern, die sich an den Hecken versammelten, über welche seine hohe Gestalt zuweilen emporragte. Um sich gegen solche schöngeistige Wegelagerer zu schützen, die ihm auch auflauerten, wenn er ausfuhr, ersann er allerhand Kriegslisten. So ließ er zuweilen einen Gartenarbeiter, dessen Gestalt der seinigen glich, in einem seiner abgelegten Anzüge, einen alten Hut, tief in die Stirn gedrückt, im Park auf- und abgehen und „Tennyson spielen“. Nachdem diese Schaustellung einige Zeit gewährt hatte, fuhr die Equipage vor das Hauptthor — der falsche Tennyson stieg ein, umringt von den Gaffern, die sich dann, ganz zufrieden, den großen Dichter gesehen zu haben, zerstreuten, und den wahren Tennyson ein Weilchen in Ruhe ließen.

Das Haus und den Park zu betreten war sehr schwer. Dem Pförtner war die größte Rücksichtslosigkeit gegen unbekannte Besucher eingeschärft, und so geschah es, daß dessen Grobheit zuweilen auch an eine falsche Adresse gerieth. So wurde einmal dem Prinzen von Wales, der seinen Namen genannt, das Thor vor der Nase zugeschlagen mit den Worten: „Prinz von Wales? Das kann Jeder sagen!“ Zufällig war Tennyson in der Nähe und konnte den höchlich belustigten Prinzen zurückholen.

Ebenso lästig wie die Besuche neugieriger Bewunderer waren ihm die der Porträtmaler, und doch wurden dieselben der Versuche nicht müde, ihn zum „Sitzen“ zu nöthigen. So gelang es eines Tages einem jungen, aber bereits vielgenannten Künstler, in die wohlvertheidigte Festung ein- und bis zu ihrem Herrn vorzudringen. Eine hünenhafte Gestalt mit struppigem Haupt- und Barthaar von dunkler, italienischer Gesichtsfarbe, im schäbigen nachlässigen Anzuge, die Pfeife im Munde, trat dem Eindringling entgegen und musterte ihn mit finsteren Blicken. Aber muthig setzte ihm der Maler seine

Absicht auseinander und erklärte seinen Entschluß, ihn zu porträtiren, für unabänderlich. Nun wies ihm Tennyson grollend die Thür. Wer aber nicht ging, war — der Maler. Vielmehr setzte er, — von Tennysons Frau ermuthigt, — seinen Angriff weiter fort und fragte bescheiden, weshalb sich Mr. Tennyson denn durchaus nicht von ihm malen lassen wolle? — „Weshalb?“ rief der darüber noch mehr empörte Dichter: „Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich höre, daß Sie ein ganz eingebildeter Kerl sind!“ — „Sonderbar,“ versetzte der unerschütterliche Künstler, „das ist ja ganz dasselbe, was ich von Ihnen gehört habe.“ Diese freimüthige Schlagfertigkeit brach das Eis und führte zu einem freundschaftlichen Einverständnis, dessen Ergebnis ein vorzüglich gelungenes Bild des Einsiedlers von Aldworth war.

Im Jahre 1872 brachte Tennyson den großen, bereits erwähnten Liedercyklus zu Ende, der u. d. T. „Königs-Idyllen“ die alten keltischen Sagen von König Artus Tafelrunde und der Mär vom heiligen Gral verjüngt und wiederbelebt hat. Schon als Knabe hatte der Dichter sich in die Welt der ritterlichen Romantik hineingelebt. Der „Morte d'Arthur“, in welchem zur Zeit Edwards IV. ein Priester, Sir Thomas Mallory, in schlichter Prosa die vornehmsten Abenteuer der Tafelrunde erzählt hatte, war ihm in der reichhaltigen Bücherei des Großvaters in die Hände gefallen und von ihm verschlungen worden. Das erweckte in ihm schon so frühe den heißen Wunsch, den sagenhaften König in einem großen Heldengedichte zu verherrlichen, wie es einst der Sänger des „Verlorenen Paradieses“, Milton, geplant, aber nicht ausgeführt hatte.

In der Universitätszeit entstand sein erstes balladenartiges Lied, worin die Artussage durchklingt. Es war „The Lady of Shalott“, eine schattenhafte Figur, in der die Elaine der „Königsidyllen“ keimartig vorgebildet ist. In der Gedichtsammlung von 1842 erschienen dann — außer „Sir Galahad“

und „**Sir Lancelot and Queen Guinevere**“, zwei kleineren Stücken aus dem Artuskreise — eine größere Romanze: „**Morte d'Arthur**“, welche später in das Schlußstück der „Königsidyllen“: „**The passing of Arthur**“ (Arthurs Scheiden), hineinverwoben wurde.

Im Jahre 1859 erschienen die ersten vier Bücher der „Königsidyllen“, auf welche acht weitere folgten. In diesen zwölf Gesängen, die uns in ihrer Verwandtschaft mit unserer mittelalterlichen Kunstdichtung noch besonders anmuthen, entrollte der Dichter das Bild des sagenhaften Königs und seiner Ritter und ihrer Thaten zu Ehren Gottes und ihrer Damen und zum Heile des Landes, bis zu seinem geheimnisvollen Verschwinden nach Avilion, der Insel der Seligen, von wo er einst wiederkommen soll, wie Kaiser Rothbart, „zu seiner Zeit“.

Gleich seinem großen Vorgänger, Wolfram von Eschenbach, hat Tennyson die alten Mären mit Ewigkeitsgedanken erfüllt. Das Wort Christi: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, geht wie ein goldener Faden durch das ganze Gedicht, leuchtet aber am hellsten hervor in dem Gesange, der vom heiligen Gral („the holy grail“) handelt. König Arthur ist die ungetrübt strahlende Verkörperung dieses Lebensideales, dem er die um ihn sich scharenden Ritter zuführen will. Aber die Sünde schleicht sich in den Bund der Tafelrunde. Arthurs Gemahlin, die schöne Guinevere, wird ihm untreu, Lanzelot, ihr Buhle, wird zum Verräther an seinem königlichen Freunde; und durch Beider Schuld wird die edelste Brüderschaft, welche die Welt je gekannt, erschüttert und aufgelöst. Percivale, der den heiligen Gral nicht finden kann, wird eine ähnliche Belehrung zu Theil wie Wolframs Parcival. „O Sohn,“ ruft ihm ein heiliger Eremit zu, „Dir fehlt die wahre Demuth, die höchste Tugend, die Mutter aller andern ꝛc.“ und weist ihn auf Christus, der mit ihr bekleidet gewesen. Nur einer der vielen Helden, die ausziehen, den Gral zu suchen, vermag ihn zu

erblicken — Galahad, der Ritter von fleckenloser Herzensreinheit. — Über alle Unreinen ergeht ein scharfes Gericht, so über Tristan, den Verführer der Isolde. Guinevere ist in die Abtei von Almesbury geflüchtet; dort liegt sie im Staube vor dem gekränkten Gemahl, gebrochen und erdrückt unter seiner großmüthigen Verzeihung, dann aber erhebt sie sich zu einem neuen reinen Leben, das sie als Äbtissin beschließt. Lanzelot, von König Arthur bekämpft und besiegt, findet nach aufrichtiger Buße Frieden in einem Kloster. Da verbindet sich Modred, Arthurs Neffe, mit den heidnischen Sachsen und wirft sich heimtückisch auf seinen Oheim. Er muß dafür mit dem Tode büßen in der geisterhaften, nebelumwobenen Schlacht am Meeresstrande von Cornwall, aber vorher hat er König Arthur eine Wunde versetzt, welche dessen Tod herbeiführt. Da ruft der sterbende König seinem treuen Sir Bedivere zu, er solle sein Schwert Excalibur in den zauberhaften, mondbeschienenen See werfen, aus dem es ein aus den Fluthen ragender Arm ihm vor Zeiten gereicht hat. Bedivere, durch die Edelsteine am Schwertgriff verblendet, gehorcht nur widerwillig dem Befehle. Zweimal hat er fälschlich dem Könige gemeldet, daß er es versenkt habe, aber Arthur glaubt ihm nicht und wiederholt dringender zum dritten Male seinen Befehl. Da kann Bedivere nicht länger zaudern — er schleudert das Schwert weithin in den See. Kaum hat aber Excalibur das Wasser berührt, so taucht ein Arm empor, ergreift es, schwingt es drei Mal und zieht es hinab. Arthur läßt sich nun von dem treuen Genossen die beeisten Felsen hinab an's Ufer tragen, wo eine schwarzumhüllte Barke erscheint, voll ebenso dunkler Gestalten, darunter drei Königinnen mit goldenen Kronen, die Arthur wohlbekannt sind. Von seiner Geburt an haben sie ihn beschützt. Jetzt nehmen sie ihn in ihr Schiff, und die schönste darunter bettet sein Haupt in ihren Schoß, und während sie ihn enthelmen, fallen ihre Thränen auf seine Stirn.

. . . . Sein Antlitz war ganz weiß
Und farblos wie der blasse Mond, wenn ihn
Der junge Flammenstrahl des Ostens trifft;
Panzer und Schienen von dem heißen Kampf
Vielfach bespritzt; der Locken lichtes Blond,
Das seine Stirn der klaren Sonne gleich
Auf baldachinbedecktem Thron gemacht,
War staub- und blutverklebt, und mischte sich
Los hängend mit der Lippen ritterlichem Flaum.
So lag der König, der geborst'nen Säule gleich —
Nicht jener Arthur, der vom Helmbusch bis zum Sporn
Ein Stern in jeglichem Turnier war, und
Mit eingelegtem Speer durch Cam'lots Schranken stob
Vor schöner Frau'n und Kön'ge Augen.

Da bricht der kühne Sir Bedivere in laute Klagen aus: die alten Zeiten seien verschwunden, die Tafelrunde aufgelöst, die einst ein Bild der mächt'gen Welt darstellen sollte, und er, der Letzte, gehe einsam dahin, es werde Nacht um ihn, und er könne die neuen Menschen, die fremden Gesichter, die anderen Geister nicht verstehen! Arthur aber antwortet ihm von der Barke aus:

Es wandelt sich das Alte, macht dem Neuen Raum
Um Gottes Wesen voller darzustellen,
Damit in einer, wenn auch guten Sitte, nicht
Die Welt erstarre. Tröste selbst dich also,
Such nicht den Trost bei mir! Ich habe nun
Mein Leben ausgelebt, und das was ich gethan
Mög' Gott in Sich es fleckenrein erst machen!
Und solltest du mich niemals wiedersehn,
Bete für mich! Gebet wirkt mehr
Als diese Welt es wähnt. Laß gleich dem Springquell
Dein Flehen aufwärts steigen Tag und Nacht.
Ein hirnlos blindes Leben wär' es ja,
Wie's Schaf und Böcke führen, wenn der Mensch,
Der Gott erkennt, die Hände betend nicht
Zum Himmel hüb' für sich und seine Freunde.

Dann binden überall das weite Erdenrund
Die goldnen Ketten des Gebets an Gottes Fuß.
Doch nun leb wohl! Ich ziehe fern hinaus
Mit diesen hier, — wenn ich nur wirklich zieh' —
(Denn zweifelschwer ist noch mein müdes Herz)
Nach jenem Inselthale von Avilion,
Wo's niemals hagelt, regnet oder schneit,
Wo Winde sanfter wehn; hineingeschmiegt
Liegt es im Wiesengrund, von Bäumen rings umblüht,
Und mancher laub'gen Bucht am sommerhellen Meer,
Da soll sie heilen, meine Todeswunde.

Vor dem träumerisch nachblickenden Bedivere schwindet die Todesbarke lautlos dahin, und langsam verklingt die Klage auf den Wassern. Doch wie sie als ein schwarzes Pünktchen am Horizonte von der Lichtfluth der aufgehenden Sonne verschlungen wird, glaubt der Nachschauende wie leises fernes Echo den jubelnden Empfang der Seligen zu vernehmen.

Mit Recht hat die Kritik an diesem epischen Liederkranze mancherlei auszusetzen gehabt. Tennyson selbst nennt ihn in seinem Schlußwort an die Königin Victoria eine „alt-neue, unvollkommene Erzählung, die den Kampf der Sinne mit der Seele mehr als den grauen König, dessen Name wie eine Wolke in Mannesgestalt von Bergeshöhe herabschwebt, abschattet.“ — Aber ist das Gedicht auch als ein Epos verfehlt, und mischt sich auch manches Moderne hinein, so ist es doch ein tiefergreifendes Werk voll idealen Geistes und voll packender Einzelzüge, welche reinigend und veredelnd auf den Leser wirken können und gewiß schon auf viele gewirkt haben. Männer, wie Charles Dickens und Prinz Albert, welcher letztere die Vollendung des Ganzen nicht erlebt hat, begrüßten die ersten Gesänge mit aufrichtiger Bewunderung. Der Prinz schrieb dem Dichter: „Diese schönen Lieder entzünden auf's Neue das Gefühl, mit welchem die Legenden vom König Artus die alte Ritterwelt einst begeisterten, während die anmuthige

Form, in welcher sie dargestellt sind, sich der weicheren Empfindung unserer Zeit anpaßt."

Die englische Nation stimmte diesem Urtheil bei. In einer Zeit, wo der Naturalismus den Büchermarkt schon beherrschte, wurden von den ersten vier Gesängen 10000 Exemplare innerhalb vierzehn Tagen nach ihrem Erscheinen verkauft, und als der Schluß des Werkes angekündigt war, wurden 40000 Exemplare vorausbestellt. Seitdem ist die Verbreitung dieses Hauptwerkes Tennysons eine so starke gewesen, daß es kaum ein Haus in England geben dürfte, in dem es nicht zu finden ist.*)

Als Tennyson die „Königsidyllen" vollendete, stand er in der Mitte der sechziger Jahre, aber er dachte nicht daran, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Vielmehr warf er sich nun mit allem Eifer auf ein Gebiet, das seiner ganzen dichterischen Beanlagung fern lag, auf das Drama. In sechs Stücken hat Tennyson sich auf der Bühne um die Gunst des Publikums beworben, aber soviel dichterische Schönheiten darin auch enthalten waren, und mit wie günstigem Vorurtheil das Publikum ihm auch entgegenkam, hat es doch keines derselben über einen kurzen Achtungserfolg hinausgebracht. Als Lesedramen sind namentlich seine „Queen Mary", „Harold" und „Becket" beachtenswerth und werden den Freunden des Dichters genußreiche Stunden bereiten.

Außerhalb des Theaters blieb dem bis zuletzt schaffensfreudigen Dichter die begeisterte Anerkennung seiner Landsleute bis an seinem Tod unverändert treu. Auch an äußeren Ehren fehlte es ihm nicht. 1884 wurde er auf Gladstones Veranlassung mit der Pairswürde als Lord Tennyson [Baron of

*) Nur vier Gesänge sind ins Deutsche übertragen, darunter das Lied von „Geraint und Enid", das an Hartmann v. Aues „Erik und Enite" erinnert. Feldmann hat sie zuerst [Hamburg—Grüning], neuerdings auch Weiser [Reklam] übersetzt, aber keiner von beiden ist dem Original dichterisch gerecht geworden.

Aldworth and Farringford] bekleidet. Daß er sie annahm, wurde ihm von vielen Seiten sehr verdacht. Zum öfteren war er in seinen Gedichten gegen die Aristokratie scharf aufgetreten, so in dem größeren Liede „Aylmer's Field“, dessen Spitze gegen den Kastengeist der höheren Klassen gerichtet war. In seinem Gedichte „Lady Clara Vere de Vere“, hatte er den alten „Pergament- und Wappenkram“ verspottet, und der hochgeborenen Dame zugerufen:

> Ahnen! – Clara Vere de Vere:
> O wie mit Lächeln hoch im Blauen
> Der Gärtner Adam und sein Weib
> Auf all den Plunder niederschauen!
> Was adlig sein! Der ist's allein
> Der wirklich edel ist und gut!
> Ein Herz wiegt Grafenkronen auf
> Und schlichte Treu normännisch Blut.
>
> Freiligrath.

Von vielen wurde deshalb der neuerkorene Lord, der übrigens selbst aus normännischem Blut stammte und seinen Stammbaum bis auf die Plantagenets zurückführen konnte, als „Baron Vere de Vere“ verspottet. Im Allgemeinen war man aber der Ansicht, daß ihm diese Ehre durchaus gebühre. Sehr rasch hatte man sich an den Lord Tennyson gewöhnt. In den Annalen der Dichtung wird er freilich neben Coleridge, Wordsworth, Southey einfach als Tennyson fortleben. Als der bis ins hohe Alter jugendfrische Tennyson tritt er uns auch in seinen letzten Gedichtsammlungen entgegen. Wie kraftvoll kriegerisch versteht der greise Dichter uns „Die Vertheidigung von Luknow“ zu schildern, wie farbenglänzend ist seine irländische Odyssee: „The voyage of Maeldune!“ Wie tief erschütternd ist „Rizpah“, die Geschichte einer greisen Mutter, die ihres hingerichteten Sohnes Gebeine nächtlicherweile raubt, um sie in geweihter Erde zu begraben! Seine dichterische Kraft erscheint auch nicht gelähmt in den Gedichten,

die er von seinem Sterbelager aus der Presse übergeben hat, und die erst nach seinem Tode erschienen sind. Zu dem Schönsten unter diesen Schöpfungen des zweiundachtzigjährigen Dichters gehört die Geschichte von „St. Telemachus“, dem heldenhaften Märtyrer, der mitten in die Schwerter der Gladiatoren hineinsprang und sein Leben freudig opferte, um gegen den Gräuel der auch noch von den Christen des fünften Jahrhunderts geduldeten Mordspiele zu protestiren, und dadurch ihre Beseitigung herbei führte. Die Perle dieser posthumen Sammlung ist das von mir Eingangs mitgetheilte Lied „The silent voices“, das bei seinem Begräbnisse gesungen wurde.

Tennysons Alter glich einem „heitren Winter, frostklar und freundlich.“ In großer Rüstigkeit erlebte er die siebziger und die achtziger Jahre. Auf seinem Haupte war nicht ein einziges graues Haar zu finden, und in seinem Herzen lebte die Frühlingspoesie fort, welche seine Jugend erfüllt hatte, und kam noch zu so später Zeit zum beredten Ausdruck in einem seiner schönsten, jugendlich jauchzenden Lieder: „Early spring“ [„Früher Lenz“].

Sein stiller, friedevoller und schmerzloser Tod, der nach einem kurzen Influenza-Anfall ihn dieser Welt entrückte, stand in vollem Einklange mit seinem Leben. „In meiner ganzen Praxis,“ sagt sein Arzt, Sir Andrew Clark, „habe ich niemals etwas Herrlicheres gesehen, als Tennysons Abscheiden. Es war keine künstliche Beleuchtung in dem Sterbezimmer, der Vollmond allein warf sein Silberlicht durch die hohen, offnen Fenster in das Dunkel. Seine milden Strahlen fielen auf das Bett und spielten auf den friedevollen Zügen des sterbenden Dichters gleich einem Glorienschein.“

So schied einer der hervorragendsten Dichter unseres Jahrhunderts aus der Mitte der Zeitgenossen. Tennyson war kein schöpferisches, bahnbrechendes Genie, aber er war doch ein echter Dichter von Gottes Gnaden. Ein Vertreter

idealer Gesinnung, ein Hüter der Reinheit und Keuschheit der Sprache, wie des Gedankens, ein vollendeter Formkünstler und ein lieblicher, melodiöser Sänger, hat er Dichtungen geschaffen, die nie ganz verklingen werden. Ein starker Gottesglaube und eine feste Unsterblichkeitshoffnung durchdrangen seine Poesie, die im tiefsten Grunde eine echt christliche zu nennen ist, wenn sie auch zuweilen von dem streng kirchlichen Dogma abweicht. (So glaubte er mit Bengel, Charles Kingsley u. a. an die Apokatastasis.) In einer Zeit des krassesten Naturalismus hat er nie hinab-, sondern stets emporgeblickt, und die Natur ist ihm immer als das Gewand des Übernatürlichen erschienen.

Charakteristisch sind einige seiner Aussprüche über religiöse Dinge. Einem Dichtergenossen schrieb er einmal: „Vergiß nie, jeden Tag deine Bibel und Shakespeare zu lesen — die Bibel wird dich lehren, was Gott zu dir spricht, Shakespeare, wie du es deinen Mitmenschen sagen sollst.“ Ein anderes Mal fragte ihn ein Freund, mit dem er in seinem sonnigen Garten von Farringford auf- und abging, was er von Christus hielte. Eine Weile schwieg Tennyson, dann hemmte er bei einer schönen Blume seinen Schritt, wies auf sie und sagte: „Was die Sonne dieser Blume, das ist Jesus Christus mir. Er ist die Sonne meiner Seele.“

England hat seinesgleichen nicht unter den überlebenden lyrischen Dichtern, und mit gutem Grunde mag Gladstone in Verlegenheit gewesen sein, wen er unter den einundsiebzig großen und kleinen lyrischen Dichtern, die es einem gewissenhaften Statistiker zufolge auf brittischem Boden giebt, der Königin zum poeta laureatus vorschlagen sollte. Der hervorragendste unter ihnen, Algernon Swinburne, ist ein Freidenker und früherer Sozialdemokrat und dürfte der Königin ebensowenig genehm sein, wie der noch unter dem Sozialistenbanner kämpfende William Morris. Vielleicht wird der durch das Home-rule ohnehin sorgenvoll umhergetriebene Minister, wie

der „Spectator“ meint, „den Lorbeer in die Schatzkammer einschließen und verkünden, daß in dem letzten Jahrzehnt eines sehr poetischen Jahrhunderts kein englischer Dichter mehr würdig sei, den Preis davon zu tragen.“ — Am besten wäre es, man schaffte, wie unser Landsmann Max Müller vorschlägt, das Laureatenthum, das sich längst überlebt hat, ganz und gar ab. Einen besseren Abschluß der Reihe gekrönter Dichter, welche England besessen, könnte es sich nicht wünschen, als es in dem edlen Tennyson haben würde.



Wünsche.

Von S. von Goßlar.

1.

Aus dem Vollen.

Blühten doch in meinem Garten
Duft'ge Blumen aller Arten
Unermüdlich Strauß um Strauß, —
Wären Bäume doch mein eigen,
Die von goldbeschwerten Zweigen
Süße Gaben streuten aus, —
Daß ich könnt' mit frohen Händen
So recht aus dem Vollen spenden!

Bärgen meine Truh'n und Schreine
Warm Gewand für Groß und Kleine,
Ihre Blöße zu umhüll'n, —
Tritt die Bitte mir entgegen,
Könnt' ich doch mit goldnem Segen
Ihr die leeren Hände füll'n, —
Nicht mein Scherflein nur ihr zollen,
Nein, recht geben aus dem Vollen!

Doch das ist mir nicht beschieden. —
Herr, ich gebe mich zufrieden,
Ein bescheiden Theil sei mein's;
Aber, muß ich denn beim Schenken
Sorglich wägen und bedenken,
O, so bitt' ich: Gieb mir Eins,
Daß ich bei der kleinsten Gabe
Liebe aus dem Vollen habe!

2.

Reden und Schweigen.

Ich habe hundertfach geschwiegen,
Wo's muthig zu bekennen galt,
Ich ließ so manches Wort entfliegen,
Das schmerzlich mich gereute bald;
Wohl täglich Beides mich verklagt,
Was ich gesagt und nicht gesagt.

Herr, lehre mich das rechte Schweigen
Und dann das rechte Reden auch;
Mein Herz und Leben ist dein eigen,
Regiere denn auch jeden Hauch,
Die feigen Lippen öffne du
Und halt' den schnellen Mund mir zu!



Blicke in das kirchliche Leben Frankreichs und des Elsaß vor hundert Jahren.

Von Max Reichard.

Manch ergreifender Rückblick ist zu dieser Zeit auf die Tage geworfen worden, die jetzt vor hundert Jahren in die Welt gegangen und die so blutig und schrecklich wie kaum je andere in die Geschichte der Völker eingetragen worden sind. Gräuel, wie sie selbst unter den Heiden unerhört waren, sind in einem Lande vorgekommen, das sich das „allerchristlichste“ nannte, und für eine Stätte höchster Bildung wie ritterlichster Gesinnung hielt! Von dem Mord seines Königshauses bis zur Abschaffung seines Gottes und aller christlichen Ordnung hat das französische Volk damals alle Tiefen der Empörung und der Gesetzlosigkeit durchwandelt, bis es nach dem jahrelangen Taumel einer wüsten vermeintlichen Freiheit in die Knechtschaft eines Mannes gerieth, der es in eherne Bande zu schlagen und mundtodt zu machen verstanden hat!

Die Ereignisse der „Schreckenszeit“ in Frankreich auf staatlichem Gebiete sind weltbekannt. Weniger sind es die Dinge, die sich im Bereich des kirchlichen Lebens vollzogen haben in jenen Tagen, und es dürfte für Christen unsrer Zeit nicht unwichtig sein, zu hören, welche Schicksale die Christen beider Konfessionen in Frankreich während der Schreckenszeit durchlebt haben. Manche dunkle Schatten im kirchlichen Leben, sowohl bei Katholiken wie bei Evangelischen, aber Gott sei

Dank auch vielfache Lichtbilder treten dem Auge entgegen, das die Geschichte jener Tage erforscht: Abfall vom Glauben bei Vielen, die zu Führern und Vorbildern des Volkes gesetzt waren, aber auch treues Bekenntnis und standhafter Muth unter allen Verfolgungen oft bei Solchen, denen man es am wenigsten zugetraut hätte. Nach beiden Seiten hin will ich versuchen, treulich zu berichten, was ich theils in den Chroniken der Zeit, theils aber, und das dürfte das weniger Bekannte sein, in den Familienerinnerungen von meinen Großeltern her gefunden habe, deren Leben durch eine eigene Verkettung der Verhältnisse mit in die Ereignisse jener Zeit verwoben worden ist.

I.

Kurze Zeit, bevor die französische Revolution im Jahr 1789 ausbrach, hatte nach einer hundertjährigen Verfolgungszeit für die wenigen Überbleibsel der reformirten Kirche aus der Trübsalszeit jenseits der Vogesen endlich die Stunde der Erlösung geschlagen.

Im Jahr 1685 hatte Ludwig XIV., von seinen jesuitischen Beichtvätern gedrängt und in der Meinung, durch eine solche Glaubensthat seine Sünden und Schandthaten büßen zu können, das Toleranzedikt von Nantes, durch welches sein Großvater Heinrich IV. den Hugenotten in Frankreich freie Religionsübung gestattet hatte, unbarmherzig aufgehoben und die Evangelischen dadurch allen Verfolgungen preisgegeben. Wunderbar hatte aber Gott der HErr das Häuflein derer, die trotz Verbannung, Kerker- und Todesstrafen, Gefahren und Trübsalen aller Art ihrem Glauben treu geblieben waren und denselben auf Kind und Kindeskind vererbt hatten, durch diese Verfolgungszeit hindurch getragen und sie vor dem Untergang zu bewahren vermocht. Zwei Männer vor Allem hatte sich der HErr zu Werkzeugen erweckt, um die zerstreuten Glieder der reformirten Kirche vor

dem Abfall zu bewahren, in ihrer Trübsal zu trösten und bis auf den Tag der Befreiung in der Gemeinschaft des Bekenntnisses zu erhalten. Es sind das die treuen Zeugen Gottes, Antoine Court, geboren 1696, gestorben 1764, und Paul Rabaut, geb. 1718, gestorben 1794. Gerade durch das Jahrhundert schwerster Drangsale hindurch haben diese beiden Männer die helle Fackel des Evangeliums, trotz aller erdenklichen Hindernisse, in die dunkeln Wege ihrer Glaubensgenossen hineinleuchten lassen und ihnen Licht und Kraft aus Gottes Wort gespendet. Ich muß es mir aber versagen, das Leben und die Thaten dieser beiden Männer, die viel zu wenig bekannt sind, hier zu beschreiben.

Mit dem Toleranzedikt vom Jahre 1787 hatte der mildgesinnte, von wohlmeinenden Ministern recht berathene König Ludwig XVI. seinen verfolgten reformirten Unterthanen wieder die Möglichkeit verliehen, ihrem Gott zu dienen, ohne in beständige Furcht des Todes verharren zu müssen. Der edle Minister Malesherbes war es hauptsächlich, der den König bewegte, dem Widerstreben des katholischen Klerus und einflußreicher Leute in seiner Umgebung Trotz zu bieten und selbst dem Parlament entgegen, das von Toleranz gegen die Ketzer nichts wissen wollte, das Edikt zu erlassen. Malesherbes war ein Nachkomme des berüchtigten Baville, eines der grimmigsten Verfolger der Hugenotten unter Ludwig XIV., und seiner Gesinnung hat er den entsprechenden Ausdruck in dem Worte verliehen: „Mein Großvater hat den armen Reformirten Unrecht und Übels genug gethan, daß ich mich verpflichtet fühle, so viel an mir liegt, ihnen dagegen Gutes zu erweisen.“

So gab es denn in Frankreich, als die Revolution ausbrach, abgesehen vom Elsaß, wo besondere kirchliche Verhältnisse obwalteten, neben der mächtigen, beinahe die ganze Bevölkerung umfassenden katholischen Kirche, nun eine vom Staat geduldete reformirte Kirche, die aus den Trümmern einer schweren Vergangenheit eben sich anschickte, ihre zerstreuten

Glieder zu einem einheitlichen Ganzen wieder zu sammeln. Dazu ließ ihr aber der ausgebrochene Sturm, der das ganze staatliche und kirchliche Leben der Nation verheerte, keinen Raum mehr. Wie ungleich schwerer aber trafen die Blitzstrahlen der Revolution die katholische Kirche und deren ganze bisherige Existenz! Der Katholicismus konnte sich seit der Ausrottung der Hugenotten im Vollbesitz aller Machtvollkommenheit in Frankreich rühmen. Hatte Louvois zu Ludwig XIV. sagen können: „Sire, il n'y a plus de protestants en France", [1]) so mochten es eben so gewiß die damaligen Priester glauben, die für das Wiederaufleben der reformirten Kirche höchstens ein verächtliches Lächeln übrig hatten. Eine Kirche, die über eine jährliche, zugestandene Einnahme von mehr als 400 Millionen Franken verfügte, die jeden Widerspruch in ihrem eigenen Schoße durch die Vertilgung des Jansenismus und die Unterdrückung aller gallikanischen Bestrebungen erstickt hatte, mochte auch Anfangs daran nicht zweifeln, daß sie die neu anbrechende Zeit beherrschen und die Freiheitsströmungen zu ihrem Vortheil ausbeuten würde. Wie bald aber schon trat die Ernüchterung ein; wie bald zeigte es sich, welch ein Abgrund von Gottentfremdung unter der gleißenden Hülle von äußerer Macht und Einheit innerhalb der katholischen Kirche verborgen lag!

Eine der ersten Maßregeln, welche durch die Nationalversammlung beschlossen wurde, betraf die Organisirung des katholischen Klerus auf civilrechtlicher Grundlage, die sogenannte Constitution civile de clergé. Durch dieselbe wurden die Geistlichen unter die weltliche Gerichtsbarkeit gestellt und ihnen, wie jedem anderen Bürger, die Verpflichtung auferlegt, den Eid auf die neu promulgirte Verfassung und das Gelübde der Treue gegen den König zu schwören. Mit einem Schlage trat für die Geistlichen eine Frage in den Vordergrund, deren

[1]) „Majestät, es giebt in Frankreich keine Protestanten mehr".

Beantwortung von der allergrößten Bedeutung für ihr ganzes Leben wurde. Durften sie sich den Thatsachen fügen, die vollzogene Umwälzung anerkennen und durch die Leistung des Eides öffentlich gutheißen? Von Seiten Rom's war sofort nach Veröffentlichung der Beschlüsse der Nationalversammlung ein Verdammungsurtheil über dieselben ausgesprochen worden. Den Geistlichen, welche dem Papste treu bleiben wollten, blieb nichts übrig, als den Eid zu verweigern. Sie thaten es auch der ungeheuren Mehrzahl nach. Nur vier Bischöfe und achtzig Priester in ganz Frankreich fügten sich dem Gesetz, das doch nichts dem Evangelium oder auch dem Glauben der Kirche Zuwiderlaufendes von ihnen forderte — alle übrigen Geistlichen lehnten es ab, die konstitutionelle Verfassung, die sich Frankreich gegeben hatte, anzuerkennen, und beschworen damit einen Zwiespalt unheilvollster Art über das Land herauf. Bereits im November 1791 wurde von der gesetzgebenden Versammlung ein Gesetz gegen die Widerspänstigen, die réfractaires, wie man sie bezeichnete, erlassen, kraft welches dieselben, trotz des vom König erhobenen Veto's, falls sie auf ihrer Eidesverweigerung beharrten, ihrer Pfründen für verlustig erklärt wurden und der Verbannung aus Frankreich verfielen. Wahrlich ein tief ergreifendes Widerspiel in der Geschichte dieses Landes! Tausende und aber Tausende der treuesten Unterthanen waren in den verflossenen zwei Jahrhunderten aus dem Lande vertrieben, eingekerkert, gefoltert, getödtet worden, weil sie ihren in Gottes Wort gegründeten Glauben nicht verleugnen und ihrem Gewissen nicht zuwider handeln wollten. Und nun mußten es die Nachkommen ihrer Feinde erleben, von ihren eigenen bisherigen Glaubensgenossen, von den Enkeln derer, welche die Hugenotten ausgestoßen hatten, denselben Trübsalen und Verfolgungen preisgegeben zu werden, weil sie nun ihrerseits nicht gegen ihr Gewissen handeln wollten! So weit hatte im Lauf weniger Jahrzehnte der Unglaube ein Land gebracht, das sich gerühmt hatte, jede

Ketzerei von sich fern gehalten zu haben: das war die Ernte aus der Saat, die der Atheismus in die Furchen gestreut, nachdem die Pflugschar des Jesuitismus den Boden des Landes durch Ausrottung des Protestantismus aufgewühlt hatte!

Von Monat zu Monat steigerte sich von nun an die Feindschaft gegen das, was von christlichem Zeugnis im Lande übrig geblieben war, und offenbarte die Revolution immer deutlicher ihren gottfeindlichen Charakter. Am 25. Mai erschien ein Dekret des gesetzgebenden Körpers, wonach das Zeugnis von zwanzig Personen bereits genügte, um über einen Priester die Strafe der Verbannung zu bringen, und kurze Zeit darauf zeigte sich, nach der Erstürmung der Tuilerien, welche des Königs Thron in den Abgrund stürzte, wie die von Danton und Robespierre regierte Republik auch die Herrschaft Gottes im Himmel aufzuheben im Sinne hatte. Das Vorspiel dieses ruchlosen Kampfes begann während der Septembertage 1792 in den Gefängnissen zu Paris und in der Provinz, in welche man zahlreiche Priester und Nonnen oft unter dem nichtigsten Vorwande geschleppt hatte. Zu Hunderten wurden die Unglücklichen gemordet, ohne daß eine andere Anklage gegen sie erhoben wurde, als daß sie ihrem Glauben nicht entsagen, den Gehorsam gegen ihre Oberen nicht verleugnen wollten. Herrliche Zeugnisse wahrhaften Märtyrermuthes wurden in jenen Tagen oft von den schwächsten Frauen abgelegt, die ihr Leben zum Opfer willig darboten, sich gegenseitig zum Ausharren im Glauben und in der Treue stärkten und der Wuth ihrer Mörder nichts als die ganze Freudigkeit eines in dem HErrn geheiligten Märtyrerthums entgegenhielten.

Diese erste blutige Verfolgung wurde für zahllose Priester ein Wink, auszuwandern und dem Vaterland zu entsagen, in welchem sie jeden Tag der Einkerkerung und des Todes gewärtig sein konnten. Und in der That kehrte die Republik unter der Herrschaft des „Nationalkonvents“ vom November

1792 an den ganzen bisher erst in Einzelkundgebungen geoffenbarten Ingrimm gegen jede göttliche und menschliche Ordnung öffentlich heraus. Die „Schreckenszeit“, welche über Frankreich ausbrach und das Land beinahe drei Jahre lang verwüstete, entfesselte einen Haß gegen das Christenthum, wie er in den Zeiten der schwersten Christenverfolgungen unter den heidnischen römischen Kaisern nicht grausamer sich gezeigt hatte. In der zweitgrößten Stadt Frankreichs, in Lyon, wurden auf einen Tag 120 Priester auf der Guillotine hingerichtet; in Nantes wurden jene schändlichen Ertränkungen eingeführt, die das Volk mit dem grauenhaften Namen Mariages républicains bezeichnete, bei welchen Priester und Nonnen zusammengefesselt von Flößen in die Fluthen der Loire gestürzt wurden. Keine Qual gab es, die man nicht erdachte, um an den Dienern der Kirche den Haß gegen Gott den HErrn auszulassen; und bald waren es nicht mehr die Eidesverweigerer allein, die mit Verbannung oder Tod bestraft wurden, sondern auch gegen die Assermentés selbst, die Priester, welche sich dem Gesetze gefügt hatten, kehrte sich die Verfolgungswuth der regierenden Machthaber. In rascher Reihenfolge erschienen nacheinander eine ganze Anzahl von Erlassen, welche das Christenthum bis auf die letzte Spur auszurotten versuchten. Zuerst wurde die Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes verboten, dann wurde der Sonntag abgeschafft und ein neuer Kalender eingeführt, der auch jede Erinnerung an christliche Zeitrechnung aus der Volksseele reißen sollte. Nicht mehr der siebente, sondern erst der zehnte Tag war der Ruhe bestimmt, und nach Dekaden, die statt mit dem Sonntag, mit dem republikanischen Decadi begannen, sollte der Monat eingetheilt werden. Die Namen der Monate wurden verändert; es erschien dem Konvent noch zu gefährlich, die Erinnerung an den einen oder den anderen Heiligen bestehen zu lassen, und lediglich an Wind und Wetter, an Schnee und Regen, an Sonnenschein und Ernte, sollten die Namen der Monate

mahnen! Selbst die Bezeichnung einzelner im Herzen des Volkes besonders tief eingeprägter Tage, welche die Namen einzelner Heiligen oder Apostel trugen, sollte verschwinden, und an deren Stelle Namen aus der Naturgeschichte treten. In unglaublich thörichter Weise wurde dabei verfahren, mit kindischem Treiben auf derartige Spielereien Zeit und Kraft verwendet, während drinnen und draußen der Sturm tobte und namenloses Elend, Armuth und Hunger im Lande herrschten! Mit Recht konnte der elsässische Dichter Pfeffel seinen beißenden Spott über die Thoren ausgießen mit den Worten:

Der Franken Almanach ist wunderschön,
Statt Heil'ge giebt er Schöpse, Gänse, Fische:
Allein, seitdem sie im Kalender steh'n
Steh'n sie nicht mehr auf unserm Tische!

Sein Werk krönte der „Konvent" durch die Einführung des Kultus der Vernunft, der an die Stelle jedes bisherigen Gottesdienstes treten und dem alle Franzosen beipflichten sollten.

Ein Abfall, wie er seit Bestehen der christlichen Kirche nie und nirgends in der Welt geoffenbaret worden, und in welchem die letzten Weissagungen der Schrift anscheinend Schritt für Schritt in Erfüllung gehen sollten, that sich in grauenhafter Gestalt vor den Augen der Welt kund. In Paris und in den meisten größeren Städten des Landes spielten sich Scenen ab, die unglaublich erscheinen würden, wenn sie nicht durch Augenzeugen uns beschrieben worden wären, und in welchen sich zeigte, mit welcher epidemischen Macht eine aus satanischem Geist geborene Empörung gegen Gott den HErrn über ein ganzes Volk sich verbreiten, einen Taumel furchtbarster Art über dasselbe bringen kann!

Die Einführung der neuen Religion, wenn man solches eine Religion nennen kann, wurde zunächst in Paris im Schoße der Kommune unter den widerlichsten Scenen vollzogen, in welchen der Abfall vom christlichen Glauben seitens

einer ganzen Anzahl von Geistlichen öffentlich zu Tage trat. An der Spitze einer Schar von bisherigen Priestern trat der Bischof von Paris, Gobel, in die Versammlung, bestieg die Tribüne und schwur feierlich den christlichen Glauben ab, dem er bisher als einem verwerflichen Unglauben zugethan gewesen sei. Ihm folgte eine Menge von Priestern, mit der Jakobinermütze auf dem Kopf, von welchen Einer den Andern an Wuthausbrüchen und Spottworten über ihren bisherigen Stand zu überbieten suchten. Die Einen entledigten sich vor der Versammlung ihres Ornats, zerrissen ihn und schleuderten die Stücke zu Boden. Andere brachten die heiligen Gefäße, Kelche, Monstranzen, Leuchter und Kruzifixe in die Versammlung und legten sie „auf dem Altar des Vaterlandes nieder, damit sie, als unnütze Denkmäler eines nunmehr auf ewige Zeiten überwundenen Aberglaubens, eingeschmolzen und in Geld umgeprägt würden!“ Es hat leider auch nicht an evangelischen Geistlichen gefehlt, die dem Beispiel der katholischen Priester hierin gefolgt sind. Ein Pfarrer aus Toulouse, der wunderbarerweise den Namen des berüchtigten Apostaten unter den griechischen Kaisern, Julian, trug, that sich besonders durch den Fanatismus hervor, mit welchem er in den Chor der abtrünnigen Priester einstimmte.

Der öffentliche Gottesdienst hörte nun völlig auf. Die Kirchen wurden größtentheils zu Magazinen, zu Ställen umgewandelt, in scheußlichster Weise verunreinigt und mißbraucht, wo sie nicht zu Tempeln der Vernunft gestempelt worden waren; die Glocken heruntergerissen und eingeschmolzen. Die Kreuze mußten von den Kirchhöfen wie von den Kirchthürmen verschwinden; Taufen und Trauungen wurden strengstens verboten, und bei Begräbnissen durfte nichts mehr an die christliche Sitte oder den christlichen Glauben erinnern. Wollte ein Bürger eine feierliche Bestattung für seine Angehörigen beanspruchen, so konnte man einen Civilkommissar bezahlen, der mit rother Mütze vor dem Sarge einherging: statt des

Kreuzes wurde ein langer Pfahl mit flatternder Schleife vorgetragen, auf welcher die Worte gedruckt waren: „**Le juste ne meurt jamais. Il continue de vivre dans la mémoire de ses concitoyens!**“ [1])

Die Kommune hatte es dahin gebracht, daß mit dem 23. November 1793 der Nationalkonvent öffentlich das Christenthum abgeschafft, jede Ausübung des christlichen Gottesdienstes verboten, alle Priester als verdächtig erklärt und sie von allen bürgerlichen Rechten ausgeschlossen hatte. Dem Volke mußte nun aber doch etwas für seine Augen geboten werden; mit der Zerstörung der Kirche, mit der Verwüstung der Königsgräber in St. Denis, der Klöster in Stadt und Land konnte man es doch schließlich nicht befriedigen. Da ersann zunächst der Wahnsinn der Gotteslästerer allerhand Volksbelustigungen, in welchen das Heilige in schnödester Weise preisgegeben wurde. In Lyon wurden sogenannte Eselsprozessionen organisirt, bei welchen eine Anzahl von Eseln mit Priestergewändern bekleidet unter dem Jubel der Menge durch die Straßen der Stadt geführt wurden. Dabei sang man die Carmagnole oder „**Malbrough s'en va-t-en guerre**“; — auf einem großen Platz versammelte sich sodann das ganze Volk im Kreis um die Prozession, und zahlreiche Redner bemühten sich, die Kirche zu verhöhnen und die neue Religion zu verherrlichen. Dazu ließ man, um zu zeigen, wie auch die Jugend bereits von den neuen, heilbringenden Gedanken erfüllt sei, Kinder auftreten, welche mit feierlichem Pathos die „Menschenrechte“, diesen hohlen Katechismus der Revolution, aufsagten oder hochtönende Gedichte über die Freiheit deklamirten. An anderen Orten hielten an den Decadi's die Mannschaften der Feuerwehr große Umzüge durch die Straßen, wobei sie Meßgewänder angelegt hatten und, was sie von heiligen Gefäßen

---

[1]) Der Gerechte stirbt nie; er lebt im Gedächtnis seiner Mitbürger fort.

noch erreichen konnten, mit höhnischen Gebärden und Spottliedern umhertrugen.

Den Höhepunkt erreichte jedoch der wüste Revolutionstaumel bei „Gottesdiensten", welche allerwärts in den Kirchen zu Ehren der „Vernunft" begangen wurden, und deren Beschreibung uns, beim Gedanken an den Abgrund sittlicher und religiöser Verirrung, der sich dabei aufthut, nur mit tiefster Trauer erfüllen kann. Paris gab das Vorbild ab, und die größeren Provinzialstädte folgten eine nach der andern dem Beispiel nur zu gerne nach. Anrüchige Frauenspersonen wurden als Göttinnen der Vernunft in feierlichem Aufzug in die Kirchen geführt, auf den Altar erhoben und vom Volke bejubelt und umtanzt: die Büste des Revolutionsscheusals Marat, den kurz zuvor Charlotte Corday ermordet hatte, wurde als die eines Märtyrers der Freiheit im Triumph durch die Straßen und in den Kirchen umhergetragen; in Paris wurde sie im Pantheon aufgestellt. Selbst im Schoße des Nationalkonvents wurde eine Art von religiöser Feier in Scene gesetzt, indem Tags nach dem großen Fest der „Vernunft" in Notre Dame eine Abordnung der Kommune die „Göttin" in den Konvent geleitete. Die Dirne wurde auf die Tribüne geführt, und der Präsident umarmte sie vor der ganzen Volksvertretung unter dem fanatischen Beifall der Zuschauer, zum Zeichen der Verbrüderung, welche an diesem Tage das französische Volk mit der „Vernunft" feiere, unter Verleugnung alles dessen, was Jahrhunderte lang die Dunkelmänner und Volksverführer an Aberglauben über die Menschen gebracht hätten.

Und dabei floß unablässig das Blut in Strömen von den Schaffoten, die allerwärts errichtet wurden. Und in den Gefängnissen lagen Tausende und Abertausende, die jeden Tag des Winkes gewärtig sein mußten, der sie, oft auf das oberflächlichste Urtheil, die unbegründetste Verdächtigung hin, dem Henker überantworten würde. An den Grenzen tobte der Krieg, und im Lande herrschte namenloses Elend; Hunger

und Noth, Stockung aller Gewerbe, völliges Verschwinden des Geldes, für das man Assignate, elende, beinahe werthlose Papierschnitzel gab — das waren die goldenen Zustände, die auf dem Boden der Revolution überall erwachsen waren, und unter welchen ein ganzes Land, von einer Bande von vielleicht nur 300000 Menschen geknechtet, jämmerlich seufzen mußte.

II.

Ein Blick in die Geschichte der Schreckenszeit im Elsaß wird uns zeigen, wie sich die Pariser Zustände in dem von der Hauptstadt räumlich und auch innerlich doch so weit geschiedenen Theile des Landes wiederspiegelten, und welche unheilvollen Folgen die Revolution auch in dieser bisher von der allgemeinen Gottentfremdung noch verschonten Provinz nach sich zog.

Das Elsaß war bis zum Jahr 1789 im Wesentlichen ein ganz deutsches Land geblieben. Sprache und Sitte, Bildung und Studium, politische, wissenschaftliche und religiöse Anschauungen hingen bei dem weitaus größten Theil der Elsässer noch auf's engste mit dem deutschen Stammlande zusammen, von welchem sie der Rhein nicht trennte, sondern mit denen er sie nur innig verband. Von den „Welschen", wie der Volksmund die Franzosen nannte, wollte man nichts wissen im Lande.

Der Ausbruch der Revolution in Paris erregte im Elsaß überall großen Jubel, was man sich daraus wohl erklären kann, daß die Elsässer sich von der Umwälzung der Dinge eine goldene Zeit versprachen, in welcher sie von der verhaßten Beamtenwirthschaft befreit und ihrer alt-republikanischen Verfassung wieder theilhaftig werden würden. Mit besonderer Freude wurde die von der Nationalversammlung ausgesprochene Religionsfreiheit begrüßt, weil man für die reformirten Glaubensgenossen in Frankreich eine Zeit des Friedens anbrechen sah, auch durch die Proklamirung der Menschenrechte

und die Aufstellung der Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eine Bürgschaft dafür zu erhalten glaubte, daß im ganzen Lande das Zeitalter religiöser Verfolgungen endgiltig abgeschlossen sein würde.

Die Vereidigung auf die Verfassung stieß bei den evangelischen Geistlichen nirgends auf Schwierigkeiten, da dieselben es als mit ihren Amtspflichten wohl verträglich ansahen, dem König und der Verfassung Treue zu schwören. Anders der katholische Klerus: auf den von Rom aus ergangenen Befehl verweigerte der Bischof von Straßburg, jener aus dem Diamantenprozeß bekannte Cardinal von Rohan, den Eid, und bald ward ihm der Boden unter den Füßen zu brennend; er verließ die Stadt und das Land und zog sich nach dem Badischen zurück. An seine Stelle wurde ein vereidigter Priester, Brendel, zum Bischof gewählt, der, mit einer Schar von freisinnigen Vikaren umgeben, bald schon mit dem Strom der Revolution zu schwimmen begann, wohl in der Hoffnung, Herr der Lage bleiben und die Geister nach seinem Sinn leiten zu können.

Allein auch hier riß der entfesselte Strom wilder Leidenschaft bald alle Dämme nieder, und es entwickelten sich in der bisher so ruhigen, nach allen Beziehungen hin so nüchternen Bevölkerung Straßburg's Zustände, die in einen wahren Abgrund von Gottlosigkeit und Schlechtigkeit einerseits, von Feigheit und Menschenfurcht andrerseits blicken lassen. Nicht dem Schoße der eingebornen Bevölkerung selbst entstammten, wie es zu Ehren der Straßburger und Elsässer bezeugt werden kann, diejenigen Männer, welche die Schreckenszeit über Stadt und Land brachten. Fremde, aus Deutschland und aus Frankreich eingewanderte Männer waren es, die an Zahl gering, aber an Energie furchtbar, das ganze Volk terrorisirten und einen Geist des Abfalls verbreiteten, dem bald Keiner im Lande mehr zu widerstehen vermochte.

Zwei Männer besonders haben in jener Zeit in wahr-

haft satanischem Geist die Geschicke der Stadt Straßburg zu beherrschen gewußt, Männer ohne jeden sittlichen Werth, die Keiner achtete, die Jeder verabscheuete, und vor welchen sich doch Alles beugen mußte, und die ihre verdiente Strafe gefunden haben, erst nachdem sie Ströme von Blut vergossen und eine Zerstörung ohne Gleichen auf allen Gebieten des Lebens vollbracht hatten! Es waren dies der Maire oder Bürgermeister Franz Peter Monet und der frühere bischöfliche Vikar Eulogius Schneider, deren Namen mit der Erinnerung an die Schreckenszeit im Elsaß in schauerlich unauflöslicher Weise verbunden sind.

Monet hatte sich als fünfundzwanzigjähriger Mann an die Spitze der Stadtverwaltung zu drängen verstanden. Er war von Geburt ein Savoyarde, war als ganz junger Jurist nach Straßburg gekommen und durch den Einfluß seiner Freunde in Paris, unter denen er sich durch seine heftigen Jakobinergrundsätze auszeichnete, zum General-Prokurator ernannt worden. Diese Stellung nützte er aus, um sich den Weg zur Gewalt über die städtische Verwaltung zu bahnen und vor Allem den Mann aus dem Weg zu räumen, der bisher das schwere Amt eines Oberbürgermeisters mit größter Umsicht verwaltet hatte, Friedrich von Dietrich, den letzten Ammeister und ersten Maire der Stadt Straßburg. Es gelang Monet nur allzubald, Dietrich, welcher mit Meisterhand den Übergang der Verwaltung aus den alten in die neuen Verhältnisse bewirkt und der Stadt die größten Dienste geleistet hatte, auf's schnödeste zu verdächtigen und ihn als Aristokraten und Vaterlandsfeind, als einen im Geheimen mit dem Ausland Verbündeten vor das Pariser Revolutionstribunal zu bringen. Und so geschah es, daß der Mann, welcher sein Vermögen und seine ganze Kraft im Dienste des Vaterlandes aufgeopfert hatte, in dessen Haus beim ersten Ausbruch des Freiheitswahnes das Jubellied der Revolution, die „Marseillaise", durch den mit ihm befreundeten Offizier

Rouget de l'Isle gedichtet und zuerst gesungen worden war, auf's Schaffot geschleppt und mit vielen der Edelsten seines Volkes durch die Revolution verzehrt wurde.

Monet hatte sein Ziel erreicht, und mit welchen Gesinnungen er sein Amt als Maire verwalten wollte, offenbarte er durch die erste That, die er nach seinem Antritt vollbrachte: er ließ, was er von Bildern, Adelsbriefen, Insignien aus der Königszeit erlangen konnte, öffentlich verbrennen, um den Bruch mit der Vergangenheit recht zu kennzeichnen. Aber auch auf dem kirchlichen Gebiet suchte er bald schon seiner Zerstörungswuth die Zügel schießen zu lassen, und dabei fand er besonders an dem zweiten der vorhin genannten Männer, an Eulogius Schneider, einen ihm ebenbürtigen und gleichgesinnten Gehülfen.

Johann Georg Schneider war im Jahre 1756 zu Wipfeld bei Würzburg geboren, vom Dorfpfarrer zuerst unterrichtet und dann um seiner anscheinend guten Befähigung willen in das Jesuitenkloster zu Würzburg gebracht worden, woselbst er bis zu seinem 20. Jahr verblieb, um von da in das Franziskanerkloster zu Bamberg zu treten. Dort nahm er den Namen Eulogius an, den er auch beibehielt, als er nach einjährigem Noviziat das Kloster wieder verließ.

Die Strenge des Mönchslebens behagte ihm nicht; innerlich hatte er wohl auch nie mit der Lehre seiner Kirche übereingestimmt, und eine von früher bei ihm herrschende Neigung zum Leichtsinn und zur Sinnlichkeit trieb ihn, eine Laufbahn zu ergreifen, in welcher er hoffte, sich freier bewegen zu können als im Kloster. Da er sehr begabt war, namentlich über eine große Beredtsamkeit verfügte, erreichte er es, daß ihn der Herzog Carl von Württemberg zum Hofprediger in Stuttgart ernannte. Er blieb jedoch nur zwei Jahre in dieser Stellung und nahm dann einen Ruf als Professor der Philosophie und Litteratur in Bonn an. Dort gerieth er in Folge seiner freisinnigen Ansichten in Streit mit den Kirchen-

und Universitätsbehörden, und er mußte Bonn als Flüchtling verlassen. Er zog nach Straßburg, wohin ihn jedenfalls die Aussicht lockte, unter den neuen Verhältnissen sich leichter eine Zukunft schaffen zu können. Bei dem Maire Dietrich wußte er sich einzuschmeicheln, und dieser glaubte in dem gewandten, gelehrten und beredten Mann eine Kraft zu finden, die er im Kampf mit dem freiheitsfeindlichen und fanatischen Kardinal Rohan gut verwerthen könnte. Dietrich empfahl, nach Rohan's Auswanderung, Schneider dem neuen Staatsbischof Brendel als Professor am bischöflichen Seminar, woselbst er auch Vorlesungen hielt, die sich Anfangs großer Beliebtheit erfreuten.

Schneider hatte damals eine Wohnung bei meinem Großvater, dem Kaufmann und Stadt-Rath (officier municipal) Johann Alexander Reichard in der Dauphin's-, später Austerlitzer-, jetzt Metzgergasse gemiethet. Wie oft hat mir mein Vater die Zimmer im zweiten Stock gezeigt, die der berüchtigte Professor über ein Jahr lang bewohnt hatte. Zuerst verkehrte er viel in der Familie seines Hauswirthes und wußte auch dabei seine besseren Seiten herauszukehren. Er konnte sehr hübsch dichten — aber auch durch seine Gedichte zog sich vielfach derselbe sinnliche Zug, der sein Wesen von frühe an charakterisirte. Bischof Brendel berief ihn zu seinem Vikar, mit mehreren anderen ebenfalls von Deutschland eingewanderten jungen Geistlichen, an Stelle der früheren Vikare, die der Kardinal mit sich nach dem badischen Lande genommen hatte. Noch verkehrte Schneider in den besten Familien der Stadt, besonders auch bei Dietrich, noch hielt er sich auch politisch in gewissen Schranken, bis er Monet kennen lernte und nun ein Wendepunkt bei ihm eintrat, in Folge dessen er sich mit allen Kräften in den Strudel der Revolution stürzte. Er fing an in den Club's sich durch immer fanatischere Reden hervorzuthun, tobte gegen die Gemäßigten, die Feuillants und die Girondisten, und schmiedete im Bunde mit Monet die

Pläne, die Dietrich stürzen und die Gewalt in die Hände der Jakobiner bringen sollte. Meinem Großvater graute je länger je mehr vor dem Manne, dessen ganzes Gebahren damals bereits ahnen ließ, was aus ihm werden sollte, und gern ergriff er die erste Gelegenheit, um Schneider die Wohnung zu kündigen. Er erreichte auch sein Ziel, ohne daß er, wovor die Großmutter stets die größte Angst hatte, den eiteln und empfindlichen Mann hätte verletzen müssen, was dieser sicher nie vergeben hätte! Die bevorstehende Geburt meines Vaters im Januar 1793 bot dem Großvater den erwünschten Vorwand, um Schneider aus dem Hause zu bringen; ohnehin bedurfte der Mann, der bald darauf sein Priestergewand wegwarf und sich zum öffentlichen Ankläger und Oberstaatsanwalt ernennen ließ, ein größeres und mehr im Centrum der Stadt belegenes Quartier, als es ihm das Kaufmannshaus in der Dauphinsgasse bieten konnte.

In einem revolutionären Wochenblatt „Der Argos“, das er herausgab, suchte Schneider Propaganda für seine Umsturzideen zu machen. Sein Hauptthaß kehrte sich gegen die „Dietrichsknechte“, wie er die Anhänger des bisherigen Maires nannte, gegen alle gemäßigten Elemente in der Bürgerschaft, besonders aber gegen die evangelischen Geistlichen, die Schneider als Landesverräther zu verdächtigen suchte. Gegen seine eigene Kirche hatte er schon, während er noch bischöflicher Vikar war, im Bunde mit den anderen „konstitutionellen“ Vikaren Brendel's, eine immer heftiger werdende Sprache auf der Kanzel geführt, also daß ihnen der Bischof das Predigen untersagen mußte. Nun aber als Zeitungsschreiber und vom Februar 1793 an als öffentlicher Ankläger ließ er seinem Haß gegen die christliche Kirche und seiner blutdürstigen Gesinnung ganz die Zügel schießen. „Unsere heilige Freiheit schreit nach Hülfe,“ so spricht er in seinem ersten öffentlichen Erlaß als Ankläger beim obersten Gerichtshofe, „ich schwöre, jeden Feind mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen. Man

schwätzt von Sanftmuth und Menschlichkeit. Elende Feigheit ist es, wenn man einen Bürger schont. Tod dem Verbrecher, Haß dem Tyrannen, Strafe dem Laster! Gerechtigkeit oder der Tod sei unser Wahlspruch!" Im März 1793 wurde in Straßburg auf Schneider's Antrag auf dem jetzigen Kleberplatz die Guillotine errichtet, und am Ostersonntag wurden die ersten wegen politischer Vergehen zum Tode verurtheilten drei jungen Leute, welche eine weiße Kokarde getragen und „Es lebe der König" gerufen hatten, öffentlich hingerichtet. Schneider selbst wohnte zu Pferde, mit hellbraunem Frack bekleidet, einen rothen mit zwei Pistolen versehenen Gürtel um den Leib, die rothe Jakobinermütze auf dem Kopf, dieser ersten Hinrichtung bei, der bald schon unzählige andere in Stadt und Land folgen sollten. Das Mordgerüst blieb auf dem Platze stehen, damit es allezeit benutzt werden könnte; war es doch Schneider gelungen, ein eigenes Revolutionstribunal einsetzen zu lassen, welches nur auf Tod oder auf Verbannung erkennen sollte, und dem er als öffentlicher Ankläger alle Royalisten, Fanatiker, Aristokraten und Verdächtige, nach Maßgabe seiner persönlichen Erkundigungen, auszuliefern ermächtigt war. Er verfertigte mit dem Beistand seiner Helfershelfer, besonders auch einer Anzahl von übelberüchtigten Weibern, tricoteuses (Stríckerinnen) genannt, die er zu allen möglichen Spionierdiensten benutzte, eine liste des suspects, auf die er nach und nach beinahe alle hervorragenden Männer in Stadt und Land aus dem ganzen Departement eintrug.

III.

Bald schon, nachdem die Kommune in Paris ihren ganzen Haß gegen die christliche Kirche herausgekehrt, trat auch im Elsaß der gottfeindliche Charakter der Revolutionshelden offen zu Tage. Monet und Schneider waren auch auf diesem Gebiete eng mit einander verbunden, und ihre gemeinsame Feindschaft gegen das Christenthum sann auf alle erdenklichen

Mittel, um demselben im Elsaß alle Lebensadern zu unterbinden. Die sämmtlichen Kirchen der Stadt wurden als Nationaleigenthum erklärt und den Militärbehörden zur Verfügung gestellt. Die Glocken wurden von den Kirchthürmen herabgenommen, um zu Kanonen umgegossen, die heiligen Gefäße geraubt, um in Geld umgewandelt zu werden. Die Gotteshäuser selbst wurden zu Fruchtmagazinen oder Lazarethen, theilweise aber auch, auf ausdrücklichen Befehl und in kirchenschänderischer Absicht, als Ställe für Kühe, Pferde und Schweine benutzt. Im November 1793 wurde die Abhaltung jedes öffentlichen Gottesdienstes bis auf Weiteres, angeblich wegen der drohenden Kriegsgefahren, verboten und die Frage erwogen, ob es nicht überhaupt zweckmäßig wäre, alle Kirchthürme, diese unnützen Denkmäler aus einer nun unwiderbringlich dahingeschwundenen Zeit der Verdummung und des Aberglaubens, niederzureißen. Alles Ernstes wurde im Schoße der Stadtverordneten vorgeschlagen, vor Allem das Münster zu beseitigen, weil dasselbe am allermeisten gegen das nationale Prinzip der Gleichheit verstoße und durch seine stolze Höhe alle übrigen Gebäude verletze! Ein paar einsichtsvollere Bürger vermochten eine Entscheidung in diesem Sinn nur dadurch zu verhindern, daß sie bewiesen, einerseits wie theuer dieses Vergnügen der Stadt wohl zu stehen kommen würde, und dann, daß man doch die Kirchen als Magazine vorläufig noch brauchen könne, das Münster aber um seines Alters willen und als einzigartiges Kunstwerk wohl vor der Zerstörung bewahren müßte. Um jedoch vor aller Welt zu beweisen, daß der christliche Charakter des Domes auf „ewige Zeiten“ beseitigt sei, wurde das schöne steinerne Kreuz, mit welchem der Thurm in schwindelnder Höhe gekrönt ist, mit einer riesigen rothen Jakobinermütze aus Blech bedeckt! Die „ewigen Zeiten“ sind recht kurz gewesen, wie alles, was die Revolution geschaffen hat! Nach wenigen Jahren schon ist die Blechmütze heruntergeholt, das Kreuz wieder vor Aller

Augen weit über die Lande hin sichtbar geworden. In einem Winkel der Straßburger Bibliothek hat man mit anderen Merkwürdigkeiten jenes Erzeugnis des Volkswahnes als ein curiosum schlimmster Art aufbewahrt, und mit eigenen Gefühlen haben wir dasselbe stets betrachtet, wenn wir als Studenten die sogenannte „Rumpelkammer" der Bibliothek besuchen durften! In der Nacht vom 24. August 1870 ist mit tausenden von unersetzlichen Schätzen aller Art, mit denen die herrliche Bibliothek gefüllt war, auch dieses schauerliche Denkzeichen aus der Jakobinerzeit unter den Schrecken der Beschießung Straßburgs zu Grunde gegangen, ohne daß gewiß auch nur eine von den vielen Thränen, welche damals den verlorenen Kostbarkeiten nachgeweint wurden, diesem elenden Machwerke gegolten hätte.

Aber noch ganz anders als durch solch' lächerliche Komödie sollte das Münster geschändet werden. Monet berief am 17. November eine große Volksversammlung in den Dom, um derselben Mittheilungen über die neuesten Maßregeln zu machen, die er zur Stärkung des republikanischen Geistes in der elsässischen Bevölkerung ergriffen hatte. Er hatte sich aus dem Innern Frankreichs eine Schar von 70 bis 80 „Propagandisten" kommen lassen, Jakobiner von echter revolutionärer Gesinnung, welche auf Kosten der Stadt besoldet und verpflegt wurden und keine anderen Aufgaben hatten, als im Land umherzuziehen und durch Rede und That die noch viel zu lauen Elsässer, „diese eingefleischten Deutschen", zu rechten Franzosen und Republikanern zu machen, „sie zur Tugend anzuregen und ihnen ein wahres Vaterland zu verschaffen." In ein wunderbares, halb schreckhaftes, halb groteskes Kostüm gekleidet, mit Pistolen im Gürtel, bereisten diese Menschen, die zum Theil zu den rohesten Gesellen der Zeit gehörten, zum Theil aber leider auch frühere katholische Priester waren, die Städte und Dörfer des Elsaß, verbreiteten überall Schrecken durch ihre Reden, gebärdeten sich als die Träger der höchsten

Gewalt und ließen sich dabei eine üppige Verpflegung, ein Leben in Saus und Braus, nebst der für jene Zeit unerhörten Remuneration von 15 Francs täglich, herrlich munden. Das waren nun die Apostel der neuen Lehre, die Monet dem Volk bei der Versammlung im Münster vorstellte und empfahl.

Am 3. Dekadi des Monats Brumaire (20. November) feierte man auch das Fest der Vernunft in dem zu einer Art von heidnischen Tempel umgestalteten Münster. Nach dem amtlichen Bericht jener Zeit lassen wir eine Beschreibung des Festes folgen. Ein großer Festzug zog in die Kirche. Voraus schritten junge Mädchen und Frauen, alle weiß gekleidet, mit der rothen Jakobinermütze auf dem Haupt. Darauf kam Marat's Brustbild, von Pikenmännern eskortirt. Dann folgten die Klubisten und Propagandisten, der Maire und die verschiedenen Verwaltungen, die Generalität und das Offizierkorps, die Volksrepräsentanten, die Volksmenge. Über dem großen Portal des Münsters stand auf schwarzer Tafel in goldenen Buchstaben zu lesen: „Tempel der Vernunft“, und darunter: „Auf Finsternis folgt Licht.“ Das Innere des Gotteshauses hatte eine vollständige Umgestaltung erfahren. „Dieser Tempel“, sagt der amtliche Festbericht, „der fünfzehn Jahrhunderte hindurch der Schauplatz des Betrugs gewesen, ist auf das Wort der Philosophie in drei Tagen von allen lächerlichen Verzierungen, welche den Ceremonien des Fanatismus dienten, gereinigt worden. Nicht die geringste Spur des Aberglaubens ist mehr darinnen zu finden.“ An der Stelle des Hochaltars, der entfernt worden war, erhob sich ein Gerüst, einem Berge ähnlich; auf dessen Gipfel thronte die vielbrüstige Bildsäule der Natur, neben ihr die der Freiheit. Am Fuß des Berges erblickte man Ungeheuer mit Menschengesichtern im Priesterornat, um sie her heilige Bücher, Rauchfässer, Dolche. Weiterhin fanden sich zwei Gestalten, von denen die eine eine blutige Krone hielt, während die andere ein Buch

zu verbergen strebte, auf dessen Blättern „lügenhafte Worte“ standen. An Stelle der schönen Kanzel, von welcher herab einst Geiler von Kaysersberg zu seinen Zuhörern gesprochen, war ein großes Gerüst aufgeschlagen, eine Bühne, auf welcher die Redner sich ablösten und sich durch die Wildheit ihrer Worte zu überbieten suchten. Man fluchte dem Königthum, den Priestern, diesen Heuchlern, Betrügern und Schwelgern. „Das Priesterreich ist dahin“, erklärte der eine, „wir brauchen solche Possen nicht mehr.“ Eulogius Schneider trat auf und schwor abermals seine Priesterwürde ab; ihm folgte Taffin, ebenfalls ein ehemaliger französischer Priester, jetzt Präsident des Revolutionstribunals, und erklärte: „Ich habe immer meinen Priesterrock mit Abscheu getragen, ich zerreiße meinen Weihbrief.“ Andere Geistliche drängten sich herzu und legten unter dem dröhnenden Beifall der Menge Bekenntnisse ähnlichen Inhaltes ab.

Die Bemerkung wurde laut, es habe noch kein protestantischer Pfarrer und kein jüdischer Religionsdiener seinen Irrthum abgeschworen. Da erschien auf der Rednerbühne ein evangelischer Geistlicher, dessen Name leider vergessen worden ist. Allein statt seinen Glauben zu verleugnen, beklagte er sich über die revolutionäre Unduldsamkeit und bekannte sich zu dem Glauben des Evangeliums. Tausend Lippen verfluchten ihn, tausend Hände erhoben sich, um ihn zu greifen; man donnerte gegen den lutherischen Pfaffen und verlangte die Anwendung der schärfsten Maßregeln. „Ich muß gestehen,“ schrieb des andern Tages Schneider in seinem „Argos“, „nie habe ich eine süßere Musik gehört, als die Stimme ehemaliger katholischer Priester, die im Tempel der Vernunft das Pfaffenwesen abschwuren und sich freuten, Menschen zu werden. Allein die lutherischen Stadtpfaffen zeigten sich ganz anders; die Großen kamen nicht, und die Kleinen sprachen solchen Unsinn, daß die Zuhörer sie von der Tribüne jagten.“

Nachdem man noch auf dem jetzigen Schloßplatz Adelsbriefe, Meßbücher, Bischofsmützen, Priesterkappen, Bibeln, Gesang- und Gebetbücher verbrannt hatte, zog die wilderregte Menge johlend durch die Straßen der Stadt oder in die verschiedenen Klubhäuser, wo man fortgesetzt über die Religion und über die Abschwörung des Priesterthums redete und deklamirte und die Festnahme aller der Geistlichen beschloß, welche nicht abschwören oder ihr Amt nicht niederlegen wollten. Unter dem Einfluß dieser Drohungen kamen leider bald noch manche anderen Abschwörungen zu Stande. Der katholische Pfarrer zu Bischheim am Saum bei Straßburg, Johannes Scherer, erklärte: „Er bereue es, als Geistlicher das Volk durch Heucheleien und Mysterien getäuscht zu haben.“ Zu derselben Zeit verleugnete auch der protestantische Pfarrer Philipp Jakob Engel von der St. Thomaskirche seinen Christenglauben, während die Anwesenden berüchtigte Volkslieder sangen. Schneider bemerkte dazu in seinem „Argos“: „Das Interesse dieser Sitzung ward erhöht durch das ehrenvolle Geständnis einiger protestantischer Kirchendiener, wie herzlich sie die Religion der Vernunft lieben und wie sehr sie das Unwesen der Pfaffen verabscheuen, man heiße es Katholizismus, Talmud oder Lutherthum.“

Ein nur noch in wenig Exemplaren vorhandenes Buch „Livre bleu“ genannt, davon auch in unserer Familie eins aufbewahrt worden ist, enthält die Protokolle und amtlichen Berichte über die Versammlungen der Stadtrathes wie des Jakobinerklubs und alle Erlasse, welche in jener Zeit vom Revolutionstribunal, von Monet und seinen Spießgesellen ausgegangen sind. Schwerlich möchte wohl ein grauenhafteres Bild von den Verirrungen, denen die entfesselte Menschheit anheimfallen kann, entrollt werden, als es in diesen Blättern der Fall ist, von denen jedes einzelne wie von Blut getränkt erscheint! Daß diese Schreckensherrschaft, die sich von Straßburg über das ganze Elsaß ausdehnte, bis in's kleinste Dorf

hinein auf das kirchliche Leben ihren zerstörenden Einfluß ausübte, kann uns nicht verwundern. Mit Schmerz muß zugestanden werden, daß unter den katholischen wie unter den evangelischen Geistlichen ein großer Abfall zu Tage trat, und daß manche unter ihnen, dem Beispiel der vorhin genannten Stadtgeistlichen folgend, ihren Glauben abschwörten und aus Menschenfurcht dem Kultus der Vernunft huldigten, zu dem sie die Befehle der Obrigkeit drängten. Monet äußerte seine höhnische Freude darüber in einer Schrift, die er unter dem Titel „Die Priester wollen Menschen werden" herausgab, und in welcher er die angeblichen Abschwörungen zahlreicher Geistlichen abdruckte. „Nicht alle Priester," sagt er in der Einleitung, „sind Betrüger oder Betrogene: auf einigen unter ihnen klebt nicht der Schandfleck des Pfaffenthums, ihre Seele ist rein geblieben im Sumpf der Vorurtheile, sie können dem Vaterland noch einmal wichtige Dienste leisten. Sie werden durch Enthüllung der Nichtswürdigkeiten ihres ehemaligen Handwerkes die Wunden heilen, die der Fanatismus der Menschheit geschlagen hat, und unter seinen eigenen Waffen wird so das Pfaffenthum zusammenbrechen. Aus den Bekenntnissen dieser Priester wird das Volk die arglistigen Heuchler kennen lernen, welche ihnen im Himmel goldene Berge verhießen, um es desto sicherer hier auf Erden aussaugen und am Gängelband der Verdummung nach Belieben führen zu können."

Es stehen in der Schandschrift allerdings Geständnisse von katholischen und evangelischen Geistlichen, über deren Inhalt jeder Christ heute noch sich das Haupt verhüllen muß; es sind in jenen Tagen Worte gefallen, die den Dienern der Kirche nur zur Schmach gereichen können. Aber es ist auch geschichtlich nachgewiesen worden, daß neben einzelnen unzweifelhaft authentischen „Abschwörungen" Monet eine ganze Anzahl von erfundenen Erklärungen dem Büchlein einverleibt hat, ebenso, daß er einzelne gewundene und nichtssagende Zuschriften von

Geistlichen nach seinem Sinne umgestaltet und ausgelegt hat. Allerdings hat nur ein einziger Geistlicher in jenen Tagen selbst, der reformirte Pfarrer Petersen, es gewagt, gegen Monet's Verfahren zu protestiren: — die Andren wagten es nicht, seinem Beispiel zu folgen, und traten mit ihren Erklärungen und Einsprüchen erst nach Monet's Sturz hervor, als die schlimmsten Tage der Schreckenszeit vorüber waren.

Unfug über Unfug entwickelte sich in den Landgemeinden, wo die Roheit des Volkes oft alles Erdenkliche an Schmach und Hohn den Geistlichen zufügte. Und wo die Geistlichen von ihrem Gewissen gebunden, in heiliger Nachachtung ihrer Pflichten, dem Gelöbnis ihrer Ordination treu zu bleiben versuchten und nicht in die verlangte Abschwörung ihres Glaubens willigten, da erhoben sich an vielen Orten Verfolgungen gegen sie, die zu den blutigsten Gräueln geführt hätten, wenn nicht Gottes Hand über vielen treuen Zeugen sichtlich gewaltet, und auch vielfach die Anhänglichkeit der Gemeinden ihren Hirten vor dem Verderben behütet hätte.

Ein Geistlicher bezahlte in der That bald schon seine Standhaftigkeit mit dem Leben. Es war ein Pfarrer Fischer aus Dorlisheim, einem nahe dem Städtchen Molsheim belegenen elsässischen Dorfe. Er hatte, ohne sich an das Verbot der Behörden zu kehren, stets Sonntags Gottesdienst gehalten und einmal auch über den Text gepredigt „Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit!“ Böswillige Zuhörer zeigten ihn an: ohne daß man ihm die Möglichkeit gelassen hätte, sich zu rechtfertigen, wurde er vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt und auf dem „Kleberplatz“ in Straßburg hingerichtet. Schneider wohnte, wie gewöhnlich, der Hinrichtung bei: Fischer soll, nach der Überlieferung der Zeitgenossen, beim Betreten des Schaffots ihm zugerufen haben: „Heut' richtest du mich, Schneider! Über Kurzem wird aber Gott dich richten!“

Zu Hunderten wurden die Geistlichen, und auch Laien,

deren Namen die Propagandisten und andere Spione dem Tribunal als dem christlichen Glauben zugethane Leute anzeigten, in die Gefängnisse geschleppt. Der Staatsbischof Brendel entging ebensowenig diesem Schicksal, als solche Priester, die den Eid verweigert hatten. Beinahe alle Professoren der Universität, besonders aber die Mitglieder der theologischen Fakultät, wurden mit dem Bischof und andern angesehenen Männern in das bischöfliche Seminar, das in ein Staatsgefängnis umgewandelt worden war, eingekerkert. War auch die Behandlung, die sie erfuhren, zunächst keine harte, so konnten sie doch täglich gewärtig sein, durch den blutgierigen öffentlichen Ankläger vorgeladen zu werden, und wenn sie erst dem Gericht überantwortet waren, gab es keine Rettung mehr für sie. Es ist als ein Wunder göttlicher Bewahrung anzusehen, daß von den vielen damals eingezogenen Geistlichen keiner hingerichtet worden ist. In welcher beständigen Todesangst sie jedoch lebten, davon geben die zum Theil noch erhaltenen Tagebücher einzelner Gefangenen ein ergreifendes Zeugnis. Besonders rührend ist eine noch vorhandene Sammlung von kleinen Zettelchen, die einer der würdigsten Straßburger Geistlichen D. Lorenz Blessig, Professor der Theologie, beinahe täglich an die Seinigen sandte. Die Gefangenen durften von ihren Angehörigen Obst, Wein und andre kleine Erquickungen in Empfang nehmen, durch die Überbringer ließen sie alsdann, oft in Flaschen oder Körbchen verborgen, kurze Nachrichten zu den Ihrigen gelangen, und nur mit tiefer Bewegung kann man auch heute noch von diesen Zeugnissen über die beständige Gefahr, in welcher die edlen Männer schwebten, aber auch über ihr Gottvertrauen und den wahren Zeugenmuth, der ihre Herzen erfüllte, Kenntnis nehmen. Auch der Großvater war, wie es mir mein Vater aus seiner Eltern Mund erzählte, stündlich gewärtig verhaftet zu werden, da er in der Stadtverordnetenversammlung mehr denn einmal gegen die Maßnahmen

Monet's Einspruch erhoben hatte, und auf der Liste der Suspects stand sein Name, wie derjenige der besten Bürger. Die Großmutter erzählte oft, wie sie ihm ein Bündlein mit Kleidern und Wäsche stets bereit gehalten habe, damit er im „Seminar“ nicht des Nöthigsten entbehren müsse. Jedesmal wenn Schneider vorbeiritt, wie er solches mit seinen Helfershelfern täglich zu thun pflegte, um die Stadt in stetem Schrecken zu erhalten, schaute er zu den Fenstern seiner alten Wohnung herauf und grüßte auch ab und zu, wenn er die Hausgenossen erblickte: — jedesmal war den Großeltern zu Muthe, als ob er mit blutiger Hand dem Großvater zum Schaffot winkte, und erwarteten sie, daß er, wie er sonst oft that, einen seiner Schergen heraufsenden würde. Aber ob ihn noch ein Rest von altem Dank- und Ehrgefühl daran verhinderte, ob er sich's auf später ersparte: der Großvater blieb unbelästigt und durfte die ganze Schreckenszeit hindurch bei den Seinigen verbleiben. Das einzige Andenken, das ihm von Schneider geblieben und das in meine Hände gelangt ist, ist dessen Porträt, ein äußerst gut nach einem Bilde von Lichbauer gefertigter Kupferstich von Ketterliens, der wohl kaum noch sonst vorhanden ist. Das bartlose, beinahe knabenhafte Gesicht mit der niederen Stirn, dem stechenden Auge, den wulstigen Lippen und dem fleischigen Kinn trägt das Gepräge einer groben Sinnlichkeit, gepaart mit höhnischer Grausamkeit. Eine elegante Krause (Jabot) steht aus dem Gewand hervor, das den Schnitt des Priesterrockes noch trägt, daher das Bild wohl auch noch aus der Anfangszeit des Straßburger Aufenthalts rühren mag.

Schneider's Tyrannei währte glücklicherweise nicht lange. Der Gegensatz zwischen ihm und Monet schärfte sich von Tag zu Tag, wie ja alle diese Revolutionshelden sich schließlich gegenseitig aufzehrten. Eine seiner letzten Schandthaten hat einem treuen Diener des Landgrafen von Hessen-Darmstadt das Leben gekostet, dem Kämmereiverwalter Rausch, mit dem

mich ebenfalls Familienbande verknüpfen. Er sollte das Vermögen seines Herrn, der große Besitzthümer im Elsaß inne hatte, an die Revolutionsmänner ausliefern und weigerte sich solches zu thun: das genügte, um ihn als einen Vaterlandsfeind zu bezeichnen, und Schneider lieferte ihn den Henkern aus. Bald nach dessen Tode erreichte endlich den nur noch nach Blut dürstenden Unmenschen die wohlverdiente Strafe. Mit unerhörter Frechheit hatte er sich ein junges Mädchen in Barr, das er auf einem seiner Streifzüge gesehen hatte, unter allerlei Drohungen zum Weibe genommen, und im Triumph entführte er sie nach Straßburg, woselbst er in sechsspänniger Equipage durch das Steinthor seinen Einzug hielt, um das nun von ihm gemiethete prachtvolle Haus in der Blauwolkengasse (in welchem nach dem Kriege 1870 das erste deutsche Militärkasino errichtet wurde) zu beziehen. Das führte seinen Sturz herbei. Noch in der Nacht nach seinem Einzug, den er unter dem Jubel der Menge gefeiert hatte, wurde er verhaftet, vor dem Revolutionstribunal des unerlaubten Luxus und übler aristokratischer Gesinnung angeklagt und dazu verurtheilt, nach Paris ausgeliefert zu werden, damit er dort vor dem großen Wohlfahrtsausschuß erscheine. Zuvor aber wurde er einen halben Tag lang auf dem öffentlichen Platz, auf dem er selbst so viele Hinrichtungen geleitet hatte, an den Pranger gestellt, zu Füßen der dort aufgerichteten Guillotine, und da mußte er nun in vollem Maße erfahren, was es heißt, dem Wechsel der Volksgunst ausgesetzt zu sein. Dieselbe rohe Menge, die ihm zugejubelt hatte bei seinem Kampf gegen die Aristokraten, bewarf ihn nun mit Schmutz und verhöhnte den Gestürzten. Und die, welche vor Kurzem noch vor ihm gezittert hatten, schleuderten ihm nun ihre Freude darüber in's Angesicht, ihn selbst zittern zu sehen, während Andere ihm zuriefen: „Siehst du wohl, Schneider, der Herrgott lebt doch noch, von dem du im Münster gesagt: Wenn es einen Gott im Himmel giebt, so soll er mich jetzt

mit seinem Donner zerschmettern!“ Eine frühere treue Dienerin der Familie Rausch, welche als junges Mädchen alle diese Ereignisse mit erlebt hatte, und die ich in ihren letzten Lebensjahren als achtzigjährige Greisin viel besucht, hat mir oft diese Geschichte erzählt. Sie hatte der Hinrichtung ihres Herrn beigewohnt, sie sah aber auch das an Schneider vollzogene Gericht und war dabei, als Monet's Schergen ihn schließlich, nach stundenlanger Qual am Pranger, herabrissen, ihn in eine bereitstehende Postkutsche packten, die ihn unter dem Wuthgebrüll des Volkes nach Paris entführte. Dort wurde ihm sein Prozeß bald gemacht, und wenige Tage darauf fiel schon Ende April 1794 sein Haupt, als das eines Vaterlandsverräthers, unter dem Fallbeil der Revolution.

IV.

Die Verfolgungen gegen die Geistlichen und gegen die christliche Kirche hörten allerdings mit Schneiders Tod im Elsaß nicht auf. Die Revolution ließ ja in ganz Frankreich auch dann noch in ihrer Feindschaft gegen das Christenthum nicht nach, als sie an Stelle des vernunftlosen Kultus der Vernunft auf Robespierre's Antrieb die Anbetung des höchsten Wesens, die Anerkennung des Etre suprême proklamirte. Der kalte und hohle Phantast Robespierre, der mit seiner Schlauheit den Sieg über seine früheren Genossen Danton und Hébert davon getragen und die höchste Gewalt an sich gerissen hatte, wollte seinem Triumph dadurch die Krone aufsetzen, daß er als ein Hoherpriester neuer Art eine Religion in Frankreich einführte, deren Feier eigentlich nur zur Verherrlichung seiner eigenen Person dienen sollte. Sein zum Theil mit Mysticismus, zum Theil mit kalten Verstandesprincipien erfüllter Geist ersann sich diesen Kultus des Etre suprême, der dem so beliebten Dienst der Phrase, wie auch dem äußern Sinnenkitzel unendlich viel Stoff bieten konnte, — freilich nur auf eine kurze Zeit, bis der überall, auch in

Frankreich tödtlichste aller Gegner, die Langeweile, sich des Volkes bemächtigte und dem ganzen Gebäude der Robespierre'schen Gewalt ein jähes Ende bereitete. Schon der Spott, dem ein Pfeffel im Elsaß den witzigen Ausdruck mit den Worten zu geben gewagt hatte:

> Darfst, lieber Gott, jetzt wieder sein,
> So will's der Schah der Franken!
> Laß flugs durch ein paar Engelein
> Dich schön bei ihm bedanken!

nagte an den Wurzeln des Werkes: — den Ausschlag gab aber äußerlich die Selbstüberhebung, mit welcher der Tyrann beim großen Frühlingsfest am 20. Prairial 1794 die ganze Verehrung des Etre suprême in eine Verherrlichung seiner Person hatte ausmünden lassen. Wohl schien zuerst ein künstlich angeregter Enthusiasmus das Volk für den neuen Glauben zu begeistern. Auf's Neue durchzogen feierliche Aufzüge in Paris wie in der Provinz die Städte und Dörfer mit Trommeln und Musik, mit goldbehörnten Rindern, mit weißgekleideten Mädchen an der Spitze. Überall erschallten wieder wohl gedrechselte Phrasen wie damals zu Ehren der Vernunft, jetzt beim Verbrennen der Statuen des Atheismus, bei der Errichtung der Bildsäulen der Weisheit. Die Kirchen wurden aus Tempeln der „Vernunft" nun zu Tempeln des „höchsten Wesens" umgewandelt, und die Priester der neuen Lehre müheten sich ab, sie dem Volk verständlich zu machen. — Alles erregte aber doch zuletzt nur Ekel und Überdruß, und wie von einem bösen Alp erlöst, athmete das ganze Land auf, als sich die Kunde verbreitete, am 9. Thermidor (27. Juli) sei Robespierre gestürzt und zum Tode verurtheilt worden. Das Gottesgericht hatte den Frevler ereilt, der sich in seinem kalten Hohn zu dem Satz verstiegen hatte, in dem seine ganze gotteslästerliche Religion liegt: „Gott sei ein ganz annehmbarer Begriff: wenn er nicht existirte, müßte man ihn eigentlich erfinden!" — und dessen Moral in dem letzten von

ihm vollzogenen Erlaß gipfelt, nach welchem es an der „appréciation morale“, also an dem sittlichen Dafürhalten genügte, das sich der Richter etwa über einen Menschen bilden mochte, um denselben hinrichten zu lassen.

Tausende von Gefangenen aus allen Ständen, besonders aber auch zahlreiche Geistliche beider Konfessionen verdanken dem Sturze Robespierre's ihr Leben. Die Vollziehung der Todesurtheile wurde vielfach aufgeschoben, für Viele thaten sich auch die Gefängnisse auf, noch aber hörten die Verfolgungen gegen die Diener der christlichen Kirche nicht auf. Viele Geistliche waren bereits ausgewandert, andere hatten ihr Amt aufgegeben und verdienten nun ihr Brot als Maires, als Schreiber, als Beamte der verschiedensten Art. Manche traten in's Heer und brachten es bis zu hohen Chargen — selbstverständlich mußten sie sich in allen diesen Stellungen, um sich keiner Verdächtigung auszusetzen, durch den krassesten revolutionären Sinn hervorthun und ihren früheren Stand und Glauben thunlichst verunglimpfen. Aber es gab auch eine große Zahl von treuen Gottesknechten, welche, ob sie wohl öffentlich ihr Amt nicht verwalten durften, dennoch in der Stille so viel als möglich den Pflichten desselben nachzukommen suchten und als wahre Seelenhirten bei ihren Gemeindegliedern ausharrten, jede Gelegenheit wahrnehmend, um mit Schlangenklugheit, ohne zu lügen oder zu heucheln, den Einzelnen den Trost des Wortes Gottes zu bringen. Einzelne Geistliche im Elsaß machten es sich zur Pflicht, die verwaisten Gemeinden zu besuchen; unter allerlei Verhüllungen, wie es die reformirten Brüder früher in den églises du désert gethan, als Bauern, Fuhrleute, Schäfer, wandernde Handwerker oder Hausirer verkleidet, oft von den Gendarmen gehetzt, zogen sie von Dorf zu Dorf, tauften die Kinder, spendeten den Kranken und Sterbenden das heilige Abendmahl, hielten in der Nacht bei verschlossenen Thüren Andachten, zu welchen die Leute stundenweit zusammen kamen. Wenn solch

ein tröstender Bruder in's Dorf gekommen war, gingen die jungen Mädchen mit dem Spinnrocken, die Männer mit der Pfeife im Munde durch die Straßen, als zögen sie zur üblichen „Maistube" (Spinnstube); — waren sie aber versammelt und vor den Spionen gesichert, so lauschten sie andächtig dem Worte der Predigt, das wieder einmal erschallte, und nahmen den Segen dankbar mit nach Hause. Stets wurde auf diese unerschrockenen Wanderprediger von Seiten der Propagandisten gefahndet, und jede Woche beinahe lieferte man den einen oder den andern in's Gefängnis nach Straßburg, von wo man sie, da alle Räume längst gefüllt waren, in großen Zügen nach Besançon dirigirte. Einzelne entgingen nur wie durch ein Wunder der Wuth ihrer Dränger. Ein Pfarrer Lucius, dessen Nachkommen noch in treuem Dienste in der elsässischen Kirche stehen, war längst unter den „suspects" aufgeschrieben: jedesmal aber, wenn die Häscher ihn zu ergreifen hofften, war er vor ihren Augen verschwunden. Eine Leiter in seinem Arbeitszimmer führte ihn rasch auf den Boden, und die Öffnung, durch die sowohl er selbst wie die Leiter jedesmal verschwand, wurde nie entdeckt. Zu Hunderten könnten ähnliche Bewahrungen den Chroniken der Zeit nacherzählt werden: sie zeigen alle, wie treu doch ein großer Theil des evangelischen Christenvolkes an seinem Gott und an seinen Pfarrern hielt auch in schwerster Zeit und wie gnädig der HErr über seiner Kirche die schützenden Fittige ausgebreitet hat!

Selbst ein Mann, der damals schon im ganzen Lande als ein Wohlthäter der Menschheit bekannt und geehrt wurde, Friedrich Oberlin zu Waldersbach im Steinthal, entging der Verdächtigung seitens der Jakobiner nicht. Anfangs hatte er sich um die Verordnungen der Straßburger Kommunarden nicht viel bekümmert, sondern ruhig seine Gottesdienste in gewohnter Weise weiter gehalten. Es wurde ihm untersagt, den Sonntag zu feiern, er fügte sich und wählte den Dekadi zur gottesdienstlichen Feier. Wieder gab es Klagen

und Anklagen, er mußte den Talar und die Bäffchen ablegen und fügte sich auch in dies Verbot, mit dem Bemerken, daß er auf äußere Dinge keinen Werth lege. Als ihm aber gradezu untersagt wurde, zu predigen und Gottesdienst zu halten, sann er auf einen Ausweg und fand keinen anderen als den, in seiner Gemeinde einen Klub, einen patriotischen Verein zu gründen, dem alle Gemeindeglieder beitreten konnten. Da kein Lokal in der Gemeinde außer der Kirche groß genug war, um die Sitzungen des „Klubs“ abzuhalten, berief er die Leute in die Kirche, und zwar auf den Dekadi. Einer seiner Bauern wurde zum Präsidenten ernannt, und nun erbat sich Oberlin von ihm das Wort. Er hielt dann jedesmal eine Rede, knüpfte sie an ein schönes Sprichwort an — (es war aber ein Bibelwort), und zeugte darin vom alten Gesetz und vom alten Evangelium wie bisher. Dann fragte er zum Schluß, ob man nicht ein schönes bekanntes Volkslied singen wollte, wählte dazu einen der beliebten Choräle, und schließlich schlug er auch vor, nun, ehe man auseinander ginge, die Herzen und Hände zu erheben, wobei er, wie sonst zu Gott dem HErrn mit der ganzen Gemeinde auf den Knieen betete.

Die treue Liebe seiner Gemeinde schützte ihn lange Zeit vor den Verfolgern. Aber schon Schneider hatte mehrfach versucht, ihm Netze zu stellen, namentlich, weil er im Verdacht stand, manche flüchtige Adelige und Priester aus dem Innern Frankreichs beherbergt und beschützt zu haben. Und in der That hatte auch Oberlin sein Haus keinem Flüchtling verschlossen und unter eigener Lebensgefahr manch edlen Verfolgten zur Rettung verholfen. Ich habe noch in meiner Jugend eine Dame aus einer altadeligen französischen Familie gekannt, welche als bildschönes junges Mädchen, wunderbar den Häschern in Paris entkommen, von ihrer Familie allein übriggeblieben und auf den erdenklichsten Irrwegen endlich im Waldersbacher Pfarrhaus angelangt war. Oberlin behielt sie

in seinem Haus, und sie wurde ihm wie eine Tochter so lieb und werth. Die Spione waren ihr aber auf der Spur, und eines Tages kamen die Gendarmen und fragten Oberlin, ob er nicht eine flüchtige Aristokratin in seinem Hause beherberge. Oberlin wollte nicht lügen, das arme Mädchen wollte er ebenso wenig ausliefern. Er begnügte sich damit, dem Offizier zu sagen: „Sie können mein ganzes Haus durchsuchen, sie werden keine Aristokratin drin finden." Er selbst ging in den Garten, warf sich auf die Kniee und bat den Herrn, dem Manne die Augen zuzuhalten, damit er sein liebes Pflegekind nicht sehe. Der Offizier durchforschte das Haus vom Keller bis zum Boden und fand Niemand. Er öffnete zuletzt noch die Thür, die vom Flur in Oberlin's Studirzimmer führte, — schaute hinein und sprach: „Il n'y a personne, allons nous en!" Und ohne etwas von der ganzen Geschichte zu ahnen, stand in demselben Augenblick die Jungfrau im Studirzimmer in einer Ecke, und die geöffnete Thür mußte ihre Gestalt verhüllen, also daß der Offizier sie nicht sah!

Zuletzt aber zogen sich dennoch die Wolken um das stille Pfarrhaus zusammen, und Oberlin mußte mit einer Anzahl von Geistlichen im Sommer 1794 die höchst beschwerliche Reise von Straßburg nach Besançon unternehmen. Was man von der Behandlung der daselbst in großer Zahl bereits eingekerkerten Elsässer vernommen, — auch der Maire Dietrich war zuerst nach Besançon und von dort aus nach Paris eingeliefert worden — konnte das Schlimmste erwarten lassen, und es war ein Abschied für's Leben, den jedesmal die dorthin Geschleiften von den Ihrigen nahmen. Hatte doch der oberste Befehlshaber daselbst, General Aubourgeois — sein Name verdient aufbewahrt zu werden, — die ersten Ankömmlinge, unter welchen sich hunderte von evangelischen und katholischen Geistlichen befanden, mit den Worten begrüßt: „Race maudite, il y a assez longtemps que 25 millions d'hommes ont été votre dupe" (verfluchte Bande, lange genug

schon habt ihr 25 Millionen Menschen belogen und betrogen) und sie dann bedroht, er würde sie bei der geringsten Unbotmäßigkeit alle mit Kartätschen niederschießen lassen! Nur eine Tagereise noch war Oberlin von Besançon entfernt, als die Kunde von Robespierre's Sturz am 29. Juli die Wandernden erreichte, und sofort wurde umgekehrt, gleichzeitig auch den Gefangenen in Besançon die Freiheit ertheilt, ehe auch nur ein Einziger unter ihnen der Guillotine, zu der sie bereits verurtheilt worden, verfallen wäre.

Es gingen jedoch noch lange Monate in's Land, bis die Wiederherstellung des Gottesdienstes und die Feier des Sonntags gestattet wurde. Ein erster Antrag in der Sitzung des Konvents am 18. September 1794, dem christlichen Kultus wieder Freiheit zu verschaffen, wurde noch mit großer Majorität abgelehnt. Erst am 21. Februar 1795 gelang solches einem edlen Protestanten, Boissy d'Anglas, nach einer feurigen Rede, in welcher er dem Konvent die Tyrannei schilderte, die überall im Namen der Freiheit auf religiösem Gebiete noch geübt wurde. Nachdem beinahe anderthalb Jahre lang die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummt, alle Gottesdienste und Amtshandlungen unterblieben waren, durften in der Passionszeit 1795 zum ersten Mal wieder die Scharen der Christen sich in ihren vom Schmutz und der Verwüstung gereinigten Gotteshäusern versammeln, um den Tag des Herrn zu feiern und sein Wort zu hören. In Straßburg wurde der erste Gottesdienst in der wieder hergestellten Neuen Kirche am 10. März gefeiert, und treffend legte Dr. Blessig, der denselben nach überstandener zehnmonatlicher Gefangenschaft hielt, seiner Predigt den Text zu Grunde, Hosea 6, 1: „Kommt, wir wollen wieder zum HErrn; denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden." — Welche Kämpfe und wie viel Arbeit es gekostet, aus den Ruinen nach den Revolutionsjahren wieder ein Kirchengebäude zu schaffen, das den Seelen ein

Obdach bieten konnte, wie viel dabei gefehlt und unterlassen worden, wie kümmerlich die Ergebnisse aller Mühen sich unter dem Einfluß des bald darauf schon alles beherrschenden napoleonischen Geistes gestalteten, kann hier nicht ausgeführt werden. Zur Erklärung dafür, daß so mancherlei Schäden im Leben auch der evangelischen Kirchen in Frankreich später offenbar würden, mag es aber dienen, daß die Gemeinden, nur um wieder einen Geistlichen zu besitzen, sich vielfach Leute aus dem Lande selbst oder von auswärts zu Pfarrern wählten, die, oft ohne irgend eine Berechtigung zum geistlichen Amte zu haben, sich bei den Leuten beliebt zu machen verstanden und unter irgend einem Vorwande in die Gemeinde eingeschlichen hatten. Ein gesetzlich geregeltes Wahlrecht gab es noch nicht. Als später die kirchlichen Angelegenheiten geordnet wurden, wollten die Gemeinden die Männer, an die sie sich gewöhnt, nicht mehr von sich lassen, und man begnügte sich dann höheren Ortes damit, sie pro forma nachträglich zu einem theologischen Colloquium heranzuziehen. Wie derartige Examina ausfallen mochten, läßt sich denken. Nicht vereinzelt mögen die in den Protokollen angeführten Beispiele sein, wonach der eine Pfarrer, als er darüber befragt wurde, ob er auch einmal Dogmatik studirt hätte, unverfroren antwortete: „Gewiß, er hätte den Ciceru s gelesen“ — und ein Anderer, der behauptete, das Neue Testament in der griechischen Ursprache zu kennen, den Anfang des Evangeliums Johannes, ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος. in die Worte verdeutschte: „In der Arche war ein Wort!“

V.

Einige lichtere Bilder möchte ich noch zum Schluß diesen dunkeln Zügen aus dem kirchlichen Leben während der Schreckenszeit beifügen. Und sie mögen wohl um so werthvoller erscheinen, als sie sich auf dem schauerlichsten Hintergrunde offenbaren. Mitten unter den Gräueln der Verwüstung

in Paris selbst hatte Gott sich an einzelnen unerschrockenen Männern, sowohl in der katholischen wie in der evangelischen Kirche, treue Zeugen bereitet, welche allen Gefahren zum Trotz seinen Namen vor dem Volk bekannt und das Licht des Evangeliums auch inmitten der tiefsten Nacht haben leuchten lassen.

Im Ehrenbuch der katholischen Kirche leuchtet vor allem der Name des Bischofs Grégoire aus Blois. Er war aus ganzer Überzeugung Republikaner und gehörte zu den vier Bischöfen, welche allein unter dem ganzen höheren Clerus Frankreichs den Verfassungseid geschworen hatten. Als Mitglied des Nationalkonvents zeichnete er sich aber stets durch Mäßigung und Milde aus. An dem Tage, da sich im Konvent die oben beschriebenen gräulichen Scenen abspielten, da gottvergessene Priester ihren Glauben abschworen und den Namen Gottes dem Hohne der Menge preisgaben, war er verhindert gewesen der Sitzung beizuwohnen. Tags darauf aber meldete er sich zum Wort und gab in längerer Rede seinem Abscheu über die Verhandlungen des vorigen Tages einen beredten Ausdruck. Er bekannte sich offen zum Glauben seiner Kirche und erklärte, er würde lieber den Tod leiden, als seinen Herrn und Meister verläugnen. Das Wuthgeschrei der Volksvertreter und der Menge unterbrach ihn, man riß ihn von der Tribüne und stieß ihn zum Saal hinaus. Er wurde verfehmt, und achtzehn Monate stand er in beständiger Gefahr des Todes. Sein Name wurde in öffentlichen Plakaten an den Anschlagssäulen der Volkswuth preisgegeben: er ging aber nichtsdestoweniger in die Versammlungen, — ein Priesteramt verwaltete er allerdings inzwischen nicht mehr — zeigte sich öffentlich vor allem Volk, legte, wo sich dazu die Veranlassung bot, Zeugnis ab von seinem Glauben — und dem unerschrockenen Zeugen wurde kein Haar gekrümmt. Bischof Grégoire hat später bei der Neuorganisation der katholischen Kirche unter dem ersten Napoleon seinen Glaubensgenossen große Dienste

geleistet: der Mann aber, der sich so bedeutende Verdienste um seine Kirche erworben hatte, hat unter den Bourbons, deren Rückkehr er noch erlebte, erfahren müssen, wie groß oft der Undank seitens derer ist, auf deren Erkenntlichkeit am meisten gerechnet werden sollte.

Auch die reformirte Kirche in Frankreich hat manch schönes Blatt in der Geschichte der Schreckenszeit aufzuweisen. Der edle Rabaut, dessen Namen wir zu Anfang dieser Skizze genannt, hat die ganze Trübsal jener Tage noch erleben müssen: ja, die Jakobiner haben den ehrwürdigen Greis noch in Nimes in's Gefängnis geschleppt und zum Tode verurtheilt: auch ihn hat nur Robespierre's Ende vor der Guillotine gerettet. Aber welch blutige Wunden hat sein Herz in jenen Jahren davon tragen müssen! Nachdem er die Freude erlebt, daß sein Sohn Rabaut St. Etienne, einer von den früher geächteten Hugenottenpfarrern, zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt worden war, mußte er die Botschaft vernehmen, daß derselbe im Dezember 1793 auf dem Schaffot um seines Glaubens willen hingerichtet worden sei. Lange hat der Vater den Sohn nicht überlebt. Bald nachdem der Greis aus dem Gefängnis entlassen worden, starb er gebrochenen Herzens über den Jammer seines Volkes im September 1794 zu Nimes.

Als eigentlicher Pfarrer an der reformirten Kirche in Paris während der Revolution amtirte der seit 1782 daselbst als holländischer Gesandtschaftsprediger angestellte Pfarrer Paul Henri Marron. So lange die Zeiten noch verhältnismäßig ruhig waren, gelang es ihm auch, besonders mit Hilfe von Rabaut St. Etienne, die erste reformirte Gemeinde zusammenzuhalten und sie zu einer gegliederten Organisation zu bringen. Mit dem Beginn der Schreckenszeit gerieth jedoch sein Charakter in bedenkliche Schwankungen. Zuerst bezeugte er großen Muth und hielt die Gottesdienste in der von den Reformirten gemietheten Kirche trotz der drohenden Gefahren

ab. Er wurde im September 1793 verhaftet und verdankte es nur der energischen Fürsprache seines Presbyteriums, daß er wieder frei gegeben wurde. Ein Versuch, den er machte, nach seiner Entlassung wieder Gottesdienst zu halten, scheiterte am ausdrücklichen Verbot der Behörde, und nun ließ sich Marron aus Menschenfurcht doch dahin bringen, daß auch er, dem Vorbild des Pariser Bischofs Gobel folgend, die heiligen Gefäße in den Nationalkonvent trug, um dieselben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern und gleichzeitig in einer langen, hochtönenden Rede sich als einen Apostel der Vernunft und der Freiheit zu verherrlichen, der nie etwas anders gewollt, als diesen Götzen der Zeit huldigen! Seine großen Worte konnten ihn jedoch nicht vom Vorwurf, ein Pfaffe und Aristokrat zu sein, reinigen, und eine abermalige viel strengere Haft hätte unfehlbar mit dem Tode für ihn ihr Ende gefunden, wenn nicht auch ihn der IX. Thermidor aus dem Gefängnis geführt hätte. Es muß anerkannt werden, daß Marron unmittelbar nach seiner Befreiung, trotz der noch bestehenden Schreckensherrschaft, seine Gottesdienste wieder eröffnet und durch ein langes und treues amtliches Wirken die Schwankungen, zu denen er sich hatte hinreißen lassen, wieder gut zu machen sich bemüht hat.

Die lutherischen Christen in Paris hatten während der Revolutionszeit das Glück, einen festen Stützpunkt an der seit dem Jahre 1626 daselbst bestehenden schwedischen Gemeinde zu besitzen, deren Kapelle im Gesandtschaftshotel lag. Ununterbrochen, seit der Gründung der Gemeinde unter dem ersten Gesandtschaftsprediger, Professor Jonas Hambre, hatten vortreffliche Geistliche die Stelle verwaltet und auch während der Verfolgungszeiten den Glaubensgenossen stets den Trost des göttlichen Wortes bieten können. Vom Jahre 1784 an bekleidete mein Großvater mütterlicherseits, Pfarrer Carl Christian Gambs aus Straßburg, die Stelle. Nach einer theils in seiner Vaterstadt, theils auf mancherlei Reisen

verbrachten Jugend, in welcher sein von einer frommen Mutter gepflegter Glaube mehrfach erschüttert worden war, war er besonders durch Lavater in Zürich innerlich tief erfaßt worden. Die persönliche Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten Mann, die überzeugende Kraft einer Osterpredigt über 1. Korinth. 15, die ihm sein Leben lang nachging, brachten den bereits an Allem Zweifelnden zum Glauben zurück und gaben ihm die Freudigkeit, den unerwartet an ihn ergangenen Ruf in die Stelle eines Gesandtschaftspredigers in Paris anzunehmen. Ermöglicht wurde ihm solches durch die ihm verliehene ungewöhnliche Gabe einer hervorragenden Beredtsamkeit, die sowohl in deutscher wie in französischer Sprache gleich bedeutend war. Die Stellung des jungen Predigers in Paris war eine ungemein interessante und bedeutungsvolle. Sein Gesandter war Herr v. Staël, des Ministers Necker Schwiegersohn, der Gatte der berühmten Schriftstellerin, zu welchem, wie zu dessen Familie der Pastor die freundschaftlichsten Beziehungen hatte. Mit Necker begründete er das große Hospital, das heute noch den Namen des Ministers trägt; mit dem Gesandten und dessen Gattin theilten er und die begabte Pfarrfrau, die er heimgeführt hatte, das Interesse an allen geistigen und religiösen Fragen jener bewegten Zeit. Wie die Gesandtschaft selbst, so war auch sein Haus ein Mittelpunkt für Alles, was aus der Ferne an bedeutenden evangelischen Männern nach Paris kam, oder was sich daselbst angesiedelt hatte. Auch er begrüßte zuerst die beginnende politische Umwälzung mit dem Enthusiasmus eines für Freiheit schwärmenden, für seine Kirche begeisterten Protestanten. Allein er sah bald schon mit Entsetzen, wohin der Strom der Revolution die schwellenden Gewässer riß, und welche Trümmer die aufgeregten Wogen zurücklassen würden.

Mit dem Ausbruch der Schreckenszeit wurde die Stellung des Gesandtschaftspredigers eine höchst schwierige. Herr v.

Staël hatte Paris verlassen, das Beamtenpersonal ebenfalls, und der Prediger wurde damit betraut, die Interessen der zurückgebliebenen Schweden, ebenso auch derjenigen Deutschen, die sich zur schwedischen Gesandtschaft hielten, zu wahren. Gleichzeitig aber lag ihm auf dem Gewissen, die Glieder seiner Gemeinde und der deutschen oder elsässischen Lutheraner, die zu derselben gehörten, in der schweren Zeit nicht darben zu lassen. Die schwedische Gesandtschaftskapelle in Paris ist wohl die einzige Stätte in ganz Frankreich, in welcher das Zeugnis vom Worte Gottes, selbst die vierzehn Monate der Terreur hindurch, nie verstummt ist. Zwar hatte die Kommune dem Pastor die Feier des Sonntagsgottesdienstes untersagt, und die Gemeindeglieder hätten es auch nicht wagen dürfen, Sonntags sich zum Gottesdienst zu versammeln. Aber Gambs suchte beim Könige von Schweden die Ermächtigung nach, den Gottesdienst auf die Dekadi's zu verlegen; sie wurde ihm gewährt, und auf seines Königs Wort gestützt, bediente er fortan regelmäßig die Gemeinde mit der Verkündigung des Evangeliums, spendete auch die Sakramente und ließ sich durch keinerlei Drohung in seinen Pflichten irre machen. Dabei war er aber fortwährend von den größten Gefahren umgeben, und die Großmutter hat ihren Kindern und Enkeln stets mit Beben erzählt, wie sehr sie um das Leben des Gatten gezittert habe, da ja von der Kommune, die Alles dem Schaffot überantwortete, eine Rücksichtnahme auf den Vertreter einer auswärtigen Macht kaum erwartet werden konnte. Mehrmals hing auch sein Leben an eines Haares Breite. So drang unter Anderen die Stadtverwaltung in ihn, er solle die Kirchenbücher der lutherischen Gemeinde, die seit Bestehen derselben treulichst geführt worden waren, an die Civilbehörde ausliefern. Er verweigerte solches in der energischsten Weise, weil er wußte, daß diese für die Gemeinde unersetzlichen Akten möglicherweise der Vernichtung preisgegeben würden. Man drohte ihm mit Verhaftung, mit dem Tod, er blieb un-

erschütterlich und erklärte, nur auf seines Königs Befehl würde er die Bücher ausliefern. Und die starren Jakobiner wichen vor dem einfachen Manne zurück, sie begnügten sich schließlich damit, eine beglaubigte Abschrift für das neuerrichtete Standesamt zu verlangen, er selbst aber blieb unbehelligt.

Einmal war auf Grund einer über ihn ergangenen Denunziation eine Haussuchung strengster Art in seiner Wohnung angeordnet worden. Man wußte nämlich, daß seit der Abreise des Gesandten er den Auftrag erhalten hatte, allwöchentlich und noch öfters einen Bericht über die politischen Ereignisse an das Ministerium in Stockholm zu erstatten. Diese Schreiben waren selbstverständlich sehr diplomatisch abgefaßt und schilderten die Lage Frankreichs in einer den Verhältnissen so anbequemten Sprache, daß sie einen Jakobiner zum Verfasser haben konnten. Jedenfalls beruhte solches auf einer vorher getroffenen Übereinkunft, sonst wären die Briefe nicht an ihre Adresse gelangt, und der Minister konnte, wie durch eine nur ihm bekannte Chiffre hindurch, den wahren Sinn unter den von Gambs angewendeten Worten entdecken. Aber selbst von diesen Berichten ist eine ganze Anzahl bei ihrem Abgang aufgehalten worden, weil sie noch zu bedenklich erschienen, und erst im vorigen Jahr hat ein junger Pariser Rechtsgelehrter sie im Geheim-Archiv des auswärtigen Ministeriums zu Paris entdeckt, auch zum Theil veröffentlicht. Gambs schrieb aber neben seinen offiziellen stets noch private Berichte für den König, die er nur durch ganz sichere Gelegenheiten je und je an ihre Adresse beförderte. Die Polizei mußte Kunde davon erhalten haben und ordnete deßhalb eine Haussuchung an. Eine Sammlung wichtiger, die Gräuel der Revolution in ihrer ganzen Nacktheit schildernder Briefe lagen zur Absendung in dem Pult des Predigers bereit. Wunderbarerweise hatte er am Tage vor der Haussuchung von ehemaligen Bekannten aus Straßburg einen langen Brief voller Enthusiasmus über die glorreiche Revolution erhalten,

dazu eine glänzende Beschreibung des „Vernunftfestes“, Gedichte in überschwänglicher Sprache, alles mit dem Namen der echtesten Straßburger Jakobiner unterzeichnet. Als der mit der Untersuchung betraute Beamte des Predigers Pult öffnete und Gambs schon sein Todesurtheil aus der bevorstehenden Entdeckung erwartete, fiel dem Polizeihauptmann der große Straßburger Brief sofort in die Augen, den Gambs unbewußt auf seine Berichte gelegt hatte. Der Beamte las die Sendschreiben der Freunde durch, freute sich der Unterschriften, und dem Prediger auf die Schulter klopfend, sprach er: „Ein Mann, der solche Briefe empfängt und solche Freunde hat, kann nur ein echter Patriot sein“. Er brach die Haussuchung sofort ab, und niemals wurde mehr auf verbotene Korrespondenzen im Gesandtschaftshôtel gefahndet.

Hunderten von Nothleidenden und Verfolgten hat der muthige Diener Gottes in jenen furchtbaren Zeiten ein Tröster und Retter sein dürfen, und Keinem hat er seinen Dienst verweigert, wenn er auch dabei sein eigenes Leben auf's Spiel setzte. Er hatte den Abgrund in seiner ganzen Schändlichkeit sich öffnen sehen am Tage der Hinrichtung Ludwigs XVI. Meine selige Mutter hat mir oft mitgetheilt, was ihr der Vater von dem unauslöschlichen Eindruck erzählt hatte, den ihm diese himmelschreiende Volkssünde, deren Zeuge er gewesen, hinterlassen hatte. Auf sein inneres Leben hatten Ludwigs letzte Worte, seine in denselben ausgesprochene wahrhaft christliche Gesinnung und sein hinterlassenes Testament eine so tiefe Wirkung ausgeübt, daß er sie, mit der von Lavater erhaltenen Anregung, zu den Quellen zählte, aus denen er nebst Gottes Wort am meisten Lebenskraft geschöpft hatte. Deßhalb hielt er es auch für seine Pflicht, so viel er nur konnte, dem Elend der Verfolgten zu steuern, ob er Dank von Menschen dafür erntete oder nicht. Eines Tages flüchtete in sein Haus ein ehemaliger Minister Ludwigs XVI., der Graf von Narbonne, der zum Tode verurtheilt und von der

Polizei bereits überall gesucht worden war. Er bat den Großvater um Gottes willen, ihn in seinem Hause zu verbergen. Im Hause selbst war es unmöglich — aber der Großvater brachte ihn in der Gesandtschaftskapelle unter dem Altartisch unter, und vier Tage lang versorgte ihn die Großmutter mit Speise und Trank, bis die Haussuchung, die das ganze Pfarrhaus auf's Genaueste durchforschte, wunderbarerweise aber die Kapelle verschonte, vorüber war. Dann entließ ihn der Prediger, versorgte ihn mit Kleidern und Geld, und so entkam der Graf aus Paris und später über die Grenze. Einige Jahre später, als die Verhältnisse im Lande wieder geordnet und der Gesandte, Herr von Staël, wieder zurückgekehrt war, gab derselbe eines Abends eine große Gesellschaft, zu welcher auch der Großvater geladen war. Plötzlich trat Frau von Staël auf ihn zu und führte ihn einem mit Orden bedeckten vornehmen Herrn zu, zu welchem sie sprach: „Herr Graf, ich bringe Ihnen hier Ihren Lebensretter, den Gesandtschaftsprediger Gambs, den Sie sich freuen werden zu begrüßen!“ „Je n'ai pas l'honneur de connaître Monsieur“, antwortete der Graf von Narbonne — denn er war es — und drehte dem Großvater den Rücken! „Wie werden Sie das dem Manne vergelten, Herr Prediger?“ sagte die edle Frau in tiefster sittlicher Entrüstung. — „Gnädige Frau,“ antwortete der Großvater, „wenn ich den Mann in ähnlicher Lage wieder treffen sollte, würde ich ihm denselben Dienst leisten, den ich ihm damals leisten durfte!“

Auch in der schwedischen Kapelle durften die Gottesdienste vom Herbst 1794 an wieder am Sonntag gehalten werden. Gambs pflegte die Gemeinde weiter als ein treuer Seelsorger und half energisch mit Hand anlegen bei der ersten Organisation der lutherischen Kirche in Paris, die ihn auch gern zu ihrem ersten Pastor gewählt hätte. Im Jahr 1806 aber, als Napoleon den Schweden den Krieg erklärte, wurde die

Gesandtschaft aufgehoben und mit dem gesammten Personal mußte er Frankreich verlassen. Von seinen weiteren Lebensschicksalen will ich nur noch erwähnen, daß er durch eine wunderbare Verkettung von Umständen, da er auf der Reise nach Schweden begriffen war, zum Pastor an St. Anschari in Bremen gewählt wurde, von wo aus er im Jahr 1814, auf den Ruf seiner früheren Kirchenbehörde hin, nach Straßburg an die St. Aurelienkirche ging. An dieser Gemeinde hat er noch acht Jahre in großem Segen gewirkt, bis ihn der Herr im Jahr 1822 in die obere Heimat abberufen hat.

Der Blick in die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart erweckt bei manchen Christen oft große Sorgen um die Zukunft des Reiches Gottes auf Erden, und Viele lassen sich durch die bangen Fragen nach dem Ausgang der um uns wogenden oder der noch bevorstehenden vielleicht recht schweren Kämpfe in ihrem Vertrauen auf des HErrn Führungen irre machen. Ich sollte glauben, daß ein Rückblick in die Trübsale, die vor hundert Jahren unsere Glaubensgenossen jenseits des Rheins durchlebt, und die den Bestand der christlichen Kirche bis in den tiefsten Lebensnerv zu erschüttern drohten, uns dazu dienen müßte, felsenfest an der Verheißung zu halten, die der Psalmist schon vor so viel tausend Jahren sich aus Gottes Herz entnommen, und die, wenn je in einer Zeit, doch gewiß in den Tagen, die zu schildern ich versucht habe, ihre Anwendung finden: „Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen gräulich; der HErr aber ist noch größer in der Höhe!“



Kanaan.

Von R. Pfannschmidt—Beutner.

Es leuchtet inmitten der düsteren Welt
Ein Licht wie die Sterne vom Himmelszelt,
Doch ob es auch weit seine Strahlen erstrecke,
Noch hüllt sich das Land in der Finsternis Decke,
Noch löst es sich nicht von der Dunkelheit Bann,
Nicht strahlt ihm die Leuchte von Kanaan.

Es giebt eine Sprache so lieblich traut,
Sie klinget dem Ohre wie Heimatlaut,
Und treffen sich Zwei an der Welten Ende,
Sie drücken sich selig als Brüder die Hände, —
Was ihnen die Herzen so mächtig gewann,
Es war die Sprache von Kanaan!

Es wandelt inmitten der Welt und der Zeit,
Das kleine Häuflein der Christenheit,
Verachtet, verlästert, gehaßt ohne Gleichen,
So wie es verheißen dem Kreuzeszeichen;
Doch ob ihm im Sturme auch bangen kann,
Es zieht seine Straße nach Kanaan.

Gar große Helden und Herren sind's nicht,
Da ist noch so Vieles, was ihnen gebricht;
Sie kämpfen und ringen, und wenn sie dann fallen,
So wird's im Triumph durch die Lande schallen:
„Seht da, was ihr Glaube wohl nützen kann,
Was hilft diesen Christen ihr Kanaan?"

Doch ob sie auch fallen, so sinken sie hin
Zu Füßen dem Kreuz mit zerbrochenem Sinn,
Sie wollen so gerne ihr sündiges Leben
Von Neuem immer dem Heiland ergeben,
Und gnädig nimmt er die Flehenden an,
Sein armes Häuflein von Kanaan.

O Land der Verheißung, wie leuchtet dein Schein
Den Wandernden, Müden in's Herze hinein,
Wie läßt er den Sichern mit göttlichem Brennen
Im Lichte so klar seine Sünde erkennen,
O ziehe dein Volk du dir mächtig hinan,
Du heiliges, seliges Kanaan!



Friedensstörer.

Von Otto Funcke.

I. Bittere Wurzeln.

1.

Letzthin bekam ich einen ellenlangen Brief aus — nun, sagen wir aus der Stadt Engbrust. Jedenfalls war der Name des Ortes, wo mein Brief abgestempelt war, mir ebenso unbekannt, wie dem Leser die Stadt Engbrust. Der Schreiber des Briefes war ein alter Mann und allem Anschein nach ein ernster und wahrhaftiger Christ. Aber er war offenbar etwas engbrüstig, und sein Gesichtskreis war beschränkt. Er berichtete nämlich, daß in seiner lieben Stadt Engbrust das Herrigsche Lutherfestspiel aufgeführt worden sei, und nun noch gar durch Anstiften des Pastors! Der alte Herr war darüber entrüstet und zwar deßwegen, „weil durch solche Komödien doch schwerlich ein Mensch bekehrt werden könne.“ Er hatte sich also auch gegen die Sache erklärt. Hinterher war er aber beunruhigt, ob er mit seinem Widerspruch und Widerstand nicht doch vielleicht auf dem Holzwege sei. So bat er denn mich, ihm meine ehrliche Meinung zu sagen.

Und das habe ich auch ehrlich gethan. Ich habe ihm klar gemacht, daß sein Standpunkt doch sehr beschränkt und

einseitig sei. Ob er denn — so fragte ich ihn — alle die Dinge verwerfen wolle, die nicht direkt zur Bekehrung dienten? Dann müsse er auch warnen vor der Freude an der Natur oder an der Musik und allen schönen Werken der Kunst, dann müsse er alle Philosophie und Poesie und Wissenschaft verdammen. Nicht alles, was gut und löblich sei, wirke direkt auf Bekehrung der Herzen, und doch sei es gut und löblich und uns zur Erquickung von Gott gegeben. So könne auch das Lutherspiel sowohl belehrend als erquickend wirken und eine Brücke für noch Höheres werden.

In diesem allen werden nun wohl die meisten Leser mir beistimmen.

Und doch — und doch — liegt nicht in den Worten des Mannes von „Engbrust" ein sehr beherzigenswerther Gedanke? Es ist ja bequem, einem Menschen nachzuweisen, daß er Unrecht hat. Aber viel weiser ist es doch, das Stück Recht, das in seinem Unrecht liegt, zu erkennen und auf sich anzuwenden. „Ich bekümmere mich nun einmal um nichts Anderes, als um das, was auf die Wiedergeburt meines Herzens abzielt!" so sagt der Mann aus „Engbrust". Und wir? Wir gebildeten, christlich gebildeten Leute, wir sagen: „Ich will alles Schöne und Große, was die Welt bietet, mit vollen Zügen genießen. Natürlich darf es meiner Seele nicht schaden. Aber wie sollte das denn auch meiner Seele schaden, was z. B. Natur und Litteratur, Kunst und Theater mir bieten?" — Ja, das nehmen wir so leicht an, zumal wenn wir in „gläubigen Kreisen" aufgewachsen sind und dem Evangelium mit einigem Gefühl zustimmen, — wir nehmen so leicht an, daß das, was die Hauptsache ist, die Verbindung mit Gott, das Verhältnis zu Gott, in Ordnung ist. Dies, was wir immer ernstlich in Frage stellen sollten, wird als selbstverständlich angenommen. Weil wir Menschen sind, haben wir vor allen anderen Kreaturen die Fähigkeit, uns selbst die Wahrheit zu sagen, aber auch die, uns etwas — vorzulügen.

Und das geschieht am Leichtesten, wenn wir orthodoxe und kirchliche Leute sind und von aller Welt zu den Frommen gezählt werden. Kein Wunder, daß wir uns dann auch selbst dazu zählen. Und doch ist Mancher in fortwährendem, wenn auch unmerklichem Rückgang, während er sich einbildet, vorwärts zu schreiten.

Dieser beklagenswerthe Rückgang kann nun sehr verschiedene Ursachen haben. Wir nennen aber hier nur eine; wenn nämlich der Nachfolger Christi eine einzelne Seite der Heiligung mit mehr oder weniger Absichtlichkeit übersieht. Das ist verhängnisvoll. Die Heiligung ist ein vollkommenes Werk. Man kann auch sagen, sie sei, sogar bei den Besten, ein höchst unvollkommenes Werk, insofern immer das Können weit zurück bleibt hinter dem Wollen. Das ist natürlich so. Unvollkommene Menschen können kein vollkommenes Werk leisten. Aber darüber dürfen wir uns trösten. Ist nur unser Streben lauter, so will der treue und allmächtige Heiland wohl sorgen, daß es zum Ziel kommt. Aber insofern muß unsere Heiligung ein vollkommenes Werk sein, daß sie einheitlich ist. Sie zielt ja doch auf die Erneuerung und Verklärung unseres gesammten Wesens; so muß sie also auch jede Seite unseres sittlichen Wesens umfassen. Da ist es denn ein großes Unglück, wenn wir, leise oder laut, sagen: „In allen Stücken will ich dem Geiste Gottes Raum lassen, aber was diesen oder jenen Punkt betrifft, da geht's nicht an." So schrieb mir ein sonst christlicher Herr: „Ich bestrebe mich, ein lauteres Kind Gottes zu sein; aber ich bin ein Geschäftsmann und ich kann Ihnen sagen, daß ich ohne Lügen nicht fertig werden kann. Ich tröste mich aber, daß geschrieben steht: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." In der That, der Mann ist sehr mildherzig, barmherzig und menschenfreundlich; er ist in seiner Umgebung ordentlich berühmt dadurch. Dennoch ist sein Trost auf Sand gebaut. Der Barm-

herzige wird nur selig gepriesen, wenn er auch ernstlich darnach strebt, überhaupt reines Herzens zu sein und nach allen Seiten hin in das Bild Christi erneuert zu werden. Wir können nicht auf eine Stelle unseres alten Wesens die Hand legen und sagen: „Hier bleibe ich, wie ich bin.“ Und das thun wir so leicht; wenn wir auch so klug sind — ach, so unselig klug! — solch unser Thun fromm zu verkleiden.

2.

So stieß ich letzthin auf das Wort: „Sehet darauf, daß nicht Jemand Gottes Gnade versäume und nicht etwa eine bittere Wurzel aufwachse.“ Und ich konnte über das Wort nicht fort. Weiter zu lesen war mir nicht möglich. Ich mußte hier still halten, obgleich es mir aus gewissen Ursachen sauer genug wurde. Da war ein Geist, der nicht mein Geist war, der zwang mich hier Anker zu werfen. Das wird wohl manchen Lesern oft ähnlich ergangen sein. Jedes Wort Gottes zielt auf jede Seele. Aber zur Zeit ist oft ein einzelnes Gotteswort für eine einzelne Seele besonders zugespitzt und zugerichtet. Was aber Einem da hell wird, ist auch für viele Andere. Also auch für die Christoterpe, — dachte ich.

Es ist eine ernste Mahnung, die jedem ernsten Christen zu denken giebt, wenn der Apostel mahnt: „Sehet darauf, daß nicht Jemand Gottes Gnade versäume!“ Eine gute Gelegenheit sich zu bilden oder seine äußeren Verhältnisse zu verbessern oder sonst in der Welt weiter zu kommen, — eine solche gute Gelegenheit versäumt zu haben, ist in der That sehr schmerzlich. Aber Gottes Gnade zu versäumen — diese Gnade, die allein unser Heil schaffen kann und will — das ist doch der Inbegriff alles Unglücks. Und doch fürchtet der Apostel, daß dieses Unglück über Leute hereinbrechen möge, die solche Gnade bereits erkannt und erfahren haben. Denn er schreibt nicht an Menschen, die noch ganz in der

Welt drin stecken, sondern an solche, die etwas Rechtes daran gesetzt, ja die schon dafür gelitten haben, des Herrn Jesu Eigenthum zu sein. In den „Hebräern" ist ein Werk Gottes. Und doch sind sie in Gefahr, Gottes Gnade zu versäumen? Ja, diese Gnade, soweit sie unser inneres Leben wird, ist nicht wie ein güldenes Kleinod, das ein für allemal fertig ist. Nein, sie ist wie eine himmlische Pflanze, die zwar alle Kräfte der vollkommenen Entwicklung in sich trägt, die sich aber nur dann normal und gesund entwickeln kann, wenn sie seitens des Menschen lauter, treu und geduldig gepflegt wird. Das Christenleben ist hienieden niemals ein Gewordensein, sondern immer nur ein Werden, wie Luther sagt.

Da gilt es also fort und fort alle Hindernisse und Feinde des Wachsthums zu beseitigen. Es sind das oft unscheinbare und kleine Dinge, und grade von denen wollen wir reden. Der Sänger des „Hohen Liedes" nennt sie „die kleinen Füchse", die den Weinberg (den Weinberg unseres Herzens) verwüsten. Ja, die gilt's fangen und ohne viel Federlesens todtschlagen, (falls wir es nämlich können.)

Also z. B.: „Sehet darauf, daß nicht etwa eine bittere Wurzel aufwachse!" Die Eigenthümlichkeit einer Wurzel ist, daß sie unter der Erde liegt, vor allen Augen verborgen unter der Erde. Und dennoch schlummert darin eine große Macht. Und in der bitteren Wurzel eine Verderbensmacht. Die Wurzel treibt einen Baum heraus, zuweilen plötzlich, sowie der Kürbis des Jonas erwuchs, „als Sohn einer Nacht". Da steht man dann da und wundert sich, woher die Giftpflanze komme, und wunderwerkt und entsetzt sich, wie das zugehe. In Wirklichkeit war sie schon lange da. Und wenn es sich um die bittere Wurzel im Herzen handelt, so ist gar nicht einmal nöthig, daß sie zur Pflanze wird. Auch wenn die böse Gesinnung nicht zur That, ja, wenn sie (wie bei weltgewandten Leuten) nicht einmal zum

bitteren Worte wird, — kann sie doch den ganzen inneren Menschen vergiften.

Nehmen wir einmal ein Beispiel und zwar aus dem Alten Testament. (Im Neuen Bund wird alle Menschengeschichte nur bruchstückweise behandelt, damit wir besser lernen auf Jesum sehen. Das Alte Testament hat den Vorzug, daß es in die Geschichte der menschlichen Herzen, auch in die Sündenfälle tiefer hineinleuchtet.) Da siehe den Bileam, den geheimnisvollen und schier unheimlichen Mann, „den Mann geöffneten Auges“. Ja, das war er, und war zu seiner Zeit außer Moses Keiner wie er; denn Gott selbst hatte ihn erleuchtet. Aber — aber — ja, er will auch ein Prophet Jehovas sein; natürlich, wie sollte er, als ein wirklich erleuchteter Mann, diese höchste Ehre nicht würdigen?! Aber er will doch auch zugleich Ehre und Reichthum der Menschen gewinnen. Hier schlummert die innere Kollision, denn Gott will in diesem Falle nicht, was Bileam will.

Nun läßt Balak den Bileam entbieten, daß er Israel fluchen und dafür köstliche Schätze einheimsen soll. Aber Gott verbietet dem Propheten die Reise. Endlich, als Bileam immer wieder bittet, gestattet ihm Gott in seinem Zorn zu gehen. Dennoch muß Bileam Israel segnen, wie gerne er auch fluchen will. Und nachdem er gesegnet hat, weil er nicht anders kann, zeigt sich die bittere Wurzel der geheimen — Gottesfeindschaft. Voll Feindschaft gegen Gott und sein Volk enthüllt er nun den Feinden Gottes einen Weg, wie sie etwa Israel verderben können. Schließlich nimmt er mit diesen Feinden Gottes ein schreckliches Ende. Es ist der alttestamentliche Judas Ischarioth, der uns da vor Augen gestellt wird.

Und kann es nicht gar leicht geschehen, daß sich auch in einem Christenherzen eine bittere Wurzel gegen Gott entwickelt? — Wie so denn? Nun, du hast dir deinen Lebensplan gemacht, hast dich dahinein verliebt und dich

allmählich fest „überzeugt," so müßten die Dinge gehen, wenn es recht und gut gehen solle. Jetzt aber kommt der Herr und stellt Alles auf den Kopf. Es geht aus einer Täuschung in die andere. Beispielsweise: deine Arbeitskraft sinkt hin in allerlei Krankheit. Von den vermeintlich so sicheren Erfolgen ist nichts zu spüren. Ja, selbst wo dir wirklich Anerkennung deiner Mitmenschen gebührt hätte, trifft dich Spott oder kalte Kritik. Überall ist dein Weg mit Trümmern zerbrochener Hoffnungsschlösser bedeckt, u. s. w.

O, wie leicht kann sich da eine geheime Unzufriedenheit oder Bitterkeit gegen Gott festsetzen, — eine „bittere Wurzel", die dein ganzes Verhältnis gegen Gott trübt. Wache! Wache!

Oder du krankst an einer gewissen Lieblingssünde. Natürlich hast du dir längst klar gemacht, daß das eigentlich keine Sünde sondern nur eine verzeihliche Schwäche sei. Aber Gott läßt nicht nach. Sein Geist mahnt dich immer wieder und in allerlei Art, du sollst dich lösen von dem Argen. Aber du wehrst dich, sträubst dich; du betrübst, ja du verscheuchst endlich den heiligen Geist. Ach ja, das kann man: den heiligen Geist verscheuchen. Es ist schrecklich, daß man es kann. Und doch, man wäre kein Mensch, wenn man es nicht könnte.

3.

Wir sehen, wie sich eine „bittere Wurzel" gegen Gott bilden kann. Häufiger geschieht es aber doch, daß sich eine bittere Wurzel gegen einen unserer Mitmenschen festsetzt. — Kain, der erste Sohn der Menschen, wurde auch, — es ist schrecklich zu sagen, — der erste Mörder. Wie geschah das? Hatte ihm Abel etwas zu Leide gethan? O nein, das war der sanfteste und liebenswürdigste Bruder, den man sich denken kann. Ja, aber warum erschlug denn Kain den Abel? Einfach deßwegen, weil er ihm im Wege stand. Wie so denn? was that Abel denn? Er that nichts, als

daß er sich vor Gott und Menschen zeigte, als das, was er wirklich war, als ein Mensch Gottes, als ein Mensch, der Frieden hat und der fröhlich ist in seinem Gott.

Aber grade dies war es, was dem Kain im Wege stand. Grade dadurch fühlte er sich innerlich gestraft. Diese Predigt ohne Worte sagte ihm, daß seine Werke und seine Gesinnung böse seien. Und das wurmte ihn. Und er log sich selbst vor, wenn nur der Abel nicht wäre, so wäre er ein glücklicher Mann. Von diesem Punkt aus entwickelte sich die bittere Wurzel des Hasses. Alles Andere ist Nebensache; auch dies, daß es eines Tages einen leidenschaftlichen Moment gab und sich grade ein bequemes Stück Holz fand und er ein Mörder wurde. Die Wurzel ist die Hauptsache bei dem ganzen Vorgang.

Und steht nicht heute noch eine gottfeindliche Welt den wahren Christen gegenüber, so wie Kain dem Abel? Ich denke nicht daran zu sagen, daß Alle, die jetzt noch nicht glauben, zur gottfeindlichen Welt gehören. Aber es giebt doch eine gottfeindliche Welt, und diese haßt die echten Christen. Nicht die Heuchler, nicht auch die bloßen Schwätzer und Herr-Herr-Sager. O nein; diese sind im Gegentheil der Welt sehr bequem; sie beweisen ihr ja nur, „was zu beweisen ist“, nämlich daß es mit dem Christenthum nichts ist. Aber die Christen, die wirklich ihres Glaubens leben, die durch ihren Glauben thatsächlich zu einem neuen Leben und zu einer lebendigen Hoffnung gekommen sind, diese, auch wenn sie kein Wort von ihrem Glauben sagen, stehen einer gottfeindlichen Welt im Wege. Kein Wunder! sie werfen ja das ganze mühsam konstruirte Kunstgebäude des Unglaubens über den Haufen. Solltest du nun Einer von denen sein, die in besagter Weise wirklich den Feinden der Wahrheit im Wege stehen, so schätze das für eine hohe Ehre.

Aber man kann auch auf allerlei andere Art den Menschen im Wege stehen. So glaubte der König Saul, daß David ihm im Wege stünde. Nun hatte ja David ohne

Zweifel seine Fehler; aber Saul gegenüber war er durchaus unschuldig. Er hatte sogar große Verdienste um König und Vaterland. Aber das war es ja grade, daß das Volk den David mehr liebte als den König. Und das — so sagte sich dieser König — das ist unerträglich. Und er steht mir auch nach der Krone — so log er sich bald vor, um sich selbst zu rechtfertigen; und es währte nicht lange, so verfolgte er ihn bei Tag und Nacht, wie den gefährlichsten Aufrührer.

O wehe, die „bittere Wurzel“! O wehe, wenn es da drinnen im Herzensgrunde heißt: der oder die stehet mir im Wege. Und vernimmt der, der sich ein klein wenig auf's Gedankenlesen versteht, diese Sprache nicht aller Orten und Enden, wo Menschen sind!? Um mit der Jugend anzufangen: da sind zwei Knaben, — ach, es sind Brüder, leibliche Brüder, sogar Zwillingsbrüder! Warum behandelt der Karl den Friedrich so höhnisch und hämisch? Einzig und allein weil ihm dieser im Wege steht. Er soll mit ihm allerlei häßliche Streiche ausführen, und das will er nicht. Daher bei Jenem die bittere Wurzel. — Warum ferner nennen jene jungen, scheinbar so holden Mädchen ihre Mitschülerin eine Heuchlerin? Sie ist nichts weniger als das. Aber weil sie gescheidter, pflichttreuer und gehorsamer ist und den andern Schülerinnen als Muster vorgestellt wird, darum muß das arme Kind eine Heuchlerin heißen. — Dort sehe ich zwei junge Mädchen. Sie waren früher so innig mit einander verbunden. Warum sehen sie sich jetzt mit so kalten Augen an? Was ist passirt? Gar nichts, als daß die Frieda der Anna im Wege ist. Die Letztere muß erfahren, daß die Frieda wegen ihrer größeren Liebreize und schöner Talente in der Gesellschaft viel beliebter ist. Daher nun bei der Anna die bittere Wurzel! — Und warum wird die Stimme des Herrn Neidhorst so heiser und rostig, warum spielt so ein häßlicher Zug um seinen Mund, wenn er nach seinem Nachbarn Glücksberg gefragt wird? Es ist weiter nichts, als daß dieser

ihm im Wege steht. Ach, es sind Konkurrenten und der Glücksberg trägt seinen Namen mit Recht. Konkurrenten, — ich weiß nicht ob Cigarrenverkäufer oder große Künstler, oder Ärzte oder gar — Pastoren! — Ich stehe auf der Straße bei einer Frau; meinetwegen kann es auch eine Dame sein. Da geht Fräulein R. vorüber. Meine Frau N. erwiedert ihren Gruß nicht. Ich frage nach der Ursache. Die Antwort lautet: „Herr Pastor, es ist eine Schlange.“ Ich: „Aber so sieht sie wirklich nicht aus.“ Frau N.: „Dennoch, sie ist es. Sie hat etwas sehr Häßliches über mich gesagt.“ Ich: „Haben Sie das gehört?“ Sie: „Das grade nicht; aber Frau X. hat es mir berichtet.“ Ich: „Aber warum sprechen Sie nicht grade und offen mit Fräulein R. darüber?“ Sie: „Ich wollte lieber sterben, als das thun.“ Wieder die bittere Wurzel! Ach, wie oft würde durch ein ehrliches Aussprechen bald klar werden, daß die Dinge sich ganz anders verhalten. Und wie oft würdest du das Aufwachsen einer bitteren Wurzel bei deinem Nächsten vermeiden können, wenn du für den Abwesenden, der sich nicht wehren kann, das Wort nähmest, wie Gottes Wort so herrlich mahnt: „Thue deinen Mund auf für die Stummen!“ Die Abwesenden sind immer die Stummen. Mißverständnisse aber, und leider sehr oft auch schändliche Klatschereien und feine oder grobe Verdrehungen, sind höllische Verderbensmächte, die namenlose Verwüstungen in der Menschheit anrichten.

Und wißt ihr, liebe Leser, wo die bitterste Wurzel am allerhäufigsten vorkommt? Da, wo sie am unnatürlichsten ist, nämlich unter den Gliedern derselben Familie. Von Stiefmüttern und Stiefkindern will ich gar nicht einmal reden. Nein, es ist auch so zwischen Eheleuten, zwischen Geschwistern und andern nahen Verwandten. Ja, wie oft geschieht es auch, daß Eltern und erwachsene Kinder nicht die rechte Stellung zu einander finden können, sei es daß die Eltern nicht begreifen können, daß ihre erwachsenen Kinder nun doch

ein größeres Maß von Freiheit beanspruchen können, sei es daß die erwachsenen Kinder in ihren Forderungen den Eltern gegenüber Ungebührliches verlangen. — Kurzum grade bei Verwandten, die durch die Natur der Verhältnisse genöthigt sind, sehr viel beisammen zu sein, — grade bei ihnen sind doch oft tiefe Verschiedenheiten, ja Kontraste im Temperament oder in der Auffassung der verschiedensten Lebensverhältnisse. Findet sich das zwischen Leuten, die nicht aneinander gebunden sind, so bleibt die Möglichkeit, den Verkehr abzubrechen. Aber in der Familie muß man zusammenleben. So führen dann die tausend und aber tausend Berührungspunkte zu Kollisionen. So entwickelt sich dann eine Gereiztheit oder Bitterkeit oder Kälte, die das Leben zu einer Qual machen. Da ist auch kein anderes Recept als dies: „Demüthige dich selbst und erflehe dir auf den Knieen — Macht zum Lieben.“

4.

Es geschieht aber auch, daß dir Jemand wirklich wehe thut, dich schmerzlich, ja, wie man sagt tödlich beleidigt. Meinest du, daß jetzt die bittere Wurzel ihr gutes Recht hat? Du meinst: „Ja, das hat sie!“ Aber schädigst du dich nicht selbst damit am meisten? Verdirbst du dir nicht damit deinen guten Humor, ja den Frieden deiner Seele und die Fähigkeit zum Gebet? Wo irgendwie Christi Odem weht, da hat man keine Ruhe mehr bei etwas was nach Rachsucht schmeckt, oder nach Zorn und Haß, ja auch nicht einmal beim Übelnehmen? Oder meinst du, du könntest dich des Heiles in Christo getrösten und dabei seine Stimme überhören, die so herzergreifend mahnt: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen“ —? Sollen das denn ewig „schöne Worte“ bleiben und weiter nichts? Sollen wir Christen uns beschämen lassen von den Kindern des Alten Bundes? Ich denke an den David, dem doch die Hand zitterte, als er seinem grimmen Feinde Saul auch nur

ein Zipfelchen von seinem Rock abschnitt. Was gab ihm die Gewalt, die Rachsucht zu überwinden? Nun, er sah auch in dem, der ihn verfolgte, einen Menschen, den Gott zu seiner Erziehung brauchte. So konnte er auch gegenüber dem schamlosen Simei sagen: „Lasset ihn, der Herr hat's ihm geheißen." Oder, wie Joseph Angesichts seiner Brüder sagt: „Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Und so sahe er denn auch die Menschen, durch die Gott es gut machte, als seine Wohlthäter an. Wie, wenn auch wir so weise wären, die gute Hand Gottes hinter der bösen Hand der Menschen zu sehen —?

Und nun, wenn wir erst denken an die dir hoffentlich bekannten „10,000 Pfund", die Gott dir erlassen hat, und daran, daß Er uns „täglich und reichlich" unsere Sünde vergeben muß, wenn wir nicht dennoch wieder sollen unter die finstere Wolke kommen; wenn wir denken „an seine unaussprechliche Wohlthat" und daß Er uns aus lauter Gnade zu seinen Kindern gemacht hat; wenn wir bedenken, daß sie, die uns wehe thaten, dennoch mit uns zu Bürgern derselben himmlischen Gottesstadt berufen sind, — sollte da unsere „bittere Wurzel" nicht zerschmelzen wie Schnee in der Sommersonne?

Als Saul, der Sohn des Kis, zum König gewählt war, da wurde er von neidischen und gehässigen Leuten gröblich beschimpft. Er ließ es über sich ergehen. Dann kam der Tag, wo er durch gewaltige Heldenthat vor allem Volk herrlich legitimirt wurde. Jetzt konnte er thun, was er wollte. Er konnte sich auch rächen, wie er wollte. Und „gerechte" Leute riethen ihm von solchem seinem Recht und seiner Macht gegenüber den Lästerern Gebrauch zu machen. Aber was antwortete der damals noch große Mann? Er antwortete — hier will ich auch einmal sagen: „Hört! Hört!" — also er antwortete: „Es soll diesen Tag Niemand sterben, denn der Herr hat heute Heil gegeben in Israel."

Ich will kein Wasser in diesen Wein gießen. Ich stelle nur fest: die Gotteshülfe, die dem Saul Macht gab, die Ammoniter zu überwinden, stimmte ihn so mild, daß er allen seinen berechtigten Zorn in des Meeres Tiefe versenkte. Und du? du singst: „Mir ist Erbarmung widerfahren", die denkbar höchste Erbarmung seitens des höchsten Gottes — und wolltest dennoch eine bittere Wurzel pflegen? Das wäre nicht nur widersinnig, das wäre Selbstmord.

II. Unbefriedigtsein.

1.

Letzthin fand man in der Tasche eines Selbstmörders eine Karte mit den wenigen Worten: „Ich habe mich erschossen, denn das Leben hat mir nicht gehalten, was es versprochen hatte." Dasselbe, was hier auf der Karte stand, steht in den Herzen zahlloser Menschen aller Stände geschrieben, nämlich: „das Leben hat uns betrogen." In Wahrheit hat das Leben nichts versprochen. Es kann also auch nicht betrügen. Der Mensch selbst betrügt sich, indem er sich nach eigener Wahl ein „paradiesisches" Bild zurecht malt; und, wenn die Wirklichkeit dann nicht damit stimmt, so beklagt er sich „über das treulose Leben".

In der Brautzeit und in den Flitterwochen z. B. vergöttern sich nur zu oft die jungen Leute. Und wenn sich dann nachher findet, daß keiner von beiden ein Engel ist, sondern auch allerlei kleine Dämonen beherbergt, so muß sie dann das arme Leben betrogen haben. — Ein Anderer hat es für selbstverständlich gehalten, daß seine Gesundheit unerschüttert bleibe durch Jahrzehnte, und wenn er dann nach kurzer Frist ein Herzleiden bekommt, so hat „das Leben ihn betrogen". Der Dritte hat sich ausgedacht, daß sich sein Familienleben in sonniger Harmonie gestalten werde. Wenn aber nun die Frau nervös wird, und der eine Sohn ein Strohkopf ist, und

eine hoffnungsvolle Tochter an der Schwindsucht stirbt, dann hat das Leben ihn betrogen. Hier die Jungfrau von 28 Jahren schmollt, daß sie „sitzen geblieben ist“, obgleich sie die vortrefflichste Hausfrau geworden sein würde. Ihre Schwester aber, die sich „glänzend verheirathet“ hat, sagt dennoch im Stillen, was mir eine junge Frau aus dem Volk laut sagte: „Wenn ick dat wußt har, denn har ick dat nich dahn.“ Die Frau Scheerenschleiferin und die Frau Commerzienräthin meinen also beide, sie hätten gescheidter gethan, ledig zu bleiben. Sie sind unbefriedigt.

Und so könnte ich bogenlang fortfahren. Es ist eine Gassenwahrheit, wenn ich sage, daß es allenthalben wimmelt von Menschen, die unbefriedigt sind. Und es ist durchaus nicht so, daß die Unbefriedigten am meisten unter denen gefunden werden, die es „am Schwersten“ haben und denen das Leben am meisten verweigert. Ich habe — irre ich nicht, bei Chateaubriand — einmal gelesen, wie ein Beschwörer die königlichen Todten aus den Grüften von St. Denis citirt. Dann fragt er sie, ob sie Lust hätten, ihr Leben noch einmal zu führen. Aber die Antwort ist ein unwilliges Murren und — prasselnd stürzen ihre Gebeine zusammen. Der Zauberer wiederholt seine Beschwörung auf einem Friedhof, wo arme Bauern und Tagelöhner ruhten. Und er richtet an sie dieselbe Frage wie an die Könige. Da schlagen sie lustig an ihre Sensen und Sicheln. Jene hatten Ekel am Leben, obgleich oder weil es das Glanzvollste gewesen war; diese hatten heiteren Muth ihr Leben auf's Neue zu leben, obgleich oder weil es schwer und arbeitsreich gewesen war. Und das kam gewiß nicht daher, daß im Jenseits — wie der elende moderne Byzantinismus sagt — die Könige die Hochseligen, die anderen Leute aber, im günstigen Fall, bloß die Seligen sind. Nein, wir erfahren alle Tage, daß der Selbstmord, der doch den höchsten Ekel am Leben ausdrückt, ungleich viel häufiger bei den geldreichen, ehrereichen, bildungs-

reichen Leuten vorkommt als bei denen, die im Schweiß ihres Angesichtes arbeiten müssen. Die Ursache ist, daß Jene von vornherein tausendmal mehr von der Welt erwarten, also auch viel mehr Täuschungen erleben, als Diese. Gegenwärtig allerdings wird auch unter den sogenannten arbeitenden Klassen das Unbefriedigtsein gradezu kultivirt und gezüchtet. Durch gewissenlose sozialdemokratische Agitatoren wird die Genügsamkeit als ein Laster hingestellt. Und wenn eines Tages dann den Verführten klar wird, daß der versprochene „Himmel auf Erden“ nur ein Zuchthaus ist, dann wird auch hier der Selbstmord etwas Alltägliches werden. Aber zur Zeit ist er bei den „Enterbten“ viel seltener als bei den „Privilegirten“.

In Summa: Man findet befriedigte und unbefriedigte Menschen *in allen Verhältnissen des Lebens*. Es ist also klar, daß es nicht auf diese Verhältnisse, sondern auf die innere Gesinnung des Menschen ankommt, wenn es sich um Befriedigtsein oder Unbefriedigtsein handelt.

2.

In einem Kreise feinsinniger Menschen wurde letzthin die Frage aufgeworfen: „*Warum* sind so viele Menschen unbefriedigt?“ Ein energischer Mann antwortete: „Weil sie nicht ihre Schuldigkeit im Leben thun.“ Nun, das ist auch gewiß, daß Niemand ein Recht hat, befriedigt zu sein, der nicht mit Energie, Muth, Eifer und Geduld an dem Posten, wo Gott ihn hingestellt hat, schafft und wirkt.

Aber ich gestatte mir doch die Bemerkung, daß Diejenigen, die nach der Menschen Meinung am tapfersten geschafft haben, *mit einem bangen Seufzer* antworten würden, wenn man sie etwa fragte, ob sie immer gethan hätten, was sie konnten. — Eine holde Frau sagte: „Man muß was Rechtes für *Andere* thun in selbstvergessener Liebe, wenn man Befriedigung haben will.“ Das ist auch richtig. Dies Rezept ist vortrefflich. Aber ob nicht doch auch die Liebereichsten

dennoch zu kurz kommen, wenn sie ernstlich mit sich selbst Abrechnung halten?

Ein Anderer sagte: „Ich habe mir lange Zeit mein Leben vergiftet, indem ich immer in der Vergangenheit wühlte. Da hieß es immer: Hättest du den und den thörichten Schritt nicht gethan, oder hättest du die und die gute Gelegenheit vorwärts zu kommen nicht versäumt, — wie ganz anders stündest du jetzt in der Welt da! Seit ich das Vergangene vergesse und vorwärts strebe, bin ich viel befriedigter!" — In der That, das Wühlen in vergangenen Leiden oder Verlusten ist eine große Thorheit. Und nicht anders ist's, wenn man sich damit quält, daß man die und die Gelegenheit versäumt hat. Ich kannte einen Mann, der sank in Schwermuth und nachher in Tobsucht, weil er Tag und Nacht darüber grübelte, ob seine verstorbene, heißgeliebte Gattin nicht erhalten worden wäre, wenn er einen berühmten Spezialisten konsultirt hätte. — Wahrlich, es ist genug, wenn man das Rechte gewollt hat. Irren ist menschlich. Darüber kann man sich trösten.

Aber wie, wenn man nun in seinem vergangenen Leben auf tausend dunkle Punkte stößt, wo man das Gute weder gewollt noch gethan hat? Wie, wenn sich nun auf allen Seiten verklagende Gestalten wider uns erheben?

Eine alte behagliche Großmutter in dem besagten Kreis nahm jetzt auch das Wort. Sie sagte: Die Menschen wollen zu viel und weil sie das nicht alles können, sind sie unbefriedigt. Sie hielt besonders den Frauen eine scharfe Predigt darüber, daß sie die hochnothwendige Reinlichkeit des Hauses in einer krankhaften Weise übertrieben, — daß sie sich mit der Toilette unsinnige Mühe machten und sechs Säume nähten, wo zwei es auch thäten, — daß sie Besatz zu Besatz fügten an ihren Kleidern, statt einfach zu sein. — In der That, da giebt's viel thörichte Selbstquälerei. Der Trieb nach Eleganz und Luxus ist an und für sich nicht zu tadeln; wenn er aber das Leben

zu einer steten Unruhe macht, dann ist er ein Verderben. Oder wenn eine Frau, die viele kleine Kinder hat und eine exemplarische Mutter sein will und nicht minder eine tüchtige Hausfrau, wenn die dennoch nicht einen Theil der Geselligkeit opfern oder sich in Kunst und Litteratur weiterbilden will, grade wie in der Zeit, wo sie noch kinderlos durch's Leben schritt, so macht sie sich und ihrem Manne das Dasein zur Qual. Sie kommt nie zur Ruhe und wirkt auch beunruhigend. — Nicht anders ist es bei vielen Männern, die einen strebsamen Charakter besitzen und in allen möglichen und unmöglichen Dingen ihre Hand haben wollen und unerträglich werden, weil sie aus der inneren Hetze nicht herauskommen.

Aber ist es nicht doch sehr betrübend, daß wir, weil wir so einseitig, oder so schwach, oder so unvollkommen sind, zu tausend Dingen nicht kommen, die an und für sich wünschenswerth, gut und schön sind? Ist es nicht in der That betrübend, daß wir so weit hinter dem Ideal, das uns vor Augen schwebt, zurückbleiben? Hat denn nicht Gott selbst, der Schöpfer unseres Lebens, dieses Ideal in unsere Herzen gepflanzt? Ist das nicht der Unterschied des Menschen vom Thier, daß jener immerdar vorwärts strebt, während das Thier durch die Jahrtausende hindurch auf der Stufe stehen bleibt, wohin es einmal gestellt ist? Ist nicht alle Kultur und Civilisation, alle Kunst und Wissenschaft diesem Streben des Menschen nach dem Ideal entsprungen? Und kann dieses unbefriedigte Streben jemals einen Abschluß finden, bis der Mensch selbst ist, wie er sein soll, und bis seine Umgebung eine vollkommene ist?

3.

„Unbefriedigtheit ist verirrte Idealität“, — hat irgend ein großer Jemand gesagt. Zorn ist oft ein verirrter Gerechtigkeitstrieb. Verschwendung ist allermeist ein verirrter Edelsinn. Unbefriedigtsein aber ist verirrte Idealität.

Sie ist verirrt, weil sie auf der Erde sucht, was wirklich das Ziel und Ideal des Menschen ist. Nicht, daß der Mensch nach sittlicher Vollkommenheit, nach absoluter Schönheit und Harmonie und also auch nach einer vollkommenen Umgebung, strebt, — nicht das ist der Fehler, sondern daß er sich einbildet, diese Welt und Zeit könne ihm mehr oder weniger solche Güter geben. Diese Welt „liegt im Argen". Sie ist in allen ihren Verhältnissen sehr unvollkommen, und alle Menschen, die dir begegnen, sind sehr unvollkommen, und — falls du einen guten Spiegel besitzest, so weißt du, daß auch du selbst sehr unvollkommen bist.

Es ist also thöricht, hier unten ideale Verhältnisse zu erwarten. Man hört wohl sagen, wenn Leute aus einer Gesellschaft oder einem Konzerte unbefriedigt zurückkehren: „Ihr seid mit zu großen Erwartungen hingegangen." Wohlan, es gehen auch die meisten Menschen, wenigstens in den sogenannten höheren Ständen, mit zu großen Erwartungen in's Leben hinein. Der Rückschlag bleibt dann nicht aus, wie wir gesehen haben.

Aber wie? sollen wir denn das Ideal begraben? Jener junge Mann spielte ganz hübsch die Geige, aber er zerschmetterte sie an einem Felsen, als er den Paganini spielen gehört hatte. „So lerne ich's doch nimmer, also — !" Es ist bei aller Thorheit doch etwas Großartiges in diesem Zerschmettern. Der Mann wollte das Ideal oder — gar nichts. Das sind große Menschen, die das Ideal wollen; allein sie sinken nothwendig in Pessimismus, sobald sie erkennen, daß das Ideal unerreichbar ist.

Darum wage ich zu sagen, daß Jesus Christus der Menschheit das Ideal gerettet hat, denn er macht Jedem, auch dem Ärmsten und Geringsten, der sich ihm hingiebt, Muth, daß er zum höchsten Ziel der Lebensherrlichkeit gelangen soll. Warum kann der Apostel Paulus das große Wort schreiben: „Ich habe gelernt, bei welchen ich bin, mir

genügen zu lassen“? Warum kann er sich genügen lassen in den härtesten, bittersten, schmerzlichsten, demüthigendsten Verhältnissen? Vielleicht weil er unempfindlich ist wie ein Stein, oder anspruchsloser wie ein Thier? Im Gegentheil! Er macht die allerhöchsten Ansprüche, viel höhere wie der Kaiser, dessen Gefangener er ist. Und weil er weiß, daß Jesus Christus, der diese Ansprüche in ihm geweckt hat, daß er, derselbe, sie auch befriedigen wird, — darum und nur darum, so und nur so, hat er gelernt sich genügen lassen, sich zur Zeit genügen zu lassen. Und wenn du Christen, wahre Christen, kennst, dann hast du auch Menschen kennen gelernt, die grade so wie Paulus reden konnten. Und hoffentlich kannst du's auch, ob auch unter Thränen.

4.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch . . . so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“ Also spricht mit einem schier göttlichen Selbstbewußtsein der Eine, der allein so sprechen kann. Selig, wer's versteht! — Wenn Er sagt, „ihr werdet Ruhe finden“, so ist es selbstverständlich, daß das Wort Ruhe im höchsten Sinne gemeint ist, denn Jesus erfaßt alle Dinge absolut, mag er nun von Leben oder von Tod oder von Liebe oder von Ruhe reden. Die Ruhe, die Er geben will, kann also nur das Gegentheil sein von Unempfindlichkeit oder bedürfnisloser Stumpfheit. Diese ist ja nur ein Stück Tod. Die Ruhe, von welcher der Heiland redet, bezeichnet die vollkommenste Beruhigung wegen jeder Sorge, Furcht und Angst, die je und je das Herz bewegt hat. Die Ruhe Jesu bezeichnet die selige Erfüllung aller Sehnsucht, aller Wünsche; die Stillung alles Verlangens, das menschenwürdig heilig und groß war. Er will uns zu einer Ruhe führen, wo nichts mehr zu fürchten und nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.

Ist das nicht das Ideal? Unleugbar! Aber warum erfahren das so Wenige? Ich will es sagen: Ehe Jesus Ruhe giebt, nimmt er die Ruhe, — die eingebildete Fleischesruhe nämlich. Und dies Nehmen wollen sich die meisten Menschen nicht gefallen lassen.

Also, wohin er kommt, da zerstört er die Fleischesruhe, die sich auf irdischen Besitz und Genuß und äußere Vorzüge gründet. Fast hart klingt sein Wort: „Was groß ist vor den Menschen, das ist ein Gräuel vor Gott.“ Und wie geringschätzig redet er von dem Reichthum dieser Welt und von denen, die ihr Vertrauen auf Reichthum setzen! Wie stellt er die Menschen an den Pranger, die ihre Befriedigung in dem Genuß der Erdendinge suchen! Was kann man Behaglicheres und Ruhesameres denken als jenen reichen Landwirth, der mit übereinandergeschlagenen Armen zu sich selber sagt: „So, liebe Seele, nun iß und trink und habe gute Ruhe! du hast Vorrath auf viele Jahre!“ . . . und nun, — wie ein Blitz vom Himmel, das Wort: „Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern.“ Und durch alle Reden Jesu klingt es hindurch: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne?!“ Unerbittlich nimmt er also dem Menschen die Ruhe, die sich auf irgend etwas stützt, was Weltbesitz ist.

Und schärfer noch geht er denen zu Leibe, die auf ihre selbstgemachte Frömmigkeit vertrauen. Jener Pharisäer, der also betet: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute; ich faste, ich bete, ich gebe — — er ist ein Muster von Befriedigtheit. Nichts geht ihm über ihn selbst. Er ruht in sich. — Aber der Heiland zeigt, daß grade deßwegen der Zorn Gottes über ihm bleibt. Und überall in seinem Leben hat er bald mit Donnerworten, bald mit vernichtender Satire, die Frommen seiner Zeit, die in sich selber ruhten, auf's Blut bekämpft.

Dagegen entwirft er ein hohes, heiliges, majestätisches

Bild davon, wie Kinder Gottes sein sollten, — ebenso demüthig wie dienelustig, sorglos und vertrauensvoll gegenüber dem Vater im Himmel. Es ist alles sehr einfach und einleuchtend. Aber wer sich daraufhin ehrlich und einfältig prüfte, der wurde von einer unendlichen angstvollen Unruhe erfüllt: — „Herr, wer kann da selig werden?" — In der That, der Heiland stellt das Leben mit Gott hin als eine Sache, die wir keineswegs erreicht haben, die auch die Besten nicht erreicht haben, ja, die in der That völlig unerreichbar ist, so lange wir auf unsere Vernunft und Kraft angewiesen sind. (Man denke an das Gespräch mit Nicodemus!) Heißt das nicht dem Menschen die Ruhe nehmen?

Und nun, was seine „Moral" angeht, — sagen wir insonderheit unser Verhalten gegen unsere Mitmenschen. Die alttestamentlichen Propheten stellten Forderungen, die — ich will nicht sagen leicht, die aber doch bei gutem Willen erfüllbar waren. Jesus ist nicht so barmherzig. Wenn er den Ehebruch schon in dem lüsternen Blick, den — Todtschlag schon in dem Gedanken des Hasses findet, — wenn er fordert, die Feinde zu lieben, die Fluchenden zu segnen, — ja, wo bleibt da die Tugend der Leute, die „sich nichts vorzuwerfen haben, weil sie niemals einen Konflikt mit der Polizei hatten"? — Wo bleibt aber auch die Tugend derer, die sich wirklich und ernstlich bemüht haben, den Willen Gottes zu erfüllen?

Müssen wir dem gegenüber nicht Alle verzagen an uns selbst? In der That, grade das ist es, was Jesus will. Er will uns aus unserer natürlichen Ruhe und Behaglichkeit herausreißen; ja, er will diese unsere Ruhe vernichten. Ist das nicht hart? Nein, es ist Himmelssegen. Wer uns die Augen öffnet ist unser Freund, und erst recht, wenn diese geöffneten Augen verzweifelte Dinge schauen müssen. Und wenn der wahrhaft sehende Mensch nun verzweifelt an sich selbst und zusammenbricht in sich selbst, — wenn er dann entsetzt ausruft: „O, wie schlecht bin ich doch! wie ferne, wie ferne

vom Ziel! wie finster ist in mir auch alles das noch, was ich für Licht achtete! o, ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?!" — dann, wenn Jesus uns unsere eingebildete Herrlichkeit, unsere falsche Ruhe genommen hat, dann steht er vor uns licht und groß, heilig, hehr und himmelsmächtig und spricht: „Kommet her zu mir!" Ja, jetzt sind wir die Mühseligen und Beladenen, die er zu sich ruft und mit offenen Armen aufnimmt. Jetzt sind wir „in der richtigen Verfassung" um ihn zu verstehen. Die innere Verbindung ist hergestellt.

Jetzt erkennen wir, daß er das reine Menschheitsideal nicht nur mit Worten gezeichnet, sondern daß er es in sich selbst verkörpert hat. Das fleckenlose Bild Gottes steht hier in Menschengestalt vor uns. Aber wehe uns, wenn diese ideale, gottmenschliche Erscheinung nur ein Vorbild für uns wäre (wie Viele wollen)! Alle Flammenreden der mächtigsten Bußprediger von Anfang der Welt her wirken nicht so vernichtend auf das Selbstgefühl auch derjenigen Menschen, welche noch die reinsten sind, als ein Blick auf diese rührend reine Gestalt Jesu. Aber Gott Lob! dieses Ideal will nicht außer uns bleiben. Er will in uns wohnen, will sein Leben in uns hinein übertragen, sein Bild in uns gestalten.

Ein bekanntes Liebeslied beginnt mit den Worten:

„Du bist die Ruh', der Friede mild,
Die Sehnsucht du und — was sie stillt."

Das klingt schön, und die Melodie ist ergreifend. Aber wahr, im vollen Sinn des Wortes wahr ist es nicht. Die ganze glühende Sehnsucht einer Seele kann wohl auf einen Menschen gerichtet sein; aber jene Seele wird erfahren, daß sie sich irrte, wenn sie volle Stillung ihrer Sehnsucht erwartete. Auch der reichste Mensch ist zu arm, um die Sehnsucht einer einzigen Seele — und wäre es die ärmste Seele im Universum — bis auf den Grund zu stillen. Aber von Jesu gesagt ist's vollkommen wahr: Er ist die Ruh, der Friede

mild. Er ist's in Person. Er ist die Sehnsucht aller Mühseligen und Beladenen, das heißt aller Derer, die wirklich zu sich selbst gekommen sind. Aber er, der die Sehnsucht nach dem göttlichen Ideal in uns geweckt hat, — er, derselbe, will diese Sehnsucht auch stillen, vollkommen stillen, ewig stillen.

Wie will er das denn? Nun, dadurch, daß er von den Seinen alles das nimmt, was Unruhe schafft. Da ist einmal die Unruhe, die Ungewißheit, die Sorge dieses Lebens. Zwar bleiben für den Jünger Christi, äußerlich angesehen, die Dinge, wie sie sind. Und doch bleiben sie nicht. „In der Welt habt ihr Angst", sagt Jesus; und dennoch: „seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Sorge und Angst ist für den hinweggethan, der sich an der Seite dessen weiß, der alle Dinge in seiner Hand hat, der es weiß, daß Gegenwärtiges und Zukünftiges im Dienst seiner Liebe und Macht stehen.

Überall mahnt darum der Heiland die Seinen, mitten in dieser argen und unsichern Welt doch sorglos wie die Kinder zu sein. Auch sollen sie sich über allen Erdenverlust nicht betrüben, da er ihnen in einem neuen Himmel und auf einer neuen Erde tausendmal bessere Dinge bieten wird. Ja, wer das glaubt und faßt, der kann wohl mit Paulus sprechen: „Ich habe gelernt mir genügen zu lassen." — „Ende gut, Alles gut", sagt ein gemeines Sprüchwort. Und es ist eine große Wahrheit darin. Ist das Ende schlecht, so kann alles Liebliche und Schöne, was vorherging, mich nicht trösten. Ist das Ende gut, so wird auch das Schwerste und Bängste, was vorherging und was zu diesem Ende hinleitete, mit gut. Darum hat ein wahrer Christ von allen Menschen auf Erden den besten, berechtigtsten und unverwüstlichsten Humor, weil er weiß, daß das Ende gut ist.

Aber das Ende ist nur gut, wenn wir selbst gut sind. Was die „Mühseligen und Beladenen" am meisten quält, das ist die Unreinheit und Verderbtheit ihres inneren Wesens. Die Majestät Jesu erscheint am herrlichsten, wenn er in göttlicher Machtvollkommenheit den Leidtragenden die Sünde

vergiebt. Grade diesen Gedanken, „daß des Menschen Sohn Macht hat auf Erden, die Sünden zu vergeben," — grade diesen Gedanken, der uns Leben giebt, — hat er in dem heiligen Abendmahl so zu sagen monumental gefaßt. Und er will, daß wir mit dieser Wahrheit vollen Ernst machen. Mag auch bei den besten Menschen Vergeben und Vergessen nicht immer beisammen sein, — vor Gott existirt unsere Sünde nicht mehr. Und sie soll auch als Schuld in unserem Gedächtnis nicht mehr existiren. Wie Tersteegen sagt:

Ich hab vergessen meine Sünd
Als wär sie nie gescheh'n; —
Gott spricht: „Sei still in mir, mein Kind, —
Du mußt auf mich nur seh'n."

So darf denn der Christ, der die versöhnende Gnade Gottes in Christo erfahren hat, getrosten Herzens den Heiligen in der Höhe als Vater anreden. „Er ist der Vatter, wir siene Kind; Wie sueß doch dise Namen sind," sagt ein uraltes liebes Verslein. Ja, die Abgründe, die zwischen uns und Gott lagerten, sind ausgefüllt, wenn das Wort „Vergebung" hell leuchtet. Denn von hier aus geht alles Andere. Die Heiligungsmacht schlummert in der vergebenden Macht. Vergebung ist der Kuß der ewigen Liebe, das Zeichen der Vereinigung. Vergebung der Sünde ist auch Vernichtung der Sünde in ihrem tiefsten Kern; Vergebung ist auch die reelle Einzeugung eines neuen Lebenskeimes. Von hier aus beginnt die Umbildung. — Gewiß, sie findet tausend Hindernisse und Schwierigkeiten. Langsam — ach, oft entsetzlich langsam — geht's, bis dem gläubigen Christen eine wesenhafte Umwandlung offenbar wird. Lange, — ach oft entsetzlich lange, — dauert's, bis die Züge seines heiligen Bildes, auch nur verschwommen noch, bei manchem seiner Jünger erscheinen. Dennoch hat der Prozeß begonnen. Und Jesus läßt sein Werk nicht. Und auch ehrliche Weltleute müssen doch oft lauteren Christen gegenüber erkennen, was Paulus schreibt: „Wir werden verkläret in dasselbige Bild

von einer Klarheit zu der andern.“ Sie spüren etwas von den großen Tugenden Jesu Christi, welche hier erscheinen. Die wahren Jünger Jesu Christi aber wissen beides gleich gewiß, einmal daß sie von dem Ziel der sittlichen Vollendung noch sehr weit entfernt sind; und sodann, daß sie in der sicheren Bewegung zu diesem Ziel hin begriffen sind. Auch der Geringste unter ihnen darf mit dem heiligen Seher Johannes singen und sagen: „Wir sind wohl Gottes Kinder (ja, wirklich und wesenhaft sind wir's), aber, es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden in seiner Herrlichkeit.“

Ist das nicht die Erfüllung aller unserer Sehnsucht? Ja, Jesus und Jesus allein hat der Menschheit das Ideal wiedergegeben und Er verbürgt die Realisirung dieses Ideals allen Mühseligen und Beladenen, die ehrlich zu ihm kommen. Hier müssen alle bitteren Wurzeln sterben. Hier ist der Tod alles Unbefriedigtseins; der selige Abgrund, in welchem aller Pessimismus versinkt.

„Leben und volles Genügen“ verspricht Jesus den Seinen. Nur mit wenigen Strichen konnte ich zeichnen, wie er Leben und volle Genüge giebt. Ich kann es auch nicht sagen, und Niemand kann es sagen, wie Solches zugeht. Aber Jeder, der es ehrlich mit sich selbst meint — gleichviel ob Protestant, Katholik oder Methodist — kann es erfahren, persönlich erfahren. Die Erfahrung allein ist hier die Lehrerin. „Komm und siehe!“ so lautete seine Einladung vor 1900 Jahren. Komm und siehe, so lautet sie heute noch. Und mitten in diesem Geschlecht voll von Kritik und Zweifelsucht, voll von Zerfahrenheit und Skepticismus giebt es doch immer noch Menschen, die Angesichts des göttlichen Menschensohnes frohlocken lernen: „Wir haben gefunden! Leben und volles Genügen!“ Und warum wolltest du, der du dieses Blatt in der Hand hältst, nicht unter ihnen sein?

Prolog

zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Königlichen Domchors in Berlin am 23. März 1893.

Von Rudolf Kögel.[1])

„Jauchzt, alle Welt, dem Herrn!“ so rief das Lied.
Kommt vor sein Angesicht, dient mit Frohlocken!
Ein treu Gedenken heut nach oben sieht,
Das beste Festgeläut sind Dankesglocken.
Wenn im Gesang ein halb Jahrhundert schied,
Wie könnte heut des Sanges Odem stocken?
Von allen Orgelstimmen, süß und traut,
Bleibt vox humana doch der schönste Laut!

Ein Quell entsprang aus einer Königsburg,
Zum tiefen, vollen Strom ist er geworden!
Ein Fürst, trotz seiner Krone ein Liturg,
Wortkarg, doch Freund von heiligen Akkorden, —
Was er im Geist geplant, — der Sohn führt's durch,
Er fragt den Süden und er fragt den Norden,
Und sieh! den Chor von Petersburg und Rom
Bringt er voll Kunstsinn heim an unsern Dom!

Und Felix Mendelssohn, er hebt den Schatz:
Im Feuerschwung die Schüler mit sich reißt er.
Zur rechten Zeit sind Neidhart, Grell am Platz,
Der Harmonieen unbestochne Meister;
Sie prägen reinen Sinn und reinen Satz
Als unverlierbar Erbtheil in die Geister.
Und manch ein Führer, der einst unser war,
Bleibt im Gedächtnis wirksam immerdar.

---

[1]) Voran ging der Gesang des 100. Psalms.

Verstummte Harfen werden wieder wach,
Des Psalters Saiten, sie sind neu erklungen.
Ein Palestrina zieht die Jünger nach;
Und er, der wie kein Zweiter vorgesungen,
Cantor Germaniae, Sebastian Bach,
Zu Häupten hoch des Pfingstfests Flammenzungen! —
So reiht sich Nam' an Name, Stern an Stern
Zum „gloria in excelsis“ unserm Herrn!

Des Kirchenjahres Himmelsleiter webt
Aus güldnen Melodieen ihre Sprossen:
Der Christbaum wird vom Engelchor umschwebt,
Von Klageliedern ist das Kreuz umflossen;
Der Trost: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“
Hat siegreich über Gräber sich ergossen.
Und die Gemeinde, unbeirrt vom Spott,
Stimmt an: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Gleichwie Maria ihre Narde bringt
Mit stillem Geist, mag auch die Welt sie höhnen,
Und wie der Duft das ganze Haus durchdringt
Im Opferdienst des Heiligen und Schönen:
So wandelt fromme Tonkunst holdbeschwingt
Durchs Land, zu bau'n, zu läutern, zu versöhnen;
Mit Grüßen winkt sie zu der Kirche Thor
Und rüstet schon ein Lied im höhern Chor.



Der Flickschneider.

Von H. von Schreibershofen.

Ferdinand Elbing war nur ein Flickschneider, etwas scheu, etwas ängstlich und immer unruhig und besorgt, das Miethgeld und die Steuern rechtzeitig zusammen zu bringen. War es so weit, dann klärte sich sein blasses Gesicht auf, in seine hellblauen Augen trat ein ungewohnter Glanz, seine hagere, gebückte Figur richtete sich auf, und mit einem vergnügten Lächeln verstieg er sich zu der Extraausgabe von sechs Pfennigen für ein Stückchen Kuchen. Sein fadenscheiniger brauner Anzug schien straffer zu sitzen, die Enden seines blauen Halstuches lustiger zu flattern und seine altmodische Schirmmütze keck zur Seite zu rücken, wenn er, Ferdinand Elbing, mit diesem Sechserstückchen nach Hause ging, zu seiner einzigen Tochter, seinem Augapfel, seiner Herzenswonne, seinem Lottchen. Es gab nichts Schöneres, Lieberes, Gescheidteres und Herzigeres in der Welt für den Flickschneider, als sein Lottchen.

„Ist mein Lottchen nicht schon wieder gewachsen?“ war seine stete Frage, schon lange nachdem Lottchen jeden Anspruch auf eine Längenzunahme aufgegeben hatte.

Die Bettfederfrau nebenan, eine dicke, resolute Person mit rothem Gesicht und lauter, harter Stimme, die ihn längst schon für einen armseligen Tropf hielt, machte ihm endlich die ganz erstaunliche Thatsache klar, daß Lottchen die Kinder-

schuhe ausgetreten habe. Der Flickschneider bedurfte einiger Wochen, um sich damit abzufinden und einzusehen, daß Lottchen allerdings ein schlankes, großes Mädchen geworden war, das sich recht nett anzog und mit seinen dunkelbraunen Haaren, blauen Augen und rundem, blühendem Gesichte nur noch wenig an das kleine Schulkind von früher erinnerte. Die Gewißheit, eine erwachsene und hübsche Tochter zu haben, erschien Ferdinand Elbing sehr bald so köstlich, daß er seiner Freude darüber keinen bessern Ausdruck zu geben wußte, als zwei Sechserstückchen Kuchen für Lottchen zu kaufen. Mit diesem zweiten Stückchen übertrug er ihr gewissermaßen die Regierung des Hauses, erkannte sie als unumschränkte Herrscherin an und trat selbst in die zweite Stelle zurück.

Lottchen ergriff die Zügel des Regiments mit ruhiger Sicherheit. Sie hatte das Putzmachen gelernt, kam mehr unter die Leute als ihr Vater und hatte schon einen recht guten Verdienst.

Nun kam die glücklichste Zeit im Leben des Flickschneiders, dem der Gedanke, es könne je anders werden, vollständig fern lag. Sein blasses Gesicht erhielt einen leisen Anflug von Roth, er erstand ein neues Halstuch, und zu Weihnachten schenkte ihm Lottchen eine Pelzmütze. Wenn er jetzt durch die Straßen eilte und mit seinem Päckchen unter dem Arme die Häuser seiner Kunden aufsuchte, geschah es wohl, daß er hin und wieder vor einem der schönen, neuen, großen Läden stehen blieb, eine Zeitvergeudung, die er sich früher sicher nie erlaubt hätte. Dabei fiel es ihm auf, daß alle die kleinen, unscheinbaren Läden, die ihm von früher her bekannt waren, großen mit mächtigen Spiegelscheiben versehenen Verkaufshallen Platz gemacht hatten. Es genirte ihn, in solche Prachträume einzutreten, wenn er seine kleinen Einkäufe zu machen hatte. Lottchen lachte ihn zwar aus und meinte, seine Pfennige und Groschen würden dort auch gern genommen, er solle es nur versuchen, aber er ging lieber in entlegenere Straßen, in kleine, bescheidene Geschäfte, wovon er aber zu Hause nichts

sagte. Denn Lottchen hatte sich verlobt, und ihr Bräutigam war von der neuen Art, die für den alten Ferdinand Elbing und seine bescheidene Genügsamkeit nur ein mitleidiges Achselzucken hatte. Der Flickschneider fühlte das, aber er sagte nichts darüber, er dachte überhaupt nicht weiter daran. Er empfand es nur als etwas, worauf er, Ferdinand Elbing, Rücksicht zu nehmen und womit er zu rechnen hatte. Die neue Zeit — was wußte er von der neuen Zeit und ihren Anforderungen, für die Wilhelm Rebschuh, Lottchens Bräutigam, schwärmte! Dem Flickschneider war das Alte am liebsten, wohnte er doch noch immer in demselben Hause, in welches er einst mit seiner Frau eingezogen war, wo schon seine Eltern gewohnt, gelebt, und aus dem sie sich endlich lebensmüde in ihr Grab zurückgezogen hatten.

Es waren zwei kleine Stuben, deren breite, niedrige Fenster auf die enge Straße hinaussahen. Die braunen, von Alter geschwärzten Möbelstücke waren Elbing von seinen Eltern vererbt, und er war fest überzeugt, daß es nichts Schöneres geben könne. Die Messingbeschläge der alten Kommode waren eine Freude für seine Augen, und wenn er an Sonntag-Nachmittagen den Kaffee aus der Tasse trank, auf der seines Vaters Name stand, hätte der Flickschneider nicht mit dem Könige tauschen mögen, von dem er doch fest glaubte, daß er nur aus Gold und Silber trinke. In der winzigen Küche hatte Lottchen schon als kleines Mädchen herum gewirthschaftet und für sich und ihren Vater, wie sie es heute noch that, Suppe und Kaffee gekocht. Die ersten Jahre nach Frau Elbings Tode hatten es sich sämmtliche Nachbarn sehr angelegen sein lassen, eine zweite Mutter für das verwaiste Lottchen zu finden. Die Bettfederfrau, der Geflügelmann, das Buttermädchen, der Kohlenträger, der Klempner, der Schuster, ja sogar der Kurzwaarenhändler versicherten dem Flickschneider der Reihe nach, das Kind werde gewiß zu Grunde gehen, wenn er nicht schleunigst wieder heirathe.

Ferdinand gab Jedem Recht, versprach, sich's zu überlegen, ging dann nach Haus, versorgte sein mutterloses Kindchen trotz der gelerntesten Wärterin und — blieb allein. Im tiefsten Innern seines Herzens lebte eine unsägliche Angst vor allen Frauen, die nicht genau wie seine verstorbene Auguste waren. Sie hatte er Zeit seines Lebens gekannt, mit ihr schon als Kind jedes Butterbrot, jede Freude, jedes Leid, jede Strafe und jeden Apfel getheilt. Bei dem Gedanken, es könne eine andere Frau in diese durch das Andenken an seine Auguste geheiligten Räume einziehen wollen, sein Lottchen vielleicht mißhandeln, befiel Elbing ein wahres Entsetzen. Er hätte ja nie den Muth gehabt, gegen die Stiefmutter aufzutreten; er hätte nur mit Lottchen leiden und vielleicht — ja daran dachte er wohl — heimlich mit ihr davon gehen können. Damit ihn nun Niemand gegen seinen Willen einmal ganz plötzlich überrumpeln und sich hier als Herrin einführen könne, vermied er die Nachbarn und ging eine lange Zeit nur verstohlen Abends aus. Noch jahrelang hegte er gegen die dicke Bettfederfrau einen unvertilgbaren Argwohn, weil sie mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit von den Vorzügen ihrer Nichte gesprochen hatte. War Letztere nun auch schon seit Jahren verheirathet, so empfand der Flickschneider doch eine unbezwingliche Scheu vor der resoluten, laut redenden und schnell handelnden Frau. Er traute ihr nicht, wie er sich selbst eingestand, und die Gewißheit, endlich ganz sicher vor ihr zu sein, war das Einzige, was ihn über das Verlassen seiner alten Wohnung einigermaßen tröstete.

Ja, das alte Haus, in dem er selbst wie sein Lottchen das Licht der Welt erblickt hatte, sollte abgerissen werden und einem neuen großstädtischen Gebäude Platz machen. Lange hatte der Flickschneider die Erzählungen der Nachbarn als thörichtes Geschwätz behandelt, nur dazu gelächelt und seine vor Alter ganz braun gewordene kleine Stube mit doppelter Liebe angesehen. Wie hätte er das glauben können! Dies

gute, alte solide Haus! Es war gar nicht möglich, eine unfaßliche Vorstellung, daß er, Ferdinand Elbing, je zwischen andern Wänden schlafen könne. Aber die Nachrichten traten immer bestimmter auf, und bald sah er mit einem herzbeklemmenden Gefühl auf jede Ecke, jedes Stück Hausrath, jeden Fleck an den Tapeten und jeden kleinen Sprung im Fensterglase. Es lag für ihn seine ganze Lebensbeschreibung darin; er sah Eltern und Frau vor sich, wußte jedes Wort, das bei dieser oder jener Gelegenheit gesprochen war, und meinte, nur hier leben und auch einst sterben zu können. Kam er jetzt von seinen Geschäftsgängen heim, so ging er die dunkle, wacklige Holztreppe so langsam hinauf, als wolle er jede Stufe mit besonders zartem Schritt berühren und als trenne sich sein Fuß schon ungern davon. Seine Hand blieb etwas länger als nöthig auf dem alten Geländer ruhen, er nahm in Gedanken schon täglich Abschied.

Von seinen Kunden ward ihm Glück gewünscht zu einer hellern, bequemern Wohnung, wozu er verlegen lächelte und stets antwortete, er habe es nie dunkel in seiner Stube gefunden.

„Sie werden den Unterschied erst merken, wenn Sie ordentliches Licht bei Ihrer Arbeit haben,“ hieß es dann wohl. Er sagte nichts dazu, saß aber hernach müssig an seinem Fenster und sah auf die enge Straße hinab, auf der er jeden Pflasterstein kannte und auf der sich sein ganzes Leben abgespielt hatte. Er sah wieder die Särge seiner Eltern und seiner Frau aus der Hausthüre tragen und auf dem einfachen Leichenwagen fortfahren, und die Gewißheit, ihnen nicht auf demselben Wege folgen zu sollen, bedrückte sein Herz unaussprechlich. Auf einer Ecke des schmalen Fenstersimses hatte er täglich die Sperlinge gefüttert — wer würde sich ihrer jetzt annehmen? Dort stand sein Geraniumstöckchen — das konnte er mitnehmen, wenn Lottchen es für die neue schöne Wohnung nicht für zu armselig hielt . . .

Er hatte Lottchen die Wahl der neuen Wohnung ganz überlassen, und Lottchen hatte, ohne viel Aufhebens davon zu machen, eine in einer der neuen Vorstadtstraßen genommen, die sich dort erhoben, wo Ferdinand Elbing als junger Mann mit seiner Auguste in den Feldern und Wiesen spazieren gegangen war. Lottchen bestimmte auch den Tag des Umzugs und bat ihren Vater, eine Arbeit aus dem Hause anzunehmen, damit sie Alles allein besorgen könne. Sie trieb ihn schon sehr früh weg, ließ ihm nicht einmal Zeit, ordentlich von seiner Stube Abschied zu nehmen. Er tröstete sich damit, daß er Abends noch einmal herkommen und dann jedem Fleckchen, jeder Ecke Lebewohl sagen wolle, und fühlte schon jetzt sein Herz schmerzlich pochen — aber als er Abends auf die Straße trat, stand Lottchen schon da und wartete auf ihn.

Sie sah so nett und sauber aus wie immer, gar nicht, als habe sie den ganzen Tag herum gewirthschaftet, und sagte mit einem allerliebsten schelmischen Lächeln: „Ich dachte, Du könntest am Ende die Straße vergessen haben.“

Da konnte er doch nicht anders, als mit ihr gehen und verschloß seine Sehnsucht nach dem alten Hause mit den kleinen Stuben und niedrigen Fenstern in seine Brust und ließ sich von Lottchen führen.

„Du bist müde, ich denke, wir fahren,“ meinte Lottchen mit ihrer hellen, freundlichen Stimme und sah ihm liebevoll in das spitze, blasse Gesicht.

Ehe der Flickschneider wußte, wie es zugegangen war, saß er neben Lottchen in dem Pferdebahnwagen und fuhr durch die hell erleuchteten Straßen. Es fuhr sich gut, und ein Gefühl großer Ruhe und Behaglichkeit überkam Ferdinand Elbing. „Ist das nicht sehr theuer?“ flüsterte er Lottchen zu, als er sich an die Sache gewöhnt hatte.

Lottchen schüttelte lächelnd den Kopf und zeigte ihm die Zettel, auf denen der Preis stand. Fast erschrocken las er ihn. Für so wenige Pfennige Plätze in diesem prächtigen

Wagen, der sie so schnell und glatt durch die langen Straßen fuhr! Der Flickschneider hielt seines Kindes Hand ganz fest, als könne er sich sonst verlieren. Er fühlte, mit diesem Tage fing ein neues Leben für ihn an, und ohne Lottchen konnte er sich nicht hinein finden.

Als sie ausstiegen, schwindelte ihm, aber Lottchen lachte und zog ihn weiter in ein großes, palastartiges Haus. „Doch nicht hier?“ fragte er ganz beklommen. Die breite Treppe war mit Linoleum belegt, der prachtvollste Teppich für seine Augen, die Wände waren mit Blumenguirlanden bemalt und an den Treppen standen große Kandelaber. Alles war so hell und sauber — der Flickschneider konnte nur daran denken, wie viel mehr und angestrengter er wohl arbeiten müsse, um eine Wohnung in solchem Hause bezahlen zu können. Die Zukunft erschien ihm sehr dunkel, sein Herz wurde schwer, und ängstlich ruhte sein Blick auf der ungewohnten Umgebung. Er sehnte sich nach seiner dunklen Holztreppe, auf der er jede ausgetretene und löcherige Stufe kannte und genau wußte, daß er in der Mitte zwei Stufen auf einmal nehmen mußte, damit nicht die ganze Treppe in's Schwanken kam. Diese breiten, bequemen Stufen heimelten ihn nicht an, und als es immer höher ging, fragte er, ob sie in einem Thurm wohnen sollten. Doch schon hatte Lottchen einen Schlüssel aus der Tasche gezogen, öffnete damit eine Thür und schob ihren Vater hinein.

Am Fenster stand sein Geraniumstöckchen, davor sein alter brauner Lehnstuhl — da fiel ein Stein von seinem Herzen. Jetzt erst wagte der Flickschneider zu glauben, er könne auch hier weiter leben, legte seine Arme um Lottchen und fing an zu weinen. „Ich wußte nicht, ob Du mir meine alten Sachen lassen würdest,“ sagte er ganz demüthig, wie um Entschuldigung bittend, daß er überhaupt so gedacht habe.

Lottchen zeigte ihm nun jedes alte Stück, es war Alles, Alles da. Und es war so hell, und durch die großen Fenster

strömte die milde Abendluft herein. Der Schneider mußte die Aussicht bewundern, Bäume, Wiesen und einen Höhenzug am Horizont, und dann führte ihn Lottchen in der Wohnung herum. Sie zahlten auch keinen Pfennig Miethe mehr, als früher, so daß sich der Flickschneider eigentlich nur hätte freuen sollen. Er that auch sein Möglichstes, dem guten Mädchen gegenüber, aber in der Nacht lag er lange, lange wach im Bette und dachte an seine kleine dunkle Stube und horchte vergebens auf die gewohnten Geräusche, nach denen er immer die Zeit bestimmt hatte, und fühlte sich sehr einsam und verlassen.

Die Straße war ganz neu, die Häuser schön weiß und rein, so daß es noch ein Vergnügen war, sie anzusehen, was durchaus nicht der Fall sein konnte, wenn der Ruß sie erst geschwärzt und der Regen sie streifig gewaschen hatte.

„Ich genire mich hier, Lottchen," sagte der Flickschneider andern Tages zu seiner Tochter, „das Haus ist zu schön für uns."

Lottchen lachte, mußte aber an ihren Bräutigam, den Stuckateur Wilhelm Rebschuh denken, der es oft genug sagte, ihr Vater schreite nicht mit der Zeit fort und werde nie begreifen, was seine Rechte seien. Auch sie hatte das Haus Anfangs zu schön gefunden, aber Wilhelm hatte gesagt: „Nein, je schöner, desto besser, die Zeit ist ganz nah, wo solche Häuser eben gut genug für uns sind." „Aber wir können sie doch nicht bezahlen," war Lottchens Antwort gewesen, „wie sollen wir denn das erarbeiten! Einfachere Häuser wären doch besser." „Du bist auch noch so altmodisch," hatte er ausgerufen, „aber diese elende Schinderei sollen sie uns auch noch gehörig büßen." Dann hatte er seiner Braut auseinander gesetzt, wie ganz anders das Leben eingerichtet sein müsse. Lottchens Ansicht, daß er recht leicht und ohne allzu große Anstrengung viel Geld verdiene, ward heftig von ihm bestritten, und zum ersten Mal hatte sie sich mit großem innerm Mißbehagen von ihm getrennt.

So viel Wilhelm auch verdiente, genug hatte er nie und war nie so zufrieden wie Lottchens Vater mit seinen paar Groschen. Er hätte auch längst heirathen können, aber Lottchen meinte, sie könne ihren Vater nicht allein lassen, wenn er es ihr nicht selbst vorschlage, und Wilhelm wollte den alten Mann nicht in die junge Ehe mitnehmen. Er wollte nicht durch ihn genirt sein, sie waren ja zu verschieden.

Die Stuben waren hell und freundlich, selbst die kleine Küche hatte ein schönes, großes Fenster, und die neuen Öfen heizten, daß es nur so ein Vergnügen war. Aber wenn es dämmerte und Lottchen noch aus war, dann that Ferdinand Elbing, was er in dem alten Hause nie gethan hatte: er träumte. Er träumte sich zurück in seine alte Stube und freute sich kindlich, wenn die Dämmerung ihm Alles kleiner und dunkler erscheinen ließ; dann überkam ihn für Augenblicke das alte Heimatsgefühl. Nur schüchtern — es hätte ja Lottchen nicht recht sein können — hatte der Flickschneider Anfangs Brotkrumen auf das Fensterbrett gestreut, aber als der erste Sperling mit lautem Gezirpe darauf losgefahren war, glänzte es feucht in Elbings Augen — er dachte an seine alten Freunde.

Zu seinem Geburtstage brachte ihm Lottchen ein wunderschönes Alpenveilchen, sagte ihm, wie er es halten müsse, und setzte den Blumentopf neben das Geranium. Als sie hernach weg gegangen war, trug ihr Vater das Veilchen schnell auf das andere Fensterbrett und strich leise mit der Hand über sein Geraniumstöckchen, als sei seiner geliebten Blume ein Unrecht geschehen.

Sonntags ging Ferdinand mit seiner Tochter zur Kirche, in unmittelbarer Nähe, und das gefiel ihm hier freilich besser, als früher, wo sie sehr weit zur Kirche zu gehen hatten. Dann waren die Straßen ganz still, hier und da gingen Leute mit derselben feierlichen Miene wie er selbst auch zur Kirche, und Ferdinand Elbing nickte Jedem zu und hatte das

Gefühl, mit Freunden zusammen zu treffen. Und kamen sie zurück, so begegneten ihnen die Kinder, die mit ihren kleinen Büchern zum Kindergottesdienst eilten, so wichtig und stolz, so ernst und doch so glückselig, daß der Flickschneider sich oft sagte, die neue Zeit habe auch manches Gute. In seiner Jugend hatte man nicht an Kindergottesdienste gedacht.

Nach Tische ging Lottchen an den Sonntagen aus; oft holte Wilhelm sie ab, aber der Flickschneider blieb zu Haus. Er verstand die konfusen Reden seines zukünftigen Schwiegersohnes nicht über seine Rechte, die großen allgemeinen Verbrüderungen und die Nothwendigkeit der sozialen Reformen, aber sie machten ihn unruhig. Ihm war wohler daheim bei seinen Sperlingen, und wenn er aus dem Fenster guckte, hatte er es ebenso gut, als wenn er erst weit herum lief. Und wurde es ihm einmal zu einsam, so brauchte er nur die Thüre aufzumachen, dann kam sicher irgend eines der vielen Kinder, die es hier im vierten Stock gab, und begrüßte den blassen, einsamen Mann. In der ersten Zeit war ihm der Gedanke, mit so vielen Menschen zusammen zu wohnen, schrecklich gewesen, seit er aber einem kleinen, lahmen Mädchen die Treppe hinaufgeholfen hatte, fand er es ganz nett so.

Es war ein schöner, warmer Augustsonntag, als Lottchen merkwürdig zeitig von ihrem Ausgange wieder kam. Sie hatte Wilhelm nicht getroffen, was sie sich, wie sie sagte, beinahe gedacht hatte, da er sich mit einigen Freunden etwas verabreden wollte.

Lottchen hatte für ihren Vater ein Sechserstückchen Kuchen mitgebracht, wie er es sonst für sie gethan, und nun wollte sie ihm Kaffee kochen und ganz wie in der alten Wohnung einmal gemüthlich mit ihm zusammen sitzen. Sie machte sich gleich sehr viel zu schaffen, so daß ihr Vater ihr Gesicht nicht sehen konnte, ihre Stimme klang aber ganz heiter und der Flickschneider war sehr vergnügt darüber.

Das war ein köstlicher Sonntag Nachmittag, an den

Lottchen später noch oft zurück dachte. Sie streuten die Kuchenkrümel auf das Fensterbrett, und Lottchen freute sich über die vielen Sperlinge und sprach so viel und so lustig, daß ihr Vater selbst nicht wußte, warum er doch von Zeit zu Zeit so ängstlich zu ihr aufblicken mußte. Das war jedesmal, wenn sie einmal stille schwieg und schnell, athemlos nach der Thür hinhorchte — aber es war nichts zu hören, es blieb ganz still, und Lottchen sprach und lachte dann doppelt laut weiter.

Darüber ward es dunkel, und der Flickschneider wollte die Lampe anzünden, aber seine Tochter bat ihn mit plötzlich veränderter Stimme, er möge doch noch warten. Sie fürchtete sich davor, sie hätte die Gewißheit, daß der Nachmittag nun vorbei war, gern noch hinausgeschoben. Sie sprach auch immer eifriger und wußte so viel von früher zu erzählen, daß dem Vater die Zeit merkwürdig schnell verging, bis dann der aufsteigende Mond die späte Stunde ankündigte. Lottchen ward still, zündete selbst die Lampe an und verrichtete schweigend alle ihre kleinen häuslichen Geschäfte. Dem Flickschneider kam sie sehr blaß vor, doch konnte das auch wohl der Mondenschein machen, der Alles mit einem wunderbaren bläulichen Lichte übergoß.

Den ganzen Montag über war Lottchen sehr still und schien immer auf etwas zu warten. Am Dienstag früh war sie noch beim Kaffeekochen, da pochte es, und die Nachbarin reichte dem die Thür aufmachenden Flickschneider eine Zeitung mit den Worten: „So, da steht's drin! Zwei sind halb todt geschlagen und sechse in's Gefängnis abgeführt."

Ehe er fragen konnte, was die Frau damit meine, hatte ihm Lottchen das Blatt aus der Hand gerissen und war damit an's Fenster gelaufen.

„Ich dacht's schon, sie hat Einen dabei," murmelte die Frau und machte leise die Thüre wieder zu.

Verdutzt sah ihr Ferdinand Elbing nach. Er las keine Zeitung. Früher hatte er sich keine Zeit dazu gegönnt, jetzt

wurde ihm das Lesen schon etwas sauer, und dann meinte er, Lottchen werde ihm wohl erzählen, was in der Welt vor sich gehe. Lottchen hatte sich seit einiger Zeit die Zeitung regelmäßig von der Nachbarin geborgt und fleißig darin gelesen. Erwartungsvoll blickte ihr Vater jetzt auf sie, die mit fliegender Hast gelesen hatte und nun einen Schrei ausstieß und todtbleich auf einen Stuhl sank.

Ja, wie wenig wußte der arme kleine Schneider von dem, was in der Welt vorging! Als sein Lottchen sich so weit erholt hatte, um ihm Alles zu erklären, da schwindelte ihm sein alter Kopf und er konnte nur immer wiederholen: „Ich verstehe das nicht, Lottchen, ich verstehe das nicht.“ Aber nach und nach verstand er es, wenn auch zum Schluß nur das für ihn Wichtigste, daß sein Lottchen sehr unglücklich war, weil Wilhelm Rebschuh, ihr Bräutigam, sich bei dem großen Streik betheiligt hatte und bei der gewaltsamen Arbeitsverhinderung Andersgesinnter mit der Polizei in Streit gerathen und schwer verwundet war. So sagte Lottchen laut schluchzend.

„Welch ein Glück, daß Du seine Frau noch nicht bist!“ sagte ihr Vater, dessen Augen immer größer und dessen Athem immer beklommener geworden war. Er lockerte sein Halstuch, so heiß und enge ward es ihm bei der Vorstellung, sein Lottchen, dieser Inbegriff häuslicher Vollkommenheit, könne schon unwiderruflich an einen Mann gebunden sein, der sich gegen die Obrigkeit auflehnte.

„Ein Glück?“ wiederholte Lottchen und stand so schnell auf, daß ihr Vater erschreckt einen Schritt zurück wich, „ein Glück, daß ich es ihm immer abgeschlagen habe, nur um Dich nicht allein zu lassen! Dadurch allein ist er in schlechte Gesellschaft gerathen, die ihn in's Unglück gestürzt hat.“ Sie lachte schrill auf, aber es war mehr ein Schluchzen, und sprach dann mit fliegendem Athem weiter.

Mit gefalteten Händen hörte der Flickschneider zu, wie

sie in einer Aufregung und Leidenschaft, die ihm ebenso überraschend wie unverständlich waren, von Kämpfen erzählte, die er noch weniger begriff. Was Leidenschaft, was Auflehnung gegen das Bestehende hieß, war ihm fremd, aber Lottchen war ein Kind der Neuzeit und in ihrem Schmerze, ihrer Verzweiflung für den Augenblick ungerecht gegen die stille, einfache, liebevolle Treue wie gegen die altmodischen Ansichten ihres Vaters. Ja, er hatte nicht von der Heirath gesprochen, er hatte nicht daran gedacht, geglaubt, es werde sich schon machen, daß Wilhelm zu ihnen ziehen und er, der Vater, bei dem jungen Paare weiter wohnen werde, wie seine Eltern bei ihm und seiner Frau weiter gelebt hatten. Aber nun trat ihm der Vorwurf entgegen, er hätte besser für Lottchens Glück sorgen müssen, seine Liebe sei Egoismus, der das Kind keinem Andern gegönnt und es nicht habe hergeben wollen. Sagte ihm Lottchen das mit dürren, nackten Worten? O nein, aber er verstand es, sein Verständnis war durch den Schrecken geschärft, und es fiel wie ein Schleier von seinen Augen. Er wußte nun, was eine Menge Andeutungen Lottchens, was Wilhelms scharfe, bissige Äußerungen bei seinen Besuchen hatten sagen wollen. Vorher hatte er nichts davon verstanden, weil er immer darauf gewartet, daß ihm sein Lottchen eines Tages sagen werde, es sei jetzt so weit — und dieses Mal war ja keine gefällige Nachbarin zur Hand gewesen, ihn über seine Pflichten aufzuklären.

„Ich werde ganz gut fertig werden, Lottchen,“ sagte Elbing mit halb erstickter Stimme, als seine Tochter laut aufweinend wieder auf den Stuhl sank. „Du kannst heirathen, wann Du willst, ich will es Deinem Bräutigam selbst sagen.“

Ach, das war ja zu spät, das Unheil geschehen, Wilhelm schwer verwundet und ihm eine lange Freiheitsstrafe sicher. Vielleicht ward er auch gar nicht wieder besser. —

„Aber sein Name steht nicht da,“ sagte der arme Flickschneider später, nachdem er mit vieler Mühe die Zeitung

noch einmal durchgelesen und zu begreifen versucht hatte, um was es sich handelte. Er schien mit einem Male um viele Jahre älter geworden zu sein, und als er sich mit seinem roth-karrirten Taschentuche die Stirn abwischte, zitterte seine Hand.

Lottchen ließ die Schürze fallen, mit der sie ihr Gesicht verhüllt hatte, und versicherte ihrem Vater, es sei gar kein Zweifel, ihr Bräutigam sei dabei gewesen. Warum hätte er sie sonst am Sonntag warten lassen, wenn nicht, um mit seinen Kameraden Alles zu verabreden. Und für das allgemeine Wohl wie gegen das Kapital stehe Wilhelm Rebschuh immer auf.

Gegen das Kapital! . . Für Ferdinand Elbing war der Gedanke, ein Kapital zu besitzen, sei es auch noch so klein, stets das Höchste gewesen, und dagegen wollte sein Schwiegersohn angehen! — Es wirbelte in seinem Kopfe, und er rieb langsam seine magern, knochigen Hände an einander, während Lottchen weiter sprach. „Aber wenn es gegen die Obrigkeit geht, die von Gott eingesetzt ist," sagte er dann mit einem unruhigen Blick.

Lottchen schüttelte ihren Kopf und redete von der Macht der Arbeit, dem Rechte der Arbeiter, denen die Zukunft gehöre, und mit jedem Worte wurde der Flickschneider verwirrter. „Mir ist immer jedes Stück Arbeit ganz ordentlich bezahlt. War ich fleißig, verdiente ich mehr, als wenn ich faullenzte." Das war seine Auffassung von der Macht der Arbeit und dem Rechte des Arbeiters; weiter ging sein politisches Verständnis für die Arbeiterfrage nicht. Nur Eines ward ihm unter Lottchens eifrigen Reden klar, daß er in diese wunderliche Welt nicht mehr hinein paßte. Er ließ sein Lottchen sprechen, aber ihre Worte gingen wie leerer Schall an seinen Ohren vorüber, bis sie stille schwieg und ihn ansah. Da sagte er mit zitternder Stimme und feuchten Augen: „Ich dachte nicht, daß ich Unrecht gegen Dich thäte, Lottchen, Du mußt Deinem alten Vater vergeben."

Lottchen sah ihren Vater einen Augenblick wie tödtlich erschrocken an, dann fiel sie vor ihm zu Boden, legte ihren Kopf auf seine Knie und weinte bitterlich. Noch nie war ihr der alte Mann so kümmerlich und hülfsbedürftig erschienen, wie jetzt; sie hätte sich die Zunge abbeißen mögen, mit der sie seine Liebe und Aufopferung so schlecht gelohnt. Ihr war, als sei sein einfaches Wort von der Arbeit richtiger und besser, als alle die hochtrabenden Reden, die sie in letzter Zeit von ihrem Bräutigam und seinen Kameraden gehört hatte. „Vater, Vater, nichts soll uns je trennen! Und stünde Wilhelm jetzt da und wollte mich mitnehmen, ich ginge nicht ohne Dich!“

Ein schattenhaftes Lächeln zog über Elbings Gesicht. „Vielleicht kommt er, und dann mußt Du mir zu Liebe mit ihm gehen,“ war seine leise Antwort.

„Ach, wenn ich nur gewiß wüßte, ob er dabei gewesen ist oder nicht,“ war Lottchens unlogische Erwiederung, mit der sie seufzend aufstand und sich die Schürze glatt strich.

Ihr Vater fragte, ob sie zur Arbeit ginge, aber sie hatte Kopfschmerzen und wollte sich etwas niederlegen. Er nickte und sah ihr nach, als sie zur Thüre schlich und in ihr Stübchen trat. Auf dem Fenstersimse hüpften die Sperlinge schreiend und lärmend herum, es war ihnen noch kein Brot hingestreut. Der Flickschneider sah sich in der hellen Stube um, als sei er hier fremd, und eine unsägliche Sehnsucht nach der friedlichen Heimat seiner Kinder- und Mannesjahre stieg in ihm auf. Was wohl seine Auguste zu dem Allen gesagt hätte? Die Bettfederfrau — ja, die hätte das rechte Wort vielleicht längst gefunden. Er hatte einmal gehört, daß sie ihn zornig einen armseligen Tropf genannt, und darüber gelacht. Er hatte wohl gewußt, warum sie so böse war. Jetzt hätte sie es mit viel größerm Recht sagen können. Ferdinand Elbing suchte nach einer stillen, dunklen Ecke, wie es so viele in der alten Wohnung gegeben hatte, fand aber keine. Er sehnte sich nach Einsamkeit, um darüber nach-

zudenken, daß er, Ferdinand Elbing, der arme Flickscheider, sein einziges Kind unglücklich gemacht habe, daß er es nicht lieb genug gehabt und sein eigenes Glück höher gestellt, als das des Kindes, für das er sich eingebildet zu leben. Und je mehr er darüber nachsann, desto wirrer wurde es in seinem Kopfe, bis wie eine Erlösung der Gedanke über ihn kam, er könne seinem Lottchen vielleicht eine Gewißheit über ihren Bräutigam verschaffen. Er hatte Arbeit wegzutragen, das wollte er als Vorwand nehmen. Lottchen brauchte es vorher gar nicht zu wissen. So pochte er denn an ihre Thür und rief ihr zu, er bringe seine Arbeit weg, habe aber den Kaffee warm gestellt, denn sie habe noch nichts getrunken, und der werde ihr gut thun. Er wußte nicht, wo er sich Nachrichten verschaffen könne, meinte aber, irgend Jemand werde ihm schon Bescheid sagen.

Noch nie waren ihm die Treppen so hoch vorgekommen, und immer wieder regte sich die Sehnsucht nach der alten, wackligen Holztreppe in dem alten Manne. Als er den letzten Treppenabsatz erreichte, kam Jemand von unter herauf und blieb vor ihm stehen. Der Flickschneider sah auf und erkannte Wilhelm. Ein heller Schein flog über Elbings blasses Gesicht.

„Wilhelm!“ sagte er und hielt ihm die Hand hin, die Wilhelm nur zögernd ergriff. „Lottchen ängstigt sich so — wegen der Zeitung,“ fügte der Flickschneider nach kurzem Stocken hinzu.

„Es ist Alles mißglückt,“ sagte Wilhelm mit dumpfer Stimme und sah scheu an Lottchens Vater vorüber. „Ich dachte, Ihr würdet nichts mehr von mir wissen wollen, denn — was ich hatte, das habe ich bei dem langen Streik längst zugesetzt — und — ohne Lottchen — sie hat mir durchgeholfen — O es ist schändlich!“ brach er los, und jetzt sah er dem Flickschneider zum ersten Mal ordentlich in das ängstliche, blasse Gesicht. „Du kannst es glauben, goldene Berge haben sie uns versprochen, räsonnirten, wir lebten zu schlecht, und

nun haben sie uns die Suppe allein ausessen lassen, die sie erst eingebrockt haben, die feigen, erbärmlichen Lumpen, diese Fremden. Aufgehetzt haben sie uns, es ging uns gut genug, Lottchen hatte ganz Recht, jetzt erst haben wir wie die Hunde leben müssen. Ohne Lottchen" — Wilhelm fuhr sich mit dem Rücken seiner Hand über die Augen.

„Warst Du gestern dabei?" fragte der Flickschneider schüchtern und hielt ihn am Ärmel fest.

„Ja, ich wollte wieder arbeiten, ich hatte es Lottchen versprochen," sagte Wilhelm und blickte etwas zur Seite. „Zuerst war ich ja wohl böse darüber, daß sie es von mir verlangte, kam deßhalb auch am Sonntag nicht, aber dann— dann —"

„Sie wartet oben auf Dich, Wilhelm," unterbrach der Schneider seinen zukünftigen Schwiegersohn schnell mit einem kurzen Auflachen, „und — ja, was ich noch sagen wollte — ich meine, Ihr solltet doch nun heirathen, ich kann ganz gut allein fertig werden und — weißt Du, Wilhelm —" der Flickschneider schob sein Päckchen mit seiner Arbeit unruhig von einem Arm auf den andern und sah an Wilhelm vorüber, als könne er unter seinem Blick sonst den Muth verlieren, weiter zu sprechen — „ja, mir ist immer jedes Stück Arbeit, wenn es gut war, auch ordentlich bezahlt worden. War ich fleißig, konnte ich viel verdienen, war ich aber faul, lief herum, hörte zu, was die Andern redeten und machte nichts, ja dann — dann war's mit dem Verdienste auch nichts. Und, Wilhelm," fügte er schüchtern hinzu, aber doch mit dem Gefühle, als müsse er es einmal wenigstens sagen, „wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, das steht in der Bibel. Wenn Du aber ordentlich arbeiten willst, hast Du wohl immer genug für Euch Beide, und Lottchen ist ein gutes Mädchen — eine gute Tochter wird auch eine gute Frau. — — So, nun gehe nur hinauf, sie wartet auf Dich — und macht es zusammen aus, wann die Hochzeit sein soll — auch ist noch warmer Kaffee für Dich da."

So viel und so anhaltend hatte Ferdinand Elbing vielleicht noch nie zu Wilhelm gesprochen; der aber war in der Stimmung, um auf seines Schwiegervaters Worte zu achten, auch ließ ihn die Aussicht auf seine baldige Hochzeit Alles in anderm Lichte ansehen. Eine solche Dummheit wie diesen Streik wollte er sicher nie wieder mitmachen. Alles hatte er zugesetzt, nichts war anders geworden, und das mußte er selbst sagen, er war immer gut bezahlt worden. Dem Stuckateur schienen die Worte des alten Schneiders zum ersten Mal beherzigenswerther und vernünftiger als die seiner Genossen, von denen nun zwei schwer verwundet und mehrere verhaftet waren.

Während Wilhelm leichtfüßig zu seiner Braut hinauf sprang und ihr Herz schnell von aller Betrübnis und allem Kummer befreite, ging Ferdinand Elbing seines Weges und lieferte seine Arbeit ab. Eine Last war von seiner Seele gefallen, Lottchen konnte nun wieder glücklich sein, ganz glücklich — und er war nicht nöthig dazu, wie er sich manchmal eingebildet hatte. Der Flickschneider freute sich darüber, aber zugleich wollte es ihm scheinen, als sei er ziemlich überflüssig dadurch. Ja, wenn seine Auguste noch lebte . . . Eine große Sehnsucht, ihr Grab zu besuchen, tauchte in ihm auf. Er hatte immer eine gewisse Scheu davor gehabt. Anfangs fürchtete er, Lottchen damit einen traurigen Eindruck zu machen, dann war er so darüber weg gekommen — jetzt aber war ihm, als müsse er seiner Frau erzählen, was ihm heute Alles widerfahren war.

Als der Flickschneider seine Arbeit abgegeben hatte, fragte er das Stubenmädchen in dem Hause, ob sie wisse, welche Pferdebahn ihn am besten zum Johanniskirchhofe bringe. Elise, das Mädchen, erklärte dem alten Manne, für den sie Alle eine herablassende Freundschaft fühlten, wie er am besten hinkomme. Ein Umsteigebillet — der Kondukteur werde schon für ihn sorgen.

Wieder wunderte sich Ferdinand Elbing über den geringen Preis, für welchen er in dem bequemen Wagen so schnell und glatt durch die belebten Straßen gefahren ward, fand aber dazwischen immer Zeit, an Lottchen und ihren Bräutigam zu denken. Auf die Straßen achtete er nicht weiter, und als es auf einmal hieß: „Johanniskirchhof, rechts absteigen“, erwachte er wie aus einem Traume.

Er erkannte die Mauer gleich wieder und sah die kleine Grabkapelle darüber hervorgucken, aber die Umgebung — nein, die erkannte er nicht wieder. Fabrikschornsteine qualmten, die Eisenbahn war in unmittelbarer Nähe und die Lokomotiven pfiffen und pusteten geräuschvoll — dem Flickschneider stockte der Athem. Wenn er seiner Auguste gedacht hatte, so war es mit dem Bewußtsein, daß sie an einem friedlichen, stillen, grünen Fleckchen von aller Sorge des Lebens ausruhte, aller Unruhe weit entrückt, und nun lag sie inmitten solchen Gelärmes . . .

Elbing blieb eine Zeit lang am Thore stehen, er mußte sich erst erholen, dann kaufte er in einem kleinen Blumenladen dicht daneben einen Kranz und ging endlich hinein. „Ich muß es ihr doch sagen, wie es jetzt um Lottchen steht,“ murmelte er vor sich hin.

Ach, armer alter Ferdinand! Vergebens suchte er nach dem Grabhügel, den er einst unter so bittern Thränen mit Lottchen auf dem Arme verlassen hatte. Zahllose neue Gräber waren ringsumher emporgewachsen, ganze Abtheilungen hinzugekommen; er kannte den Friedhof nicht wieder, verirrte sich in den Kreuz- und Querwegen und setzte sich endlich ganz trostlos auf einen Grabstein, wo er auch den Kranz niederlegte. Mit einem Herzen voll unsäglichen Kummers starrte er vor sich hin. Er scheute sich, den Wächter zu fragen, er schämte sich, hier so unbekannt zu sein, aber ein Gefühl entsetzlichster Verlassenheit stieg in ihm auf. Er hatte keine Heimat mehr, und jetzt war ihm seine Auguste noch einmal

verloren gegangen. Vergebens suchte er in Gedanken nach irgend einem Halt, nur das war ihm klar, Lottchen durfte es nicht erfahren, daß ihrer Mutter Grab nicht mehr zu finden war.

Mit leerem Blick verließ er endlich den Friedhof wieder, und ohne an die Pferdebahn zu denken, schlug er den Weg nach seiner alten Wohnung ein, der ihm so gut bekannt war. Aber es war weit, viel weiter, als er dachte, und er fühlte sich matt und schwindlich. Er hatte heute noch nichts gegessen, es fiel ihm aber nicht ein, er fühlte keinen Hunger. Von Zeit zu Zeit freute er sich über Lottchen — aber was sollte nur aus ihm werden?

Nun hatte er sein Ziel erreicht, es hatte lange gedauert; hier kam die letzte Ecke, jetzt bog er um sie herum — kraftlos sanken seine Hände an ihm nieder, seine Brust war wie zugeschnürt — wo er das alte Haus zu sehen erwartete, in dem sich sein ganzes Leben abgespielt, wo er sein müdes Haupt so gern in einem dunklen Winkel niedergelegt hätte, gähnte ihm eine große kahle Stelle entgegen. Hell und weit erhob sich dort der Himmel, von dem der Flickschneider immer nur einen schmalen Streifen hatte sehen können. Wo Elbings geliebtes altes Haus gestanden, lagen Stein- und Schuttmassen, und nur ein tiefer Abgrund ließ noch genau die Stelle erkennen, wo sich die Mauern erhoben hatten.

Ferdinand Elbing hatte es gewußt, Lottchen hatte oft genug davon gesprochen, daß die ganze Straße anders werden würde, daß die Häuser niedergerissen und neue Prachtbauten an ihrer Stelle aufgeführt werden sollten. Aber der Flickschneider hatte es sich nicht vorstellen können. In seinen Träumen hatte er tausendmal in seiner alten Stube gesessen, die Worte „abreißen“ und „niederlegen“ hatten keinen Sinn für ihn gehabt. Etwas in Ferdinand schien zu stocken und stille zu stehen — es brach zu viel über ihn herein, es gab nun wirklich keinen Platz mehr für ihn hier auf der Welt.

Mit langsamen, zögernden Schritten schlich er näher und blickte auf den Fleck, auf den ihn seine sehnsüchtigen Gedanken so oft hergeführt hatten, und dann sah er sich mit kläglichem, hülfeflehendem Blicke um. Alles, Alles war verändert, und Ferdinand Elbing, der arme, kleine Flickschneider, setzte sich auf einen Steinblock und starrte mit umflorten Augen auf die verwüstete Stätte seines einstigen Heims. Jetzt gab es nirgends mehr einen Fleck, wo er sein müdes Haupt hätte niederlegen mögen.

Er lehnte den Kopf an einen Balken — und da tauchten alte Erinnerungen vor ihm auf. Er ging wieder an der Hand seiner Mutter zur Kirche, wo ihnen der Prediger ernst und eindringlich sagte, daß Alles vergänglich und hier keine bleibende Stätte für sie sei. Das waren auch die letzten Worte seiner Mutter gewesen, die so gern gestorben, ihrem vorangegangenen Manne so gern nachgefolgt war — wie auch Ferdinand gern seiner Auguste folgen möchte, Lottchen war ja nun versorgt . . . Sein blasses Gesicht verklärte sich, ein heller Schein glitt darüber hin, er nickte etwas und sein Kopf sank auf seine Brust, die ein tiefer Athemzug hob . . . . .

Die Leute wurden endlich aufmerksam auf die stille Gestalt auf dem Steinblock unter dem Gerüstbalken, die sich so gar nicht bewegte. Dann wurden plötzlich Alle sehr aufgeregt, liefen eilig hin und her, und ein ernster junger Mann, der gerade vorüberging, ward herbeigerufen. Er beugte sich über den Flickschneider, horchte, pochte und befühlte ihn und nickte dann feierlich und bedeutungsvoll den Umstehenden zu, besonders einer dicken Frau mit rothem Gesichte und einzelnen Daunen auf Haar und Jacke.

„Ich habe es immer gesagt,“ meinte die resolute Frau mit ihrer lauten Stimme, die sie vergebens zu dämpfen versuchte, „der Ferdinand Elbing macht nichts so wie andere Leute. Sich hierher zu setzen, vor seine alte Wohnung, nur um hier zu sterben — man sollte es nicht glauben! Hätte

er eine Frau gehabt, die ihn in Ordnung gehalten, es wäre nicht passirt."

Die Bettfederfrau guckte dem alten Nachbarn noch einmal in das blasse Gesicht, auf dem ein freudiges, zufriedenes Lächeln lag, welches der dicken Frau die Thränen in die Augen trieb. „Nein, der Ferdinand!" wiederholte sie in hellem Erstaunen über sich selbst — und dann trugen sie den Flickschneider fort, seiner letzten, stillen, dunklen Wohnung zu.



Pietà.

(Münchener Pinakothek.)

Von J. von Lancizolle.

Wunderbar hast du mein Herz getroffen,
Heil'ges Bild,
Und ich hab mich tief davor gebeuget,
Schmerzerfüllt.
Sah es, wie die Mater dolorosa
Jesum Christ
Hat gehalten still an ihrem Herzen
Und geküßt!
— Bleich des Sohnes Antlitz, und die Stirne
Dornenwund,
Und im Todesschweigen fest geschlossen
Auch sein Mund.
Und die Augensterne — ganz erloschen,
Ohne Licht!
O Maria, daß dein eigen Herze
Da nicht bricht!
Von den Schläfen dunkel niederrannen
Tropfen Bluts;
Doch du hast die Wangen Ihm getrocknet
Starken Muths.
Seine Segenshände beide tragen
Wundenmal',
Ach, sie wurden ausgespannt am dunklen
Marterpfahl.

Und die Füße auch und seine Seite
Blutbesprengt;
In den bittern Anblick hat Maria
Sich versenkt, —
Sinnt darüber, wie sich ganz geopfert
Gottes Lamm
Auf dem Altar ohne Gleich', dem hohen
Kreuzesstamm.
Selbst das Schwert, das durch die Seel' ihr gehet,
Sie vergißt,
Und sie hat den Sohn zum letzten Male
Still geküßt.



Friedrich der Große und General Chasot.

Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen.*)

Der vor Kurzem verstorbene Generallieutenant und Kommandant der hiesigen Garnison, Herr François Egmont Graf von Chasot, stammte von einer deutschen Familie her, die sich anfänglich in der Bourgogne in Frankreich niederließ und sich nach den noch vorhandenen Denkmälern schon im Jahr 1356 in der Bataille bei Poitiers auf das vortheilhafteste auszeichnete. In der Folge aber vertauschte ein Hauptzweig dieser Familie seinen ersten Aufenthalt mit der Normandie, wo er sich einen Landsitz eine Meile von Caën ankaufte und solchen „Allemagne" nannte.

Hier wurde unser Chasot, nachdem er den 18. Februar 1716 zu Caën das Licht der Welt erblickt hatte, bis in sein sechstes oder siebentes Jahr erzogen, während welcher Zeit

---

*) Lübeck, 1143 gegründet, feiert in diesem Herbst das 750-jährige Stadtjubiläum. Historisch hochberühmt als Haupt der Hansa, heutigen Tages durch Handel wieder ein blühender Hafenplatz, noch immer reich an alterthümlichen Bauten und werthvollen Kunstschätzen, Geburtsort vieler hervorragender Persönlichkeiten, — darf die urdeutsche Stadt wohl mit berechtigtem Stolze den Wahl- und Wahrspruch führen: „Was willst du begehren mehr, als die alte lübsche Ehr!" Auch General Chasot, Friedrichs des Großen Jugendfreund, dachte so, als er, der Held von Hohenfriedberg, im Jahre 1754 Lübecker Bürger wurde; seit 1759 Stadtkommandant,

er seinen Vater durch den Tod verlor. Er erhielt darauf einen seinem Alter angemessenen Unterricht in dem Jesuiten-Collegio zu Caën und wurde von da in das Seminarium zu Rouen gegeben, woraus er sich aber entfernen mußte, weil er sich gegen einen Jesuiten, der Hand an ihn legen wollte, zur Wehr setzte. Seine Mutter erlaubte ihm nicht, zu Caën zu bleiben. Er hielt sich eine Zeitlang auf dem Gute seines älteren Bruders auf und wurde darauf in die Kadetten-Schule nach Metz geschickt, um daselbst den Grund in denjenigen Wissenschaften zu legen, die der Stand, dem er sein künftiges Leben widmen wollte, erforderte.

Achtzehn Monate hatte er hier zugebracht, als er einst in der Nacht aus seinem Bette zum Gouverneur geholt wurde, wo ihn die Herzogin von Belleisle dem Duc de Boufflers mit den Worten vorstellte: „Hier ist der Rekrut, den ich für Sie bestimmt habe. Sie werden mit ihm zufrieden sein, und ich habe mehr als einen Grund, ihn Ihrem Wohlwollen besonders zu empfehlen.“ Der Herzog gab ihm sogleich in dem Regiment Bourbon, wovon er der Chef war, eine Officiersstelle, mit dem Auftrage, ihm innerhalb drei Monaten sechs tüchtige Rekruten, Normannen von Geburt, nach Paris zu bringen, welchen Auftrag seine Freunde, ohne daß es ihm das Geringste gekostet hätte, in seiner Abwesenheit besorgten. Er selbst ging nach Paris und, nachdem er hier sechs bis

---

hat er bis zu seinem 1797 erfolgten Tode seiner zweiten Heimat treu angehangen, durch intime Beziehungen zu den königlich preußischen und dänischen Höfen wie durch den Glanz seines Namens die fast erloschene Glorie Lübecks zu erneuern gewußt. Die Bedeutung seines Lebens und seiner Leistungen hat der Obergerichtsprokurator Kröger unmittelbar nach dem Hinscheiden Chasots auf Grund von dessen eigenen Memoiren trefflich geschildert. Das im Archiv der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit zu Lübeck von mir aufgefundene Manuskript wird hier zum ersten Male veröffentlicht. Dr. Gaedertz.

sieben Wochen zugebracht hatte, nach Caën, wo er von seinen Verwandten sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Von da begab er sich Anfangs zu seiner Garnison in Fort Louis und darauf zur Armee, die sich bei Speier versammelte und die Belagerung von Philippsburg unternahm, bei welcher Chasot leicht verwundet wurde. Sechs Tage nach der Einnahme von Philippsburg setzte ihn das stolze Betragen eines seiner Kriegsgefährten und entfernten Verwandten des Herzogs von Boufflers, der sich, wie andere bei der Armee befindliche Pariser, viel auf seine rothen Absätze und den Glanz, womit er lebte, zu Gute that, in den Fall, sich schlagen zu müssen, und er hatte das Unglück, seinen Gegner todt zu Boden zu strecken, ein Unglück, das für ihn um so empfindlicher war, da er seinen Beschützer, den Herzog von Berwick, verloren hatte, welchem eine Kanonenkugel gerade zu der Zeit, wie Chasot sich auch in den Trancheen vor Philippsburg befand, den Kopf wegnahm.

Die Folge dieses war, daß er sich nach Speier flüchtete und von da über Mannheim und Heidelberg in der Begleitung des Grafen du Four (ein Name, dessen sich der Kronprinz von Preußen, wenn er incognito reiste, öfters bediente) gerade in das Haupt-Quartier des Prinzen Eugen ging, welcher, nachdem Chasot ihm in Kurzem seine Lage und den Vorfall, welcher ihn betroffen, vorgestellt hatte, ihm zur Antwort gab: Er werde einen Trompeter zur französischen Armee schicken, und, wenn das, was er ihm gesagt habe, sich wirklich so verhalte, für ihn sorgen. Eugen hielt Wort. Nachdem er die verlangte Nachricht erhalten hatte, ließ er ihn in sein Kabinet kommen, zeigte ihm an, daß er einstweilen bei seinem Flügel-Adjutanten, dem General Brender, welcher sein Mentor sein würde, bleiben solle, und nahm von seinem Kamine eine Rolle mit fünfzig Louisd'or, die er ihm mit den Worten gab: „Ich weiß, daß die jüngeren Söhne in der Normandie nicht sehr reich sind. Hier sind fünfzig Louisd'or zu Ihren Be-

dürfnissen. Folgen Sie einzig und allein Brenders Rath und suchen Sie seine Freundschaft zu verdienen!“

Dieses Geschenk kam unserm Chasot umsomehr zu statten, als sein ganzer Reichthum in einem Dukaten bestand, den er von der französischen Armee mit herübergebracht hatte. Aber das Glück begünstigte ihn noch mehr an diesem Tage. Es ward in dem Vorzimmer des Prinzen Eugen eine Pharaobank gehalten, und, da er seinen Dukaten entweder ganz verlieren oder noch einen andern damit gewinnen wollte, so ließ er ihn, weil er das Spiel selbst nicht verstand, durch einen Officier vom Regiment Sachsen-Gotha auf eine von ihm selbst gezogene Karte setzen. In kurzer Zeit hatte er dreißig Dukaten gewonnen, wovon er auf Brenders Rath achtundzwanzig in die Tasche steckte und mit den beiden andern zu spielen fortfuhr. Da die Karten, welche er zog, ununterbrochen gewannen, so setzten fast alle Spieler darauf, und in dem Verlauf von fünfviertel Stunden hatte Chasot sich mit seinem einzigen Dukaten nicht nur 160 andere erworben, sondern es wurde auch die ganze Bank unter dem Gelächter der Umstehenden gesprengt. Der Banquier glaubte, an dem folgenden Tage sich wieder bei Chasot wegen seines Schadens zu erholen; aber dieser, dem von jeher die Hazardspiele zuwider waren, erschien nicht weiter bei der Bank. Er nahm von seinem Gewinn sechzehn Dukaten zu seinem Gebrauch und gab das Übrige, sowie auch die vom Prinzen Eugen erhaltenen fünfzig Louisd'or Brendern in Verwahrung.

Chasot schreibt diesem glücklichen Tage auch seine Reise nach Berlin und seine näheren Verhältnisse mit dem Kronprinzen von Preußen zu. Dieser, der nach geendigtem Spiele sich bei den Officieren einfand und sich das Glück des jungen französischen Officiers erzählen ließ, würdigte ihn, während Chasot mit dem Markgrafen von Schwedt sprach, seiner besondern Aufmerksamkeit, und Brender mußte ihn am Tag darauf zu ihm in's Lager bringen, wo er sich zwei Stunden

mit ihm unterhielt und ihm beim Abschiede befahl, oft wieder zu ihm zu kommen.

Den Tag darauf hatte der Kronprinz zu Mittag Gesellschaft, wobei auch der Prinz Eugen und Chasot zugegen waren. Nach aufgehobener Tafel wurden Letzterem seine drei Reitpferde, welche er bei der französischen Armee zurückgelassen und man ihm nachgeschickt hatte, vorgeführt. „Man muß diese Pferde verkaufen,“ sagte Eugen, der eben bei guter Laune war; „sie verstehen nicht Deutsch, und Brender wird schon dafür sorgen, daß Chasot nicht zu Fuß gehe.“ Sogleich that der Prinz von Lichtenstein ein Gebot darauf, und die Pferde wurden dreimal theurer bezahlt, als sie es werth waren, sodaß auch der Prinz von Oranien, der mit unter den Gästen war, leise zu Chasot sagte: „Besser kann man doch wohl wahrhaftig seine Pferde nicht verkaufen, als an Leute, die gut zu Mittag gegessen haben.“ Nach diesem Verkauf hielt unser Chasot sich für reicher, als er es je in seinem Leben zu werden geglaubt hatte. Was sein Vergnügen noch in seiner gegenwärtigen Lage vermehrte, war, daß der Kronprinz fast alle Tage einen seiner Stallknechte mit einem Handpferde zu ihm schickte, auf welchem er sich zu ihm begeben mußte. Auch begleitete er ihn verschiedene Male auf seinen Streifereien in die umliegenden Gegenden und ließ ihm zuletzt durch Brender und sogar durch den Prinzen Eugen selbst den Antrag machen, mit ihm nach Berlin zu reisen.

Chasot nahm den Antrag an und traf im Jahr 1734, zwei Tage nach der vollzogenen Verbindung des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt mit der Schwester des Kronprinzen, zu Ruppin ein. Er wurde bei dieser Gelegenheit der ganzen Königlichen Familie vorgestellt und begleitete einige Tage hernach den Kronprinzen in dessen eigenem Wagen auf seiner Reise nach Preußen.

Es fehlte nicht viel daran, so hätte sich diese Reise auf eine höchst traurige Art geendigt und unser Jahrhundert einen

Mann verloren, auf den es, so lange es noch Menschen geben wird, welche Größe des Geistes zu schätzen wissen, stolz sein wird. Der Kronprinz, der im strengsten Incognito reiste, wollte bei seiner Rückkehr durch Danzig die Außenwerke der Stadt in Augenschein nehmen und unter anderen die Höhe einer Bastion, deren Kanonen einigen tausend Russen das Leben geraubt hatten. Er vergaß in diesem Augenblick, daß man ihn hier nicht kannte, und versuchte, wider den Willen der Schildwache, auf die Banquette bei den Kanonen zu steigen. Zwei bis drei Mal rief die Schildwache, daß er sich entfernen solle, und legte, da sie kein Gehör fand, ihr Gewehr auf den Prinzen an. Glücklicher Weise stand Buddenbrock, der Flügeladjutant des Prinzen, neben der Schildwache, ergriff das Gewehr derselben und bewirkte dadurch, daß der dem Prinzen bestimmte Schuß in die Luft ging. Der Magistrat und Kommandant der Stadt, sobald sie von der Person des Prinzen und der Gefahr, die sein Leben bedroht hatte, benachrichtigt waren, säumten nicht, den Vorfall bestens zu entschuldigen, und überließen es dem Prinzen selbst zu bestimmen, wie die Schildwache bestraft werden sollte. „Nein,“ sagte der Prinz, „meine Herren, die Schildwache hat recht und Ich habe unrecht gehandelt, daß Ich nicht sogleich den Befehl, den man ihr gegeben, respektirt habe. Schicken Sie Mir den braven Kerl zu; es wird Mir Vergnügen machen, ihn zu sprechen.“

Chasot ging mit dem Prinzen nach Rheinsberg, wo er auf Kosten des französischen Hofes lebte, der ihm jeden Monat 50 holländische Dukaten durch den Marquis von Chétardin, Minister am Berliner Hofe, auszahlen ließ, und einer der ersten Gesellschafter des Prinzen war. Die Lage des Orts und die abwechselnden Vergnügen machten ihm diesen Aufenthalt sehr angenehm. Des Morgens ging man spazieren, kleidete sich alsdann an und ging gewöhnlich Mittags um zwei Uhr zu Tische. Es wurde gut gegessen. Der Prinz

sparte keine Kosten. Er hatte die besten französischen Köche, Pastetenbäcker und andere zur Küche gehörigen Bediente. Zweimal in der Woche langten frische Austern und alle Arten von Seefischen aus Hamburg an, und der Keller des Prinzen war beständig mit den ausgesuchtesten Weinen, worunter der Champagner und ungarische Weine nicht fehlten, angefüllt. Der Rheinwein war ihm zuwider; doch konnte ein Jeder sich an der Tafel den Wein geben lassen, der am meisten nach seinem Geschmacke war, und selbst Bier, wenn er es wollte. Man blieb nicht länger als höchstens anderthalb Stunden am Tische und trank darauf bei einer der Hofdamen abwechselnd Kaffee. Den Nachmittag nutzte Jeder, wie er wollte. Um sechs Uhr standen die Spieltische in einem Vorzimmer der Prinzessin bereit, und um sieben Uhr, oder auch bisweilen früher, nahm die Musik in dem Zimmer des Prinzen ihren Anfang, wobei Chasot immer gegenwärtig sein mußte, sonst aber niemand, als wer eingeladen war, sich einfinden durfte. Die Kapelle zu Rheinsberg bestand täglich aus 15 oder 16 Musicis, worunter Graun, Benda und Quantz die ersten waren. Der Prinz spielte jeden Abend drei oder vier Konzerte von Quantz und wenigstens ein oder zwei Solo's von seiner eigenen Komposition. Ungefähr um neun Uhr war die Musik beendigt, und dann ging er in das Vorzimmer seiner Gemahlin, wo gespielt wurde. Man setzte sich bald darauf zu Tische und ging selten eher als um elf Uhr von der Tafel.

Jeden Morgen um neun Uhr kam ein Läufer zu Chasot, ihn zu benachrichtigen, daß der Kaffee ihn bei dem Prinzen erwarte, zu welchem er alsdann im Überrock und mit noch aufgewickelten Haaren sich begab. War der Kaffee getrunken, so mußte er ein Solo von der Komposition des Prinzen, der einen Schüler aus ihm machen wollte, auf der Flöte blasen, und der Prinz begleitete ihn auf dem Fortepiano. Alsdann wurde bis um zwei Uhr, da man zu Tische ging, gelesen, und bei der Tafel fand Chasot sich immer am spätesten ein,

weil ihm kaum die Zeit, sich anzukleiden, gelassen wurde. War das Wetter ruhig und ein heiterer Sommertag, so ging er nicht um neun Uhr zum Prinzen, sondern machte mit demselben eine Wasserfahrt in einer Gondel, worin zwei Ruderer und ein Bedienter, der Kaffee und Butterbrot reichte, sich befanden. Zuweilen stiegen sie in einem nicht sehr entlegenen Gehölze aus und lasen in einem der darin angelegten Kabinette, zuweilen wurde aber auch die Lektüre auf dem Wasser gemacht, besonders wenn das Wetter gut war und zu einer Fahrt nach der Glashütte zu Zeglin einlud, welche eine Viertel-Meile von Rheinsberg entfernt lag, und woselbst der Prinz ein Vergnügen darin fand, in seiner Gegenwart einige Kleinigkeiten verfertigen zu lassen, welche er dann bei seiner Rückkehr nach Rheinberg austheilte.

Einst besorgte der Prinz, daß er zu stark werden möchte, und, um solches zu verhindern, fiel er auf eine Leibesübung, die ihnen beiden sehr gefährlich wurde, indem sie ihnen einen Anfall vom Seitenstechen zuzog. Diese Übung bestand darin: Sie fuhren zu Wasser nach der Glashütte, liefen alsdann in weißen Westen und einen Stock in der Hand, so geschwind sie nur konnten, nach Rheinsberg zurück, das zwar nur eine halbe Meile zu Lande von Zeglin entfernt, wovon der Weg aber so sandig war, daß er auch den besten Läufer hätte ermüden können. Erhitzt und fast außer Athem kamen sie nun zu Rheinsberg an und mußten eine gute Stunde warten, ehe sie sich zu Tische setzen konnten. Glücklicher Weise ward der Prinz des Laufens bald selbst überdrüssig und begnügte sich in der Folge damit, die Promenade Schritt vor Schritt zu machen.

Mit der Zeit wurde die Gesellschaft in Rheinsberg zahlreicher und mit ihr die Belustigungen. Es wurden wenigstens drei Mal in der Woche Lust- und Trauerspiele auf einem sehr hübschen Theater gegeben, wobei die ganze Kapelle des Prinzen sich einfinden mußte. Die Schauspieler waren der

Kronprinz, Keyserlingk, Buddenbrock, Fouqué, Wylich, der Marschall Wolden, Rathenow, Knobelsdorff und Chasot. Unter den Schauspielerinnen befanden sich die Baronesse von Kannenberg, Madame von Wolden und einige andere Damen, die besonders dazu eingeladen wurden. Jordan war Souffleur. Das Schauspiel dauerte ungefähr drei Stunden und wurde mit einer schönen Symphonie geschlossen.

Mit den benachbarten Mecklenburg-Strelitzischen Herrschaften wurden mehrere Besuche gewechselt. Bei dem ersten, der von Seiten des Prinzen gemacht wurde, mußte Chasot, da der Prinz unbekannter Weise den Strelitzischen Hof überraschen wollte, die Hauptperson unter dem Namen eines Marquis de Tailleville vorstellen, und er spielte seine Rolle so gut, daß erst bei der Rückkehr und nachdem man Abends zu Canow brav getrunken hatte, der Handel verrathen und Chasot seiner beschwerlichen Last entledigt wurde.

Jeder Sonnabend, da der Prinz gewöhnlich zu seinem Regiment nach Ruppin reiste, war für ihn ein wahrer Festtag, weil er sich alsdann, besonders im Herbst, dem Vergnügen der Jagd, wovon er ein großer Liebhaber war, überlassen konnte. Der Kronprinz spottete oft über diese seine Liebhaberei, doch jagte er deswegen nicht weniger, und da jener sich zuletzt überzeugte, daß er mit allen seinen Sarkasmen nichts darin ändern würde, vielmehr Chasot, wenn man ihn in üble Laune setzte, die ihm im Schauspiel zugetheilten Rollen schlecht ausführte, so hörte er auf, ihn deshalb weiter zu beunruhigen.

Der Prinz wußte Chasot auf mancherlei Art und oft durch Kleinigkeiten an sich zu fesseln. Bei einem von ihm veranstalteten Vogelschießen wurde Chasot gerade zu der Zeit, wie der Vogel zu fallen drohte, und er sich auf einen sichern Gewinn Hoffnung machte, auf's Schloß zum Kaffee gerufen. „Haben Sie noch nicht geschossen?“ fragte ihn der Prinz. „„Nein!““ war die Antwort. „„Ein Jeder muß warten, bis

ihn die Reihe trifft, und die meinige war noch nicht gekommen."" — „Gut, aber wieviel hätten Sie denn wohl gewinnen können?" — „„Nach der Lage der Umstände vielleicht zwei oder drei Gulden."" — „Es ist billig, daß man Sie entschädige," erwiederte der Prinz, indem er seine Börse, worin fünf Dukaten waren, aus der Tasche zog. „Wir wollen theilen. Da, nehmen Sie drei für sich, und die übrigen beiden behalte Ich zu Meinem Gebrauch."

Chasot mußte, wie schon vorhin erwähnt worden, den Prinzen oft auf seinen Promenaden begleiten. Bei einer solchen fand letzterer einst in einem Lustgehölze, Bobero genannt, auf einer der darin befindlichen Statuen etwas mit Bleistift geschrieben, das, wie er es näher untersuchte, den Inhalt hatte: daß an dem und dem Tage die Kronprinzessin mit ihren Begleitern in diesem Kabinet zu Mittag gegessen und guten Champagner-Wein getrunken hätten. „Wahrhaftig, eine sehr bemerkungswerthe Sache!" sagte der Prinz, nahm einen Bleistift und schrieb folgende Verse darunter:

> Ne vous apprenez point par trop de vanité
> Vos inutiles noms à la posterité.
> Sachez, que pour entrer au temple de gloire
> Il ne vous sufit pas de manger et de boire.

Der Prinz, der nie orthographisch richtig schrieb, hatte auch in diesen Zeilen wider die Rechtschreibung gesündigt und brachte unsern Chasot dadurch auf den Gedanken, ihm auf seine Verse zu antworten. Als Alles schlief, schlich er sich mit einer Blendlaterne nach dem Lustgehölze und schrieb auf die Statue, welche derjenigen, worauf der Prinz geschrieben hatte, am nächsten war, mit verstellter Hand:

> Censeur rigide envers les autres,
> A l'ortographe appliquez vous!
> Et, plus indulgent avec nous,
> Soyez le meilleur des apôtres.

Nicht des poetischen Verdienstes wegen habe ich diese Reime ausgehoben, sondern nur um zu zeigen, wie sehr Chasot bei dem Prinzen in Gunst stehen mußte, daß er sich dergleichen herauszunehmen wagen durfte. Der Prinz antwortete, und Chasot antwortete wieder, und erst nach langer Zeit erfuhr er den wahren Verfasser dieser Reime, gegen den er nichts weiter äußerte, als: „Sie sind also derjenige, der Mir den Streich gespielt hat? Ja, für diesmal haben Sie Mich als ein wahrer Normann hintergangen. Ich bin dem guten Jordan eine Ehrenerklärung schuldig, den Ich immer in Verdacht gehabt habe, daß er Mich habe reizen wollen, diejenigen zu necken, die kein ander Glück als das der Tafel kennen und doch sich Leute von Wichtigkeit zu sein dünken.“

Im Jahr 1740 bestieg der Kronprinz unter dem Namen Friedrich II. den Preußischen Thron, und die erste seiner großen Unternehmungen war die Eroberung Schlesiens. Chasot mußte ihm mit den Jägern zu Fuß und zu Pferde, die er unter seinen Befehl bekam, folgen. Die ersteren blieben bei der Blokade von Glogau zurück, und mit den letzteren ging er nach Ober-Schlesien und vereinigte sich mit dem Könige.

Drei Tage vor der Bataille von Mollwitz bat ihn der Herr von Wurmb, der sich mit einigen wenigen Husaren bis an ein großes Dorf, das voll von Ungarn steckte, gewagt hatte, den Feind so lange aufzuhalten, bis er sein Pferd gewechselt hätte. Aber bald verließ ihn sein kleiner Haufe, und da die Ungarn von allen Seiten auf ihn eindrangen, so mußte er seine Rettung in der Flucht suchen. Unterdessen bekam sein Pferd einen Schuß in den Leib und fiel unter ihm nieder. Sein eigener Jäger, der ihm zu Hülfe kommen wollte, wurde getödtet und er selbst von einem alten Officier mit weißen Haaren zum Gefangenen gemacht. Er hatte schon einen Fuß in den Steigbügel des Pferdes, das dieser ihm hatte geben lassen, gesetzt, als Zieten mit den Preußischen Husaren ankam, und nun die Ungarn wieder zu fliehen nöthigte.

Der Stallknecht des Ungarischen Officiers retirirte sich auf dem Pferde, das Chasot hatte besteigen sollen, und dieser wurde von zwei Ziethenschen Husaren, die ihn zwischen sich nehmen mußten, in das nächste Dorf, wohin der König mit seinen Grenadieren schon vorgerückt war, gebracht. Chasot war nur leicht am Arme verwundet worden, aber er hatte seinen schönen Haarzopf verloren, den er noch mehr bedauert haben würde, wenn er nicht einen wüthenden Säbelhieb von seinem Halse abgehalten hätte. Der Herr von Wurmb verlor bei dieser Gelegenheit seinen guten Ruf und bald hernach auch sein Husaren-Regiment, das Ziethen bekam.

In der Bataille von Mollwitz war Chasot mit dreißig Jägern beständig um die Person des Königs, und er trennte sich nur von ihm, um einen Haufen Oesterreichischer Grenadiere, die den König umgaben, anzugreifen, und ihm den Weg zu der Infanterie seiner zweiten Linie zu bahnen. Seine Bravour kam ihm theuer zu stehen. Ein Säbelhieb spaltete ihm den Kopf, daß er vom Pferde fiel; zu gleicher Zeit aber riß er einen feindlichen Officier, den er gerade beim Halse gefaßt hatte, und dessen Pelzmütze er sich statt seines verlorenen Hutes bediente, mit zu Boden. Ein gewisser Lieutenant Möhring von der Ziethenschen Escadron fand ihn, mit Blut bedeckt, unter den Todten und Verwundeten und brachte ihn, nachdem er verbunden worden war, des andern Tages nach Ohlau. Hier war es, wo der König selbst ihn mit einem Besuche beehrte und ihm die Escadron des Generals Bissing bei dem Bayreuthschen Dragoner-Regiment gab. Auch ertheilte er ihm in der Folge die Bestallung als ältester Kapitän der Kavallerie, welches ihm zwar manche schlimme Händel, woraus er sich aber immer mit Ehren wickelte, zuzog, doch ihm bald darauf die Stelle eines Majors, nämlich im Jahr 1743, zuwege brachte.

Die Schlacht bei Mollwitz, welche das Schicksal Schlesiens entschied, ward besonders durch die klugen Anordnungen des

Feldmarschalls Schwerin gewonnen. Von ihm erzählt Chasot, daß, ob ihm gleich eine Kugel den Arm zerschmettert, den Griff seines Degens in's Fleisch gedrückt und die halbe Ferse weggenommen gehabt, er doch bis zu Ende der Schlacht zu Pferde geblieben sei und sich nicht eher habe verbinden lassen, als bis er den Feind in die Flucht geschlagen und zu seiner Verfolgung die nöthigen Befehle ertheilt habe. Eben dieser große Mann gab auch einem gewissen Prinzen, der, in der Meinung, daß die Schlacht verloren sei, ihn fragte: wohin er seinen Rückzug zu nehmen gedenke? zur Antwort: „Da, mein Herr, da vor uns, nach Ohlau," welches soviel sagen wollte, als über den Körper der Feinde.

Die Bataille von Czaslau gab dem Herrn von Chasot eine neue Gelegenheit, seinen Muth zu zeigen. Schon waren vor seinen Augen, bei dem Übergang über einen breiten und tiefen Graben, und indem man sich, der Oesterreichischen Kavallerie gegenüber, in einer Entfernung von fünfzig Schritten formiren mußte, sein Oberster, der Herr von Bismarck, mehrere Officiere und dreiunddreißig Dragoner in der ersten Linie von seiner eigenen Escadron getödtet worden, als er nicht nur seine Standarte und die Pauken des Regiments, die schon in feindlichen Händen waren, dem Feinde wieder entriß, sondern auch ein kleines Korps Volontaire aus Dragonern und Cuirassieren, die in der Ebene herumschwärmten, sammelte, mit welchen er fünf Escadrons Feinde angriff, die die sämmtliche Equipage des Königs genommen hatten und solche schon in Sicherheit bringen wollten. Mit Hülfe der zugleich in Gefangenschaft gerathenen Königlichen Bedienten, die, wie sie Chasot und seine Leute zu ihrer Hülfe herbeieilen sahen, zu den Waffen griffen und sich dem Feinde entgegensetzten, wurden die Oesterreicher gezwungen, sich zu retiriren und ihren reichen Fang fahren zu lassen. Zur Belohnung hing der König noch auf dem Kampfplatz mit eigener Hand dem Chevalier Chasot das Ordenskreuz pour le mérite um den Hals.

Nachdem der Friede zu Breslau geschlossen war, gingen die Regimenter in ihre Quartiere, und Chasot, der bei der Vertheilung etwas begünstigt wurde, bekam das seinige zu Treptow am Flusse Tollensee in Pommern. Hier lebte er sehr vergnügte Tage. Er besuchte häufig den Strelitzischen Hof und den in der Nachbarschaft befindlichen Adel. Er mußte zum öftern einige Tage bei dem Feldmarschall Schwerin zu Schwerinsburg und auf seinen andern Gütern zubringen. Für die Officiere seiner Escadron war immer bei ihm, er mochte nun gegenwärtig oder abwesend sein, offene Tafel, und es freute ihn, daß er mit den Pächtern aus der umliegenden Gegend, mit denen er Geschäfte hatte, und die sich oftmals bei ihm einfanden, Deutsch sprechen konnte. Dieses und der Eifer, mit dem er sich auf seinen Dienst legte, ersetzten ihm die Freuden des Hofes. Der König ernannte ihn auch zum Drosten von Cöslin, eine Stelle, die ungefähr 900 Thaler jährlich eintrug, und er mußte deshalb zu Stettin den damit verbundenen Eid leisten. Auf seiner Rückreise von Stettin lernte er den Herrn von Alliot, ehemaligen Französischen Minister am Russischen Hofe, der von Petersburg kam und einen Major in seinem Gefolge hatte, kennen. Der Major hatte eine sehr hübsche und liebenswürdige Frau, und als er dem Könige, bei Gelegenheit, daß er ihm für das Geschenk dankte, das er ihm mit der Drosten-Stelle gemacht hatte, von dieser schönen Dame alles Gute, was er nur wußte, erzählte, erwiederte der König: „Ihre Vorliebe für die Frau eines Majors scheint Mir von einer guten Vorbedeutung für Sie zu sein. Ich muß Ihnen nur sagen, daß man Sie mit einer Gräfin aus Ober-Schlesien, einer einzigen Tochter, die wenigstens 500000 Thaler im Vermögen hat und nur einem Mann vom Hofe, und der, wie sie, katholisch ist, ihre Hand geben will, zu verheirathen gedenkt. Die Frau von Cocceji hat den Auftrag, die Heirath zu Stande zu bringen. Sie werden nach einigen Tagen bei ihr zu Abend essen, und Mein Bruder,

der Prinz von Preußen, der Prinz Ferdinand von Braunschweig und der Graf Rothenburg werden bei der Zustandebringung dieses Geschäftes gegenwärtig sein. Dies ist Alles, was Ich Ihnen davon sagen kann, und Sie werden nun im Voraus darüber nachdenken.“ Chasots Entschluß war bald gefaßt. Eine einzige Tochter aus einer angesehenen Familie, 500 000 Thaler Vermögen, waren für einen jungen Edelmann aus der Normandie nicht zu verachten; — aber ein Frauenzimmer, das er nie, und das ihn vielleicht ebensowenig gesehen hatte, und das sich dem ohngeachtet entschließen konnte, sein Weib zu werden; wozu noch kam, daß man ihm, wiewohl fälschlich, beigebracht hatte: das Frauenzimmer sei so häßlich, daß sie sich nie ohne Maske sehen lasse, — diese Gedanken bewirkten, daß, wie die Frau von Cocceji ihm in Gegenwart des Prinzen von Preußen nun wirklich den Antrag machte, er ihr zur Antwort gab: Er bedaure nichts mehr, als daß es ihm an Worten fehle, ihr die ganze Erkenntlichkeit, wovon sein Herz in Betracht ihrer durchdrungen sei, auszudrücken; er würde sich aber ihrer Güte unwerth halten, wenn er ihr ein Geheimnis daraus machen wollte, daß er eine Abneigung gegen die vorgeschlagene Heirath bei sich verspüre. Die Frau von Cocceji war über diese Antwort betreten, aber der Prinz umarmte ihn, und der König selbst billigte seinen Entschluß. Letzterer wollte ihn in der Folge entschädigen. Er schlug ihm ein Mädchen vor, das beinah eben so reich war wie die Schlesische Gräfin, das der König sehr gut kannte und singen und spielen gehört hatte. Die vortheilhafte Beschreibung, die der König ihm von ihr machte, bestimmte seinen Entschluß auf der Stelle. Die Sache wurde eingeleitet. Der Herr von Bork, ein Günstling des Königs, mußte nicht nur schreiben, sondern der König schrieb auch selbst mit eigener Hand an Mutter und Tochter, gab die Briefe an Chasot, und schon waren die Postpferde bestellt, schon war er im Begriff in den Wagen zu steigen, als der Herr von Bork dem König ein

Schreiben überbrachte, worin ihm gemeldet wurde, daß das Mädchen seit acht Tagen verheirathet sei. Soviel Abneigung Chasot gegen die erste Heirath gehabt hatte: soviel Vorliebe hatte er für diese; doch gab er sich darüber bald zufrieden, weil ihn nie die Sucht nach Reichthümern sehr gequält hatte und er, vermittelst einer guten Oekonomie bei seiner Escadron, zweier Drosteien, die ihm der König geschenkt hatte, und seiner Pensionen, außer 200 Louisd'or, welche er noch überdies für jede Reise nach Potsdam bekam, soviel besaß, daß seine Ausgaben hinlänglich damit bestritten werden konnten. Seine Stunden waren zwischen dem Zeichnen, der Jagd, der Lektüre und dem gesellschaftlichen Umgang mit seinen Offizieren getheilt, und er war so zufrieden mit seiner Lage, daß er ohne besondere Ursachen, wie er behauptet, so wenig die Preußischen Dienste verlassen, als je eine Frau genommen haben würde.

Im Jahr 1743 ging der König nach Bayreuth, und Chasot bekam den Auftrag, den Herrn von Voltaire dahin zu führen. Da es mit Voltaires Gesundheit nicht recht fest zu stehen schien, so gab der König ihnen einen schriftlichen Aufsatz, nach welchem sie ihre Reise einrichten sollten, und machte für jeden Tag die nöthigen Anordnungen, damit Voltaire nicht zu sehr ermüdet werden möchte. Zu Dessau fanden sie den alten Prinzen von Anhalt-Dessau am Ende einer Brücke sitzen, die bei jeder Berührung zitterte. Da unsre Reisenden diese Brücke zu Fuß passirten, so nahm der Prinz daher Gelegenheit, ihnen die Versicherung zu geben, daß wer bestimmt wäre, im Feuer zu sterben, nicht fürchten dürfte, über eine Brücke zu gehen. Voltaire antwortete: Bei der Vertheilung des Muths wäre das Glück dem Prinzen so günstig gewesen, daß für einen Reisenden, wie er sei, nur wenig übrig geblieben wäre. Zu Halle bewies das Benehmen Wolff's und Voltaire's gegen einander, wie sehr sie sich schätzten, und noch an dem Morgen ihrer Abreise kam Wolff zu ihnen und begleitete sie bis an ihren Wagen. Eine Menge Studi-

render machten Voltairen ihre Aufwartung. Sie boten ihm ihre Stammbücher an, und indem er solche durchblätterte und in einem die Worte fand: Si Deus pro nobis, quis contra nos? nahm er einen Bleistift und schrieb darunter: les gros bataillons Prussiens. Voltaire. Eine Meile von Schleiz brach die Hinterachse ihres Wagens. Voltaire, der nicht Lust hatte, auszusteigen, zog sein Taschenbuch hervor und schrieb einen Brief an die Marquise de Chatelet, datirt: „aus einem Wagengleise“. Unterdessen bemühten sich Chasot und seine Bedienten, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen, konnten aber kein anderes als einen großen Bierwagen erhalten, den sie mit vielem frischen Stroh belegten und sodann ihre Sachen darauf packten. Chasot setzte sich auf einen platten Koffer, und da der König Voltairen seiner Sorgfalt besonders anvertraut hatte, so ließ er ihn sich der Länge nach auf das Stroh hinlegen, nahm seinen Kopf und seine Schultern, auf einem Kissen ruhend, zwischen seine Füße und pflegte ihn so, daß, wie er sich ausdrückt, wohl schwerlich je ein Liebhaber seine Geliebte besser hätte pflegen können. Unterwegs that Voltaire nichts als lachen, singen und nach den Sternen gucken. Einen Augenblick glaubte Chasot, daß Voltaire eingeschlafen sei; aber mit einem Male rief dieser, indem er ihm die Hand auf's Knie legte, aus:

La nuit sur la paille en charette
Du sort je brave les rigueurs,
De Chasot l'amitié parfaite
Fait de ma paille un lit de fleurs.

Endlich langten sie zu Bayreuth an, wo sie einige Zeit mit dem Könige und den übrigen anwesenden hohen Herrschaften in abwechselnden Vergnügungen zubrachten. Nachdem der König nach Potsdam zurückgereist war, traten auch Chasot und Voltaire in einem Wagen, mit Flinten und Pistolen umgeben, die die Herzogin von Württemberg Ersterem zum Geschenk gemacht hatte, die aber, um Voltaire nicht in Unruhe

zu setzen, nicht hatten geladen werden dürfen, ihre Rückreise an, und Chasot überlieferte seinen Gefährten nun wieder gesund und wohlbehalten den Händen des Königs.

Nachdem im Jahre 1744 die Flamme des Krieges zwischen dem Hause Oesterreich und Preußen von Neuem ausgebrochen war, mußte der Graf von Chasot auch wieder den Kampfplatz betreten. Das erste, wodurch er sich in diesem Kriege auszeichnete, war der Antheil, den er an dem schönen Rückzug hatte, den der General von Nassau, ohne einen Mann zu verlieren, mit einem großen Convoy von Kollin nach Königgrätz machte. Chasot, der alle Wege und Stege in diesen Gegenden kannte, führte die Avant-Garde, und sein Benehmen hierbei, sowie alle Anordnungen, die er traf, dem Könige dieses Korps, welches ihn schon in große Unruhe gesetzt hatte, sicher zuzuführen, waren so beschaffen, daß der Herr von Nassau, als der König ihm zur Belohnung seines Dienstes mit eigener Hand den schwarzen Adlerorden umhing, nicht unterlassen konnte, sich zu äußern: „Ich würde die Güte, Sire, und die Ehre, welche Sie mir heute zu erweisen geruhen, nicht verdienen, wenn ich nicht dem Chevalier von Chasot Gerechtigkeit widerfahren ließe und die Verbindlichkeit eingestände, die wir seiner Sorgfalt und seinen Bemühungen schuldig sind.“

Einige Tage vor der Bataille bei Hohenfriedberg vertraute der König ihm den Posten von Zedlitz, zwischen Jauernick und Striegau, an, den er mit fünf Escadrons Dragoner besetzen mußte, und der dazu diente, theils die Kommunikation mit dem General Dumoulin zu sichern, der auf der Anhöhe von Striegau, diesseits des Striegauer Wassers, stand, theils dem Könige die Mittel zu erleichtern, die Stärke des Feindes zu entdecken, wenn er etwa von den Anhöhen von Fürstenstein, das er occupirt hatte, herunterkommen sollte. Gewöhnlich recognoscirte der König selbst zwei Mal des Tages, und Chasot, sowie ein Page, der sein Teleskop trug, und zwei

Stallknechte mit einem Handpferde mußten ihn alsdann begleiten. Dadurch wurden aber Chasots Pferde in dem Maße angegriffen, daß er am Abend vor der Bataille dem Könige nicht folgen konnte, und dem General Bornstedt für ein erst kürzlich angekommenes Türkisches Pferd 105 Friedrichsd'or bezahlen mußte, was aber noch viel zu wenig für den Dienst war, welchen es ihm am folgenden Tage leistete. Ein anderes Geschäft machte überdies seine Gegenwart im Lager unumgänglich nöthig. Das Bayreuther Dragoner-Regiment, dessen Montirung, wie bei allen übrigen Dragonern, bisher weiß gewesen war, hatte nämlich von Schweidnitz so eben seine neuen Kleidungsstücke, die von einförmiger blauer Farbe waren, erhalten, und man hielt es für zuträglicher, sie sogleich an die Dragoner austheilen zu lassen, als sie der Gefahr auszusetzen, eine Beute der feindlichen Husaren zu werden. Wie sehr das Regiment seiner neuen Kleidung in der auf immer denkwürdigen Schlacht bei Hohenfriedberg Ehre gemacht habe, mag der folgende Brief des Grafen von Chasot, welcher zugleich mehrere bis jetzt noch unbekannte Umstände dieser Bataille und den vorzüglichen Antheil, den unser Held daran nahm, in's Licht setzt, bezeugen:

„Es ist mir unmöglich, mein Herr, Ihrer Neugierde auf eine befriedigende Art ein Genüge zu leisten, und ich gestehe aufrichtig mein Unvermögen, Ihnen einen genauen Abriß von dem zu geben, was sich an diesem merkwürdigen Tage zugetragen hat. Ich war nur als Premier-Major eines Regiments von zehn Escadrons dabei gegenwärtig und kann meine Ehre nur für die Wahrheit derjenigen Begebenheiten zum Pfande setzen, die unter meinen Augen vorgegangen sind, und woran ich einigen Antheil gehabt habe. Ich mische mich nicht gern in andere Geschäfte und kann nur von den meinigen Rechenschaft geben und von denen, die das bravste Regiment betreffen, das je existirt hat, dessen Premier-Major und Oberst-Lieutenant gewesen zu sein, und welches

bei mehr als einer Gelegenheit, unter andern in der Bataille von Kesselsdorf, ganz allein kommandirt zu haben, ich mir immer zum Ruhme rechnen werde. Mit Recht vermuthen Sie, daß man diesem braven Regiment Unrecht gethan hat, da man vermied, seiner in dem angeführten Buche histoire de mon temps auch nur im geringsten zu erwähnen.

„Ich lege Ihnen hier das, was ich gewiß weiß, und Thatsachen vor, denen Niemand widersprechen kann.

„Als der König, den ich nicht hatte begleiten können, am 3. Juni, ungefähr Abends um 6 Uhr, mit verhängtem Zügel von den Striegauer Anhöhen zurückkam, sagte er zu mir im Vorbeireiten: „Ich kann mich nicht aufhalten; Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Kommen Sie zu Mir in's Zelt, wo ich mit Ihnen zu sprechen habe!" Ich begab mich um 8 Uhr dahin und war sehr über die Ruhe verwundert, die allenthalben herrschte. Ich nahte mich den beiden vor dem Zelte des Königs stehenden Schildwachen und erkundigte mich bei ihnen: ob Se. Majestät noch nicht zurück wären? Der König hörte mich, befahl mir, hereinzukommen (welches, weil nicht das geringste Licht im Zelte war, nur von mir im Dunkeln tappend geschehen konnte) und sagte, wie ich vermuthe, auf seinem Bette liegend, zu mir: „Glauben Sie wohl, daß Meine Absicht sei, zu schlafen? Nein, weit davon entfernt, beschäftige Ich Mich nur mit Dingen, die morgen vorfallen können, und die über Mein Glück oder Unglück entscheiden werden. Endlich ist Mein längst ersehnter Wunsch in Erfüllung gegangen. Ich habe die feindliche Armee von den Höhen herabsteigen und sich in der Ebene ausbreiten sehen. Der morgende Tag wird ein wichtiger Tag für Mich sein. Wir müssen den Degen ziehen und die Scheide zum Teufel werfen. In einer Stunde wird die ganze Armee in Bewegung sein. Gehen Sie auf Ihren Posten zurück! Alles, was sich Ihren Vedetten nähert, Jeder, der über Ihre Vedetten hinausgehen will, muß durch die kleinen

Patrouillen, die immer auf dem Wege sein müssen, angehalten werden. Morgen, bei Anbruch des Tages setzen Sie sich mit Ihren Dragonern bei dem Nonnenbusch, so daß Sie den leichten Truppen des Feindes den Ausgang aus demselben verwehren und sie verhindern, den linken Flügel der Armee zu insultiren! Ich bitte übrigens Gott, daß Er Sie in Seinen heiligen Schutz nehme. Leben Sie wohl, begeben Sie sich nun zurück, und Ich werde bald selbst weit von diesem Zelte sein, wenn Mich die Spione noch tief im Schlafe zu liegen glauben werden. Leben Sie wohl!"

„Ich entfernte mich; kaum aber war ich wieder auf's Pferd gestiegen, als ich mich, wiewohl zu spät, erinnerte, daß ich dem Könige von unserer neuen Uniform hätte sagen sollen. Am andern Morgen, als der Tag anbrach, stellte ich, wie mir befohlen worden, meine Dragoner vor den Nonnenbusch, als der Herr von Nassau, welcher die Kavallerie des linken Flügels kommandirte, zu mir kam und mir erklärte: der König habe seine Disposition etwas verändert, er sei mit seinem rechten Flügel weiter vorgerückt, und, da er gewiß nicht Zeit gehabt habe, sich der Ordre zu erinnern, die er mir gestern Abend gegeben, und ich hier mit meinen Dragonern unnütz wäre, so könnte ich auf sein Wort diesen Posten verlassen und mich an die Infanterie der zweiten Linie anschließen.

„Diese Infanterie, die zu wiederholten Malen den Befehl erhielt, zu defiliren und ihren Marsch gegen den rechten Flügel der Armee zu beschleunigen, wahrscheinlich um die großen Vortheile lebhafter verfolgen zu können, die der König schon über den feindlichen linken Flügel erfochten hatte; diese Infanterie, sage ich, befand sich bald im Mittelpunkt der Armee, wo sie von einigen ihrer Bataillons, die sich, Gott weiß durch welchen Zufall, eins in das andre drängten, aufgehalten wurde. Am Ende dieser Infanterie formirten zehn Escadrons von Bayreuth, statt aller Kavallerie, den linken Flügel derselben und standen mittelst einer Schwenkung, auf

einem Platz von ungefähr sechszehnhundert Fuß, drei feindlichen Bataillons in gleicher Fronte gegenüber. Vor den unter meinem Befehl stehenden drei Escadrons auf dem rechten Flügel dieses Regiments gab es in der ersten Linie unserer Infanterie eine Lücke, und, drei bis vierhundert Schritte dieser Lücke gegenüber, stand eine Linie Österreichischer Grenadiere.

„Wie der Herzog Ferdinand von Braunschweig uns in einer geringen Entfernung von dem linken Flügel seiner Brigade ankommen sah, rief er mich zu sich, und mit einer Heiterkeit, die in seinen Augen und auf seinem ganzen Gesichte herrschte, sagte er zu mir: „Chasot, seien Sie willkommen mit Ihren Dragonern! Sie finden hier eine günstige Lücke vor sich, die Ihnen eine Bahn zum Ruhm und zu Lorbeeren zeigt und erleichtert, die Ihrer unter diesen schwarzen Pelzmützen (wobei er auf den Feind wies) erwarten.“ Der Prinz hatte die Miene des Mars. Mit offener Brust und den Degen in der Hand stand er vor seiner Infanterie. Ich dankte ihm für seine gute Meinung, da sie auf das vollkommenste mit der Neigung übereinstimmte, die wir hätten, unsere beschwerliche Lage, die uns dem Feuer der Grenadiere und zweier Batterien aussetzte, auf eine ehrenvolle Art zu verändern, und verließ ihn mit der Versicherung, daß er in einigen Minuten mit den Bayreuther Dragonern, die unter seinen Augen sich seiner würdig zu beweisen suchen würden, zufrieden sein solle. Dem Herrn von Geßler, der uns kommandirte und mir gerade um diese Zeit entgegenkam, eröffnete ich mit wenigen Worten meine Unterhaltung mit dem Prinzen, und, nachdem ich ihn um die Erlaubnis gebeten hatte, sogleich den günstigen Augenblick zu benutzen, da wir uns unter seinen Befehlen auszeichnen könnten, antwortete er mir ganz laut: „Wahrhaftig, ein so muthiger Prinz wäre es wohl werth, daß er zu uns gehörte. Doch wir wollen die kostbare Zeit nicht verschwenden. Machen Sie, lieber Chasot, daß eine Escadron geschwinde die andere benachrichtige, daß das ganze

Regiment gerade vorwärts auf die feindliche Infanterie anrücken soll!“ Er wandte sich hierauf mit frohem Gesicht, und indem er auf die Oesterreicher hinwies mit den Worten an die Dragoner: „Allons, Kinder, laßt uns jenen braven Grenadieren einen Dienst erweisen und sie von ihren großen schwarzen Mützen, die zu warm für diese Jahreszeit sind, befreien!“

„Sobald das ganze Regiment die Ordre erhalten hatte, gab mir der General das verabredete Zeichen. Gleich setzte ich die Escadrons des rechten Flügels in Bewegung und zwar zuerst im Schritt. Nachdem wir aber über einige Gräben gliederweis gesetzt waren, wobei ich so verfuhr, daß das erste Glied, sobald es jenseits des Grabens war, Halt machen mußte, um den beiden letzteren Zeit zu lassen, sich an das erstere wieder anzuschließen, ging's im Trott und endlich im vollen Galopp und mit vorwärts gebeugtem Kopf auf die Oesterreichischen Grenadiere zu, die, ungeachtet sie sich brav hielten und in einer Entfernung von zwanzig Schritten eine Salve gaben, geworfen und größtentheils niedergehauen wurden. Dieser Angriff brachte mich um mein schönes Türkisches Pferd, das ich den vorigen Abend gekauft hatte, und das, ob es gleich fünf Flintenschüsse in den Leib bekommen, nicht eher als mitten unter den Grenadieren, wo es noch zwei Bajonettstiche erhielt, zu Boden stürzte. Mir war in diesem Augenblick nicht recht wohl zu Muthe, aber ein alter herzhafter Stallknecht gab mir sogleich ein anderes Pferd. Sobald wir uns von den Grenadieren losgemacht hatten, machte das Regiment eine Schwenkung links, nahm die feindliche Infanterie in die Flanke und warf sechs oder sieben Regimenter ihres rechten Flügels über den Haufen. Zwei von diesen Regimentern wollten ein Viereck formiren, aber man ließ ihnen keine Zeit dazu.

„Der General Geßler, der den Rest dieser Infanterie in Unordnung fliehen sah und die Gefahr bemerkte, der man

sich aussetzen würde, wenn man den Feind weiter und bis unter den Schutz seiner Kavallerie, die auf den Anhöhen im Zickzack formirt war, verfolgen wollte, befahl mir, den Appell schlagen zu lassen, das Regiment in Reihe und Glied zu setzen und die Gefangenen zu sammeln, die, wie man mir sagte, sich beinahe auf 4700 Mann beliefen. Außerdem nahmen unsere Dragoner einundzwanzig Kanonen und sechsundsechzig Fahnen dem Feinde ab. Das Gemetzel schien mir sehr groß gewesen zu sein, und allenthalben, wo wir uns befunden hatten, war das Feld mit Todten bedeckt. Das Regiment Bayreuth war zwar durch das Kanonenfeuer und die Schwarz-Mützen etwas übel behandelt worden, es hatte indessen doch kaum 120 Officiere und Dragoner an Getödteten oder Blessirten verloren. Beträchtlicher war der Verlust an Pferden. Zwei wurden mir unter dem Leibe getödtet und ein drittes, das ein Stallknecht an der Hand führte. Der linke Flügel der Preußischen Infanterie hatte schon angefangen, den feindlichen rechten Flügel anzugreifen, als dieser von den Bayreuther Dragonern in Unordnung gebracht wurde und nach den Anhöhen floh.

„Der König, der sich auf einer Anhöhe auf dem rechten Flügel seiner Armee befand und damit beschäftigt war, die großen Vortheile, die er über die ganze Sächsische Armee und den linken Flügel der Oesterreicher erhalten hatte, zu verfolgen, schwebte einige Augenblicke wegen dessen, was auf dem linken Flügel seiner Armee vorgegangen war, in Ungewißheit, wo man mit einem Mal zu feuern aufgehört hatte. Er verlangte mit Heftigkeit die Ursache davon zu wissen, als man ihm antwortete: die ganze Ebene schiene mit Flüchtlingen bedeckt zu sein, die von einer grün oder blau gekleideten Kavallerie verfolgt würden. Endlich kam der Marquis von Valori, Minister des französischen Hofes, von dem linken Flügel, für welchen der König ihm einen Auftrag gegeben hatte, zurück und benahm ihm seine Besorgnis, indem er ihm

versicherte, daß die blauen Dragoner Wunder thäten und die Feinde auf allen Seiten zu fliehen nöthigten. „Wie ist das?“ erwiederte der König. „Ich habe keine blauen Dragoner.“ — „„Und doch,““ antwortete Valori, „„habe ich mit Chasot gesprochen, der blau gekleidet war und an der Spitze eines Regiments stand, das dieselbe Farbe hatte, mit Ausnahme des Generals Geßler, der einen weißen Leibrock trug. Ich war kaum 200 Schritte von ihnen entfernt, um mich zu Ew. Majestät zu begeben, als diese blauen Dragoner auf die ihnen gegenüber stehenden Grenadiere losstürzten, deren Feuer ihnen sehr beschwerlich war, sie zusammenhieben und darauf sogleich die Infanterie in die Flanke nahmen, welche ich bald darauf in Unordnung und gegen die Anhöhen zu fliehen sah.““ Der König, seiner Besorgnis durch diesen Bericht des Marquis enthoben, versetzte darauf: „Das Regiment Bayreuth hat also die Nacht an der Toilette zugebracht. Ich habe noch gestern Abend, zwar in der Dunkelheit und ohne ihn zu sehen, mit Chasot gesprochen, und er hat Mir auch nicht ein einziges Wort von der neuen Montirung, die Ich noch in Schweidnitz zu sein glaubte, gesagt. Es mag ihm indessen diese Art, sie zum ersten Male zu tragen, hingehen.“

„Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, unter dessen Augen der ganze Vorgang sich ereignet hatte, war der erste, der nach der Bataille dem Könige davon einen genauen Bericht gab. Dieser schickte sogleich seinen Stallmeister Brandhorst mit 105 Friedrichsd'or für mein schönes türkisches Pferd und zwei von seinen eigenen englischen Pferden an mich ab. Ich ließ dem Könige durch Brandhorst zurücksagen: Seine Güte wäre mir nie gelegener gekommen als jetzt und setzte mich allein in den Stand, mich ihm als einen Kavallerie-Officier vorzustellen. Dies solle, um mich des Dankes zu entledigen, den ich Sr. Majestät schuldig wäre, sobald nur immer möglich, geschehen.

„Den andern Morgen ordnete ich eine Procession zu

Pferde auf folgende Art an: Vierundzwanzig Tambours, denen siebenundzwanzig Dragoner, neun in jeder Reihe, folgten, eröffneten den Zug. Sodann kamen zweiunddreißig Dragoner, wovon zwei und zwei eine dem Feind abgenommene Fahne trugen. Vierundzwanzig Dragoner, acht in jedem Gliede, machten das Centrum, denen wieder vierunddreißig Dragoner folgten, welche gleich den vorhergehenden zwei und zwei die schönsten feindlichen Fahnen trugen. Endlich schlossen siebenundzwanzig Dragoner, neun in jeder Reihe, wie bei der Avantgarde, den Zug. Wie wir dem Schlosse Rohnstock, wo der König sein Hauptquartier hatte, auf einhundert Schritte nahe waren, schickte ich einen Officier an den König, ihn um die Erlaubnis zu bitten, daß ich mit meinen Dragonern kommen und ihm ein auf dem Schlachtfelde gewundenes Bouquet überreichen dürfte. Der König ließ mir antworten: ich würde willkommen sein, und ging sogleich aus dem Schlosse, uns zu empfangen. Ehe wir in den großen und schönen Vorhof kommen konnten, mußten wir ein Gewölbe passiren, das nur drei Mann im Gliede zu gehen erlaubte; auch mußten aus eben dieser Ursache die Fahnen, die noch eingewickelt waren, gesenkt werden. Sobald wir uns aber auf dem Hofe selbst befanden, ließen wir die Fahnen flattern, und wurden von der Avantgarde wieder neun Mann in jedes Glied gestellt. Wir langten endlich bei dem Könige an, der sich einen solchen Ort gewählt hatte, von wo er unsern ganzen Zug mit einem Blick übersehen konnte. Wie die Dragoner des Centrums unter dem Thorwege waren, so hielt er sie für die Arrière-Garde, nahte sich meinem Pferde und sagte in vollem Entzücken und mit beiden Händen meine Stiefel-Stolpe fassend, ganz laut zu dem Marquis von Valori: „Chasot ist doch der galanteste Mann. Er bezahlt reichlich die Pferde, die ihm seine Freunde schicken. Ich will Mich gern verbinden, ihm immer für einen solchen Preis seine Kavallerie vollzählig zu machen." Meine Antwort darauf

war, daß ich mich meiner Schuld gegen Se. Majestät noch nicht entledigt hätte und Sie ersucht haben wollte, das Ende meines Bouquets abzuwarten. „Nein, nein,“ sagte der König, „Ich habe ja schon die Arrière-Garde gesehen!“ — „„Um Vergebung, Sire, es war nur das Centrum der Escorte. Ew. Majestät sollen noch etwas Besseres, als was Sie jetzt sehen, erblicken. So ist es der Gebrauch in Frankreich, daß man allemal die schönsten Zierrathe am Schluß einer Procession anbringt.““ Der König kehrte darauf nach seinem vorigen Platz zurück und sagte, als er noch vierunddreißig Fahnen, die fast ganz neu waren, erblickte, zum Marquis: „Ich muß gestehen, einen so glänzenden und vollständigen Strauß erwartete Ich nicht. Da sind ja soviel Fahnen, daß man damit, wenn nicht eine ganze Armee versehen, doch wenigstens Ihre ganze Pariser Kathedral-Kirche behängen könnte.“ Als Se. Majestät hierauf die Procession, die en front aufmarschirt war, in Augenschein genommen hatte, mußte ich die Fahnen in's Schloß bringen lassen, damit sie in seinem Zimmer aufgestellt werden könnten, welches denn unter Rührung aller Trommeln und mit den gewöhnlichen Ceremonien geschah. Demnächst ließ ich diejenigen, welche die Fahnen getragen hatten, wieder zu dem Trupp gehen, formirte daraus eine Escadron von 144 Dragonern und ließ sie, zwölf Mann in jedem Gliede, dem Könige vorbeipassiren, um sie in's Lager zurückzuführen. Der König, der über allen Ausdruck vergnügt war, sagte im Vorbeigehen zu mir: „Kommen Sie bald zurück und essen Sie mit Uns unter den Lorbeeren, die Sie allda erwarten, und die Sie und Ihr braves Regiment verdient haben!“

„Man kann wohl denken, daß an der Tafel von vielen besonderen Vorfällen dieser Bataille gesprochen wurde. Unter andern kam die Rede auch auf das Regiment Bayreuth und besonders auf die Art, wie es reihenweise, den feindlichen Grenadieren beinahe unter dem Bart, über mehrere Gräben

gesetzt hatte. Ich saß dem Könige gerade gegenüber, und als er mich fragte: Wie es möglich gewesen wäre, daß ich über so viele Gräben, einen hinter dem andern, in so guter Ordnung hätte setzen können, gab ich, indem ich den König auf den Herrn von Geßler, der ihm zur Seite saß, hinwies, zur Antwort: „„Sire, wenn man von einem so braven General, wie der Herr von Geßler ist, geführt wird, so ist man nie bei dem, was man vorhat, in Verlegenheit. Er ist es, dem wir unser Glück verdanken."" — „Sie sind ihm auch die Pferde schuldig," erwiderte der König, „die Ich Ihnen geschickt habe. Denn, nachdem Ich seinen und des Prinzen Ferdinand von Braunschweig Bericht gehört hatte, habe Ich Mich gedrungen gefühlt, Ihnen die Pferde zu ersetzen, die Sie verloren haben. Aber welche Gnade möchten Sie sich wohl gegenwärtig von Mir erbitten?" — „Das Ordenskreuz pour le mérite, Sire, für die Kapitaine und den Grenadiermarsch für das Regiment." Der letztere wurde mir sogleich als ein Vorzug bewilligt; indessen haben sich die andern Dragoner-Regimenter ihn in der Folge auch zugeeignet.

„Nach dem Essen wollte ich mich so eben zu meinem Regiment verfügen, als ich den König, bloß von dem Marquis von Valori begleitet, ganz nahe bei mir bemerkte. „Grüßen Sie Ihre braven Officiere," sagte der König, „und danken Sie ihnen von Meinentwegen! Die Ordenskreuze, um welche Sie mich gebeten haben, will Ich Ihnen schicken, und die sechsundsechszig Fahnen nebst einem halben Adler sollen Ihrem Wappen beigefügt werden." — „„Setzen Sie noch zu dem Namen des Grafen von Chasot Hohenfriedberg, Sire!"" sagte der Marquis. — „Gut," erwiderte der König, „Ich willige ein." — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Friedrich der Große würde auch an diesem Tage Alles zugestanden haben, worum ihn Chasot gebeten hätte. Denn

es waren dazumal noch nicht die Ursachen zum Mißvergnügen vorhanden, die Chasot in der Folge nöthigten (was er sein ganzes Leben hindurch bedauern wird), den Preußischen Dienst zu verlassen. Auch hatten dazumal noch nicht gewisse Briefe Ludwigs XV. den König von Preußen gegen die Franzosen eingenommen.

Ich besorge einen Vorwurf, daß ich diesen Brief des Grafen von Chasot seinem ganzen Umfange nach vorgelegt habe. Er enthält freilich manche kleine und unbedeutende Umstände, aber eben diese Kleinigkeiten setzen zum Theil den wichtigeren Inhalt desselben in ein helleres Licht; sie machen uns mit der Art und Weise, wie er sich auszudrücken, sich zu unterhalten und die ihm vorkommenden Gegenstände anzusehen gewohnt war, bekannt, sie schließen uns manchen geheimen Winkel seines Herzens auf; und ich glaube daher, wenn nicht bei Allen, doch bei denen, die mit dem Verstorbenen in näheren Verhältnissen gestanden, wegen dieser unverkürzten Mittheilung eine hinreichende Entschuldigung zu finden.

Noch muß ich in Betreff dieser Bataille dem Briefe Chasots beifügen, daß der König einige Zeit nach der Schlacht der Mutter desselben ein Geschenk mit einer goldenen, reich mit Diamanten besetzten Dose machte und diesem ein Schreiben beilegte, worin es hieß: „Schon lange haben Sie ein Recht auf Meine Aufmerksamkeit wegen der Dienste gehabt, die Mir Ihr Herr Sohn geleistet hat. Die Mutter eines so braven und allgemein geschätzten Officiers kann von Mir nichts als Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten.“

Unser Chasot war es auch, dem im Jahr 1745 der zur Sicherheit der Kommunikation der Lebensmittel so wichtige Posten von Skalitz, einer ganz offenen Stadt ohne Gräben und Mauern, mit sechshundert Bayreuther Dragonern, ebensoviel vom Regiment Möllendorff und zweihundert Zietenschen Husaren anvertraut wurde, und er traf so gute Anstalten, daß mehrere Angriffe der Feinde zurückgeschlagen wurden.

Sein Nachfolger, ein gewisser Oberster, der ihn nach einigen Wochen mit fünfzehnhundert Mann Infanterie ablöste, war nicht so glücklich. Er verließ sich auf seine Stärke, beobachtete nicht die gehörige Vorsicht, wurde überrumpelt und verlor die Hälfte seiner Mannschaft, sowie die Officiere ihre Bagage. Der König war unzufrieden, daß man Chasot nicht zu Skalitz gelassen hatte. Er schrieb an Dumoulin: „Der unglückliche Vorgang bei Skalitz ist Mir unbegreiflich. Winterfeld muß sich sogleich dahin begeben und jeden der Einwohner, die Chasot als Spione gedient und ihm so gute Dienste geleistet haben, besonders darüber befragen. Auch soll er Mir, sobald er eine hinlängliche Garnison hineingelegt haben wird, davon Bericht erstatten. Wenn Chasot, den man nicht von diesem Posten hätte wegnehmen sollen, das Kommando darin wieder übernehmen will, so wird er Mir ein Vergnügen machen, und man kann seinen Dragonern noch etwas Infanterie und einige Kanonen beigesellen.“ Chasot hatte anfänglich keine Lust, sich dieser neuen Gefahr zu unterziehen, aber auf Winterfelds freundschaftliches Zureden entschloß er sich dazu. Er behauptete seinen Posten auch als ein Mann von Ehre. Der Feind wurde, wenn er ihn angriff, nicht nur mit blutigem Kopfe zurückgewiesen, sondern auch einst von ihm in einen Hinterhalt gelockt, wo er einige 30 Todte und 23 Gefangene verlor. St. André, ein Österreichischer Parteigänger, der, wenn er gut gegessen hatte, sich nicht immer der bescheidensten Ausdrücke bediente, sagte einst: Der Preußische Major, der zu Skalitz kommandire, sei ein Normann und Kenner von Pferden. Man habe ihm vor Kurzem ein doppeltes Gespann von Litthauischen Pferden geschickt, und diese wolle er nächstens besehen. St. André hielt nicht Wort. Statt dessen aber kam sein Kammerdiener, aus der Normandie gebürtig, und ein anderer Bedienter, die in der Nacht desertirt waren, und brachten fünf dem St. André gehörige Pferde mit Sätteln, Decken und Pistolen mit. Chasot wollte diese Treulosen nicht

sehen, kaufte ihnen ihre Equipage ab und ließ sie weiter reisen. Er schickte aber sogleich einen Trompeter an St. André ab, mit dem Erbieten, ihm seine ganze Equipage wieder zuzustellen, wenn er sie durch sichere Leute jenseits Kleinen-Skalitz abholen lassen wolle. St. André dankte ihm höflich und bat sich nur ein Paar Pistolen, eine Decke und einen Sattel aus, die Chasot ihm denn auch durch einen Trompeter überbringen ließ.

Den 18. September erhielt er den Befehl, Skalitz zu räumen und sich mit dem General Dumoulin zu vereinigen, welches sich nicht leicht bewerkstelligen ließ, da die Armee des Königs bereits über die Elbe gegangen war und das Dumoulinsche Korps schon bei Trautenau stand. Dem ohngeachtet zog er sich so gut aus dem Handel, daß er, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, im Lager ankam.

Weniger glücklich war er bei Marschendorf, wohin Dumoulin nach der Bataille von Soor ihn mit sechshundert Dragonern und fünfzig Husaren abschickte, von welchen er aber vierhundertundsechszig Dragoner in's Lager zurückgehen ließ, weil er sie auf den schmalen Fußsteigen, die er zu passiren hatte, nicht gebrauchen konnte. Er langte zu Marschendorf an, brachte die wenigen Lebensmittel, die er auftreiben konnte, zusammen und beorderte, daß solche so geschwinde wie möglich in's Lager von Soor geführt werden sollten. Indessen hatte der Österreichische Parteigänger Franquini, den man weit entfernt zu sein glaubte, die Gegend von Marschendorf nicht verlassen. Er sah Chasot ankommen, ließ ihn passiren und schnitt ihm darauf den Rückzug ab. Kaum hatte sich Chasot auf einer kleinen Anhöhe formirt, als er von der ganzen Masse der feindlichen Ulanen und Ungarn umgeben und angegriffen wurde. Er zog sich Anfangs in ziemlicher Ordnung zurück, aber seine fünfzig Husaren, die ein Lieutenant anführte, der keinen Muth hatte, machten zum ersten Male links um und riefen im Fliehen, daß sie abgeschnitten wären. Mit

einem Male bemächtigte sich auch seiner Dragoner ein panischer Schrecken. Sie suchten sich, so gut sie konnten, zu retten, und wurden von den Ulanen, die mit Lanzen bewaffnet waren, verfolgt. Vor einem engen Wege, durch den sie mußten, hatten sich zwei brave Dragoner gestellt, die sie hineinließen und dem Feinde den Eingang verwehrten. Sie langten endlich bei einer über den Trautenbach geschlagenen Brücke an, die schon von den Ungarn besetzt war. Hier entstand ein hartnäckiges Gefecht. Chasot erhielt einen Lanzenstich in's Gesicht, und sein Pferd bekam einen Schuß in den Hals. Sie drangen indessen durch und retirirten sich mit einem Verlust von achtzig Dragonern in das Lehwaldsche Lager. Die beiden Dragoner, denen Chasot das Leben verdankte, und die gefährlich verwundet waren, wurden von dem Könige ein jeder mit zehn Louisd'or beschenkt, und Chasot sorgte, so lange sie lebten, auf seine Kosten für ihren Unterhalt.

In der Bataille von Kesselsdorf, welche den 15. Dezember 1745 vorfiel, kommandirte Chasot, weil der Prinz Georg von Holstein-Gottorp abwesend war, den linken Flügel der Preußischen Armee, auf welchem weiter keine Kavallerie als das Regiment Bayreuth sich befand. Diesem Regiment ward inzwischen keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, gegeben. Zwar ließ Chasot sechshundert Dragoner absitzen, um eine feindliche Batterie von hinten anzugreifen; wie sie aber bei selbiger ankamen, fanden sie solche schon von den Preußen besetzt und wurden noch dazu für ihren guten Willen, weil man sie für Sachsen hielt, mit einigen Flintenschüssen empfangen.

Nach der Schlacht nahm der König sein Hauptquartier in Dresden, und das Bayreuther Dragoner-Regiment wurde in die Neustadt verlegt. Hier war es, wo Chasot viele Klagen über Unordnungen, welche die Dragoner seines Regiments sich sollten haben zu Schulden kommen lassen, zu Ohren kamen, und, da er nicht Willens war, solche zu übersehen, so ließ er einen gewissen Major von Bronickowsky,

der einigen Edelleuten und selbst aus einer Kirche Silberzeug und andere Sachen genommen hatte und eben jetzt auf dem Wege war, einen großen Train eroberter Kanonen nach der Grenze zu eskortiren, ablösen, nach Dresden kommen und daselbst arretiren. Er stattete sogleich dem Könige von diesem Vorfall einen ausführlichen Bericht ab; dieser aber, statt ihn zu lesen, drehte sich auf seinem Absatz herum und ging in sein Kabinet, diktirte auch den andern Morgen selbst die Ordre, daß der Major, den er von einem Husaren-Regiment zu den Bayreuther Dragonern versetzt hatte, seines Arrestes entlassen werden sollte. Der Major, der aus dieser Ordre erfuhr, daß Chasot die Ursache der ihm widerfahrenen Beschimpfung sei, dachte jetzt auf nichts als Rache; verhehlte es auch im Geringsten nicht, daß er die Absicht habe, ihn, wenn das Regiment sich trennen und in seine Garnisonen rücken würde, auf der Grenze anzugreifen. Wie gesagt, so gethan. Das Regiment begab sich nach dem Dresdener Friedensschlusse auf den Rückmarsch, und obgleich der Graf von Schwerin, der das Kommando davon übernommen hatte, die Veranstaltung machte, daß die Escadron des Majors von Bronickowsky und die des Herrn von Chasot nie an einem Orte zusammentrafen: so konnte er doch solches nicht weiter als bis Pasewalk verhindern, wo der General sein Standquartier hatte. Hier war es, wo Chasot, nachdem er seine Escadron nach Treptow vorausgehen lassen, mit einem Herrn von Pirch, einem jungen und braven Officier, der die Gefahr kannte, die ihn bedrohte, und ihn nicht verlassen wollte, zurückblieb, um einem Picknick, das zur Ehre der Damen des Regiments gegeben wurde, beizuwohnen. Der Major befand sich auch auf diesem Picknick und betrug sich dabei so unbescheiden, daß er nicht nur die Gesellschaft unaufhörlich von seinen Heldenthaten, seinem alten Adel, seiner Stärke und allen denen, welche sein Heroismus schon in die andere Welt geschickt hätte, unterhielt, sondern auch dem Herrn von Chasot, den er immer

mit dem Titel eines Französischen Marquis bezeichnete, in alle Winkel des Saales und zu allen Personen folgte, mit denen er zu sprechen hatte. Er ward zwar ruhig, als dieser ihm in's Ohr sagte: daß er sich nur bis morgen gedulden möchte, wandte sich aber gleich hernach auf eine höchst trotzige Art an den Herrn von Schwerin, und da Chasot glaubte, daß ihm ein so respektwidriges Betragen gegen seinen General nicht ungestraft hingehen dürfte, so faßte er ihn auf eine eben nicht sanfte Weise beim Arm. Jetzt verließ die ganze Gesellschaft das Zimmer. Chasot bot der Generalin von Schwerin die Hand, und als er wieder zurückkam, fand er den wüthenden Major in selbigem allein. „Sie sind wohl hinausgegangen, um Ihren Sarg zu bestellen?“ redete dieser ihn an und gab ihm, indem er dies sagte und noch ehe Chasot ziehen konnte, mit seinem Säbel einen Hieb über die rechte Schläfe, der tödtlich gewesen sein würde, wenn nicht Chasots silberne Hutschnalle die Gewalt desselben etwas verringert hätte. Nun zog auch Chasot, und bald kam der Vortheil auf seine Seite. Er trieb seinen Gegner im ganzen Saal herum, und schon wollte er, da er nur die Absicht hatte, ihn zu entwaffnen, ihm den Säbel aus der Hand reißen, als er ausglitt und durch diesen Zufall einen Hieb in den rechten Arm erhielt, der bis auf den Knochen drang. Der Schmerz, den ihm diese Wunde verursachte, brachte ihn so sehr in Hitze, daß er seinem Gegner mit einem Hieb die Hirnschale spaltete, sodaß dieser todt zu Boden fiel. Er setzte sich hierauf, sogleich nachdem er sich hatte verbinden lassen, mit dem Herrn von Pirch und einem Chirurgen in seinen Wagen, fuhr nach seiner Garnison Treptow und begab sich von da an den Herzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Hof. Von hier aus schrieb er an den König: er bäte um keine andere Gnade, als daß Se. Majestät geruhen möchten, die Sache nach allen Umständen und mit aller Strenge untersuchen zu lassen, dabei aber auch Sich zu erinnern, daß Sie Selbst es wären, die zu diesem

unglücklichen Vorfall die Veranlassung gegeben hätten. — Der König ließ ihm durch den General Winterfeld antworten: er möchte sich nur von seinen Wunden heilen lassen; das in dieser Sache gefällte Urtheil solle ihm in der Folge bekannt gemacht werden. Das Urtheil erfolgte, und es fiel für ihn so günstig aus, daß er einhellig von dem zu Berlin niedergesetzten Kriegsgerichte losgesprochen wurde. Der König aber fand nicht für gut, es zu bestätigen, vielmehr schrieb er mit eigener Hand unter dasselbe:

„Auf ein Jahr nach der Festung Spandau!

Friederich.“

Hierwider ließ sich nun freilich nichts erinnern. Chasot begab sich in seinen Arrest, der ihm durch die besondere Fürsorge Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen sehr angenehm gemacht wurde, und blieb daselbst bis zur Zurückkunft des Königs von Pyrmont, da er von demselben den schriftlichen Befehl erhielt, zu ihm nach Potsdam zu kommen. Chasot kam. In den ersten drei Tagen nahm der König bei Tische eine sehr ernsthafte Miene an. Chasot ebenso. Endlich platzte die Bombe. Der König kam auf den unglücklichen Vorfall, und als er daher Gelegenheit nahm, sich über die wilde Lebhaftigkeit der Franzosen lustig zu machen, so antwortete ihm Chasot, der keinen Spaß vertrug wenn man von seiner Nation übel sprach, auf eine solche Art, daß der König seine Serviette auf den Tisch warf und sich schnell, ohne Abschied zu nehmen und ohne einmal Jemand anzusehen, in sein Zimmer begab. Die Gesellschaft entfernte sich. Alle tadelten laut die gar zu große Lebhaftigkeit des Chevaliers und waren für die Folgen besorgt. Nur er allein war am wenigsten bekümmert. Es dauerte auch nicht lange, so brachte ihm ein Läufer des Königs den Befehl, zum Concert zu kommen, vorher aber bei dem Könige anzusprechen. Chasot ging sogleich hin. Beim Eintritt in das Zimmer kam ihm der König, den Hut auf dem Kopf und die Flöte unter dem Arm, ent-

gegen und empfing ihn mit den Worten: „Ich habe Ihnen Zeit gelassen, Chevalier, sich zu beruhigen; nunmehr aber hoffe Ich das Geständnis von Ihnen zu erhalten, daß Ihre Hitze wohl nicht leicht weiter, als geschehen, getrieben werden konnte, und daß Ihre Lebhaftigkeit Mich so wenig geschont hat, daß jeder Andere, außer Mir, sie Ihnen so leicht nicht vergeben würde. Es ist nicht genug, ein ehrlicher Mann und braver Officier zu sein; man muß sich auch in der Gesellschaft zu mäßigen wissen und nicht gleich jede Kleinigkeit hoch aufnehmen." — „„Sire,"" antwortete Chasot, „„ich fühle, Sie haben Recht und ich Unrecht, und ich bitte deshalb um Verzeihung, aber zugleich ersuche ich Sie auf das inständigste, mir künftig die Reue über meine Hitze zu ersparen. Ich bin nicht Herr über mich, wenn Ew. Majestät Sich in meiner Gegenwart über die Französische Nation lustig machen."" — „Was habe Ich denn von Ihrer Nation Übels gesprochen?" versetzte der König. „Ich will die ganze Tischgesellschaft darüber befragen und es, daß Alle es hören, bei Ihnen entschuldigen, wenn man darin übereinkommen wird, daß Meine Absicht gewesen sei, Mich über die Franzosen aufzuhalten. Doch morgen mehr davon!" Dieselbe Gesellschaft, die heute bei dem Könige gegessen hatte, war auch auf den folgenden Mittag nach seinem neuen Sans-souci eingeladen worden. Kaum hatte der König sich gesetzt, so forderte er die Gesellschaft sammt und sonders auf, sich zu erklären, ob Jemand das, was er von der Französischen Nation gestern geäußert, so verstanden habe, daß er, wie man ihn doch beschuldige, sie habe lächerlich machen wollen? Jedermann schwieg oder antwortete mit Ausflüchten. „Nun," sagte der König hierauf, „da man Mich weder verdammen noch los-sprechen will, so halte Ich Mein Wort und bitte alle Franzosen um Verzeihung. Aber das werden Sie mir doch zugeben müssen," fügte er hinzu, indem er sich an den General B .... wandte, „daß der Chevalier gestern so aussah, als wenn er Mir den Teller an den Kopf werfen wollte?" — „„Das ist

nicht zu leugnen,"" erwiderte dieser, „„daß die Augen des Chevaliers eine gewisse Wuth verriethen."" Chasot sah den General einen Augenblick steif an und sagte darauf ganz laut: „Nur von Ihnen, mein Herr, erwartete die Gesellschaft eine so gefällige Antwort." Der König veränderte die Farbe, äußerte aber sich nicht weiter darüber, als daß er zu dem Herzoge von Braunschweig sagte: „Chasot wird doch nie seine Lebhaftigkeit ablegen. Sie ist stärker als er."

Bald war Alles vergessen und vergeben. Chasot stand wie vorher bei dem Könige in Gnaden, als eine Begebenheit, woran er aus Mitleid gegen eine unglückliche Familie, und weil er soeben erst in einer gleichen Lage gewesen war, Theil nahm, sie ihn auf ein Haar wieder hätte verscherzen lassen.

Es kam nämlich darauf an, das Leben eines jungen Menschen zu retten, der von Familie war und einen sehr begüterten Vater hatte, den der Verlust seines einzigen geliebten Kindes gewiß in's Grab gestürzt haben würde. Dieser junge Mann, ein Page des Königs, hatte das Unglück gehabt, einem andern Pagen, der der angreifende Theil war, in einem Duell das Leben zu nehmen; und der König, der ein abschreckendes Beispiel geben wollte, hatte beschlossen, ihn mit dem Tode bestrafen zu lassen. Beide Königinnen hatten für ihn um Gnade gebeten, aber vergebens. Chasot ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er suchte bei dem Könige um ein besonderes Gehör nach und erhielt es. Auf die Frage des Königs: Worin sein Anliegen bestehe? antwortete Chasot: „„Vorläufig muß ich Ew. Majestät um Geduld bitten, mich anzuhören und mir ein Beispiel der Mäßigung selbst zu geben, die Sie so oft mir an's Herz zu legen geruht haben."" — „Nun," erwiderte der König, „erklären Sie sich!" — „„Sie wissen, Sire,"" fuhr Chasot fort, „„daß ich das Unglück gehabt habe, mir Ihre Ungnade dadurch zuzuziehen, daß ich, um mein Leben zu retten, einem Manne das seinige nahm, den Sie immer für den bravsten in Ihrer Armee gehalten

haben. Sie erinnern Sich aber auch, daß das Kriegsgericht, welches ich mir zur einzigen Gnade von Ihnen erbat, mich mit einhelliger Stimme freisprach und ich es Ihrer Güte und Gerechtigkeit zu verdanken habe, daß ich nur eine kurze Zeit in Spandau habe zubringen dürfen. Doch, Sire, was hülfe mir Ihre Verzeihung, was Ihre mir wieder zugewandte Gewogenheit, wenn Sie mich zum zweiten Mal und strenger als das erste Mal dadurch bestrafen wollten, daß Sie einen jungen Menschen als Opfer dahingeben, der nicht strafbarer ist, als ich es war, daß Sie über ihn als ein unversöhnlicher Richter, mit Hintenansetzung aller gerichtlichen Formen, entscheiden wollen, unterdessen seine Kameraden eidlich zu bezeugen erbötig sind, daß er der beleidigte, verfolgte und angegriffene Theil war und nur vertheidigungsweise seinem Gegner den tödtlichen Stoß beigebracht hat. Erklären Sie Sich hieraus zum Theil die traurige und nachdenkende Miene, worüber Sie mir seit einigen Tagen so manche Vorwürfe gemacht haben. Um Gottes willen, Sire, um Ihrer Selbst willen hören Sie nicht auf, menschlich gesinnt, hören Sie nicht auf, ein Vater und Beschützer braver Leute zu sein! Vergeben Sie Ihrem Pagen oder schicken Sie mich sogleich in Arrest! Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, wenn dieser junge Mensch den Manen des Bronickowsky aufgeopfert und ich die alleinige Ursache des Unglücks seiner ganzen Familie würde.““ — „Das wäre es also, was Sie Mir zu sagen hätten?“ antwortete der König und wollte sich in sein Kabinet begeben. Aber Chasot stellte sich mit den Worten vor die Thüre: „„Nein, Sire, ich lasse Sie nicht eher hinaus, bis Sie mich gewürdigt haben, mir ein Ja oder Nein zur Antwort zu geben, und dann will ich Ihnen die Mühe ersparen, Ihre Garde zu rufen, um mich nach Spandau zu führen. Viel lieber will ich dahin zurückkehren, als ein Zeuge Ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit sein. O, Sire,““ fuhr er fort, indem er dem Könige zu Füßen fiel und seine Hand nahm,

„„schlagen Sie mir nicht, da Sie mich zum ersten Mal zu Ihren Füßen sehen, die Begnadigung Ihres Pagen ab, oder erlauben Sie mir gütigst, Ihnen zum letzten Mal die Hand zu küssen und Ihnen für alles das Gute, das Sie mir erwiesen haben, zu danken!““

Der König, der während dieses ganzen Auftritts zwei bis drei Mal die Farbe verändert hatte, hieß den Chevalier aufstehen und sagte, nachdem er mit den Händen auf dem Rücken wieder an seinen vorigen Platz vor dem Kamin gegangen war und sich etwas von seiner Bestürzung erholt hatte, zu Chasot: „Sie müssen Mich sehr gut kennen und eben so sehr von Meiner Geduld und Nachsicht in Betreff Ihrer überzeugt sein, daß Sie es haben wagen dürfen, Mir Gewalt anzuthun und Mir den Ausgang aus diesem Zimmer zu verwehren. Glauben Sie wohl, daß ein Prinz in ganz Deutschland gutmüthig genug sein werde, zu dulden, daß man ihn in seinem eigenen Zimmer ungestraft beschimpfe? Nein, Chevalier, Sie treiben Ihre Freiheit bisweilen zu weit, und Ihre Lebhaftigkeit läßt Sie zum öftern die Grenzen des Anstandes selbst bei denen überschreiten, die Sie, weil Sie ihrer benöthigt sein könnten, schonen müßten. Bin Ich es Selbst, der Sie verdorben hat, so habe Ich Mir einen Vorwurf mehr zu machen. Doch sagen Sie Mir aufrichtig: Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben, sich so ernstlich für Meinen Pagen zu verwenden?“

Chasot versicherte auf sein Ehrenwort, daß keine lebendige Seele darum gewußt, daß bloß seine Anhänglichkeit an den König und der Wunsch, ihn eine Handlung nicht begehen zu lassen, vor der er zurückgeschaudert sei, ihn vermocht habe, um diese Audienz zu bitten. „„Gern,““ fügte er noch hinzu, „„will ich zu jeder Zeit mein Leben zur Erhaltung des Ihrigen hingeben, Sire, aber es kann mir nicht gleichgültig sein, was man von Ihnen urtheilt, und ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihnen unter vier Augen Alles, was Ihrem guten

Rufe nachtheilig ist, vorzulegen."" — „So müßte man denn, Ihrer guten Absicht wegen, Ihnen Alles nur so hingehen lassen?" erwiderte der König. „Nun gut! um Sie zu beruhigen, soll der Page begnadigt werden; doch müssen Sie Mir auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß Sie innerhalb acht Tagen von dem, was zwischen uns vorgefallen ist, gegen keinen Menschen, er sei wer er wolle, etwas äußern wollen. Denn Sie sollen wissen, daß Ich selbst der Königin-Mutter die Begnadigung des Pagen abgeschlagen habe." — „„Ach,"" sagte Chasot, „„die Königin, die beste aller Mütter, ist von Ihrer Zärtlichkeit für sie hinlänglich überzeugt und weiß wohl, daß Sie Gründe haben müssen, die Ihnen nicht erlauben, ihr sogleich die Begnadigung zuzugestehen, um welche ihr weiches Herz Sie ersucht hat."" — „Genug," versetzte der König hierauf, „verlassen Sie Mich jetzt und kommen Sie um sechs Uhr zum Concert wieder!"

So endigte diese Unterredung, und die Folge davon war, daß der Page auf dem Platze, wo er enthauptet werden sollte, begnadigt wurde. Auch hatte diese Begebenheit keinen nachtheiligen Einfluß auf die günstigen Gesinnungen des Königs für Chasot. Er war nach wie vor um den König und mußte ihn, wie er einige Tage hernach nach Schlesien reiste, um die dortigen Regimenter die Revue passiren zu lassen, begleiten.

In den Jahren 1747, 48 und 49 war der König so zufrieden mit den Manövern des Regiments Bayreuth, daß auf seinen Befehl viele Officiere anderer Kavallerie-Regimenter sich nach Pasewalk, wo das Hauptquartier des Regiments war, begeben mußten, um sich dorten darin unterrichten zu lassen. Zu Ende des Jahres 1749 bekam Chasot den Auftrag vom Könige, sogleich nach Schwerin und Strelitz zu reisen, um mit beiden Höfen wegen der Überlassung von drei Bataillons Infanterie zu negociiren, welche bei entstehendem Kriege die Brandenburgischen Grenzplätze besetzen sollten. Er

begab sich, sobald er sein Creditiv und die Bedingungen, welche von dem Könige eigenhändig unterschrieben waren, erhalten hatte, ungesäumt an Ort und Stelle; es zogen sich aber die Unterhandlungen aus Ursachen, die der König nicht mißbilligen konnte, etwas in die Länge, und, obgleich Chasot seinen Zweck nicht völlig erreichte, so bezeugte sich der König doch mit dem Ausgange des Geschäftes sehr zufrieden.

Im Jahre 1750 ließ der König das bekannte glänzende Carroussel veranstalten, welches eine außerordentliche Menge von Fremden nach Berlin zog. Es bestand aus vier Quadrillen, wovon die erste die Römer und die übrigen die Griechen, die Cartagenienser und die Perser vorstellten. Die erste erforderte den mehrsten Aufwand und wurde von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen angeführt. Auf ausdrücklichen Befehl des Königs wurde Chasot dieser zugetheilt; ein Umstand, der in Vergleichung mit einigen andern Verfügungen dieser Art es Chasot sehr wahrscheinlich machte, daß der König es wohl nicht ungern sehen würde, wenn er in seinen Staaten Schulden contrahirte, um ihn alsdann ganz von seiner Gnade und Freigebigkeit abhängen zu lassen. Dazu aber hatte Chasot keine Lust. Er suchte sich aus seiner Verlegenheit so gut, wie möglich, zu ziehen, und das Mittel dazu war, daß er sich aus Dresden eine Menge falscher Diamanten, welche für das dortige Theater bestimmt waren, insgeheim zu verschaffen wußte und sich dadurch in den Stand setzte, keinem der übrigen Ritter an Glanz und äußerer Würde nachstehen zu dürfen.

Der größte Nachtheil, den ihm diese Feierlichkeit brachte, war eine Krankheit, wovon er Anfangs nicht zu genesen glaubte. Die außerordentliche Hitze, die um diese Jahreszeit herrschte, die häufigen Vorübungen, die beständige Begleitung des Königs, der in der größten Mittagshitze, ohne sich über Hitze zu beklagen, zwei Meilen zu Pferde in vollem Jagen machte, und die ausgesuchten Früchte, die Chasot in großer Menge an

der Tafel der Markgräfin von Bayreuth, bei welcher der König, wie er zu Berlin war, alle Tage zu Mittag aß, zu sich nahm, zogen ihm ein heftiges Fieber zu, womit er von Berlin abreiste und zu Strelitz anlangte. Acht Tage nach seiner Ankunft daselbst schickte der König ihm den bekannten la Mettrie, der ihm, unter dem Beistande eines andern Königlichen Arztes, durch seine Sorgfalt, Geschicklichkeit und aufgeräumtes Wesen wieder zu seiner Gesundheit verhalf. Dieser la Mettrie war ein Wollüstling von der ersten Art. Eine gute Tafel und gute Gesellschaft war für ihn von großem Werth. Dem Vornehmen versagte er seinen Beistand, der Geringere schickte zu keiner Zeit vergebens. Einst sah Chasot ihn augenblicklich ein köstliches Abendessen verlassen, um im Schneewetter, mit Schuh und Strümpfen, einem armen gefährlichen Kranken zu Hülfe zu eilen. Seine Einkünfte widmete er zur Hälfte den Nothleidenden, zur Hälfte seinem Vergnügen. Die Lebhaftigkeit seines Geistes hatte nicht ihres Gleichen. Er nahm es zu gleicher Zeit mit Voltaire, Maupertuis, d'Argens und Algarotti auf und ließ ihnen keine Zeit zu antworten, so daß auch Voltaire von ihm sagte: Dieser Mann würde zwar für einen Bückling den Teufel von allen seinen Krankheiten heilen, ihn aber auch mit seinem Überfluß von Worten toll und rasend machen.

Es war eine der Eigenthümlichkeiten des Königs, daß es bei jeder großen Revue immer ein oder zwei Regimenter gab, womit er nicht zufrieden sein wollte; und man wußte es schon vierzehn Tage zum Voraus, welches Regiment sein Tadel treffen würde. Bei der Musterung, welche im Jahr 1751 bei Berlin gehalten wurde, fiel dies Loos dem Regiment Bayreuth allein zu. Schon daraus konnte man die Gesinnungen des Königs gegen dieses Regiment wahrnehmen, daß es nicht durch die Hauptstraßen von Berlin in's Lager gehen durfte, sondern auf Nebenwegen und über drei hölzerne Brücken, wovon die letztere eine Zugbrücke war, welche nur

zwei Mann in jedem Gliede zu gehen erlaubte. Chasot ließ seine fünf Escadrons in vollem Galopp über diese Brücke passiren, so daß sie zerbrach und für einige Tage nicht zu gebrauchen war. Der König, der bis jetzt noch das Regiment mit seinem Tadel verschont hatte, nahm hiervon Gelegenheit, sich an Chasot mit den Worten zu wenden: „Ihre Pferde, Herr von Chasot, scheinen sich vor einer Zugbrücke zu fürchten." — „„Das kann sein, Sire,"" antwortete Letzterer, „„denn in unsern Garnisonen giebt es keine solche Brücken; auch sind es nur die jüngeren Pferde, die sich fürchten. Desto besser haben die, welche bei Hohenfriedberg gewesen sind, sie gelehrt, Gräben zu überspringen."" Der König lächelte, wie man sagt, näherte sich aber in der Folge dem Herrn von Schwerin mit den Worten, welche er ihm in's Ohr raunte: „Sagen Sie mir doch, warum geht Chasot so oft nach Mecklenburg, und wer giebt ihm die Erlaubnis, sich so lange von seinem Regiment zu entfernen?" Schwerin antwortete: Er wäre theils genöthigt, in Mecklenburg die Rekruten in Empfang zu nehmen, womit ihm die beiden dortigen Höfe ein Geschenk machten, theils hätte sein Aufenthalt allda, und zwar sein längster, einen kleinen Auftrag betroffen, den, wie er ihm erzählt, Se. Majestät ihm selbst an die genannten Höfe gegeben hätten. „Und dies alles glauben Sie?" versetzte der König und entfernte sich, ohne dem Herrn von Schwerin zu einer weiteren Erklärung Zeit zu lassen. Chasot, den Schwerin von dieser Unterredung benachrichtigte, fand sich durch diese Worte äußerst beleidigt. Seiner Meinung nach lag darin kein anderer Sinn, als: Chasot hat Sie hintergangen; und Sie konnten schwach und gefällig genug sein, dem, was er Ihnen sagte, Glauben beimessen? Dulden Sie doch dergleichen Unordnungen nicht, bedienen Sie sich Ihres Ansehens als General und Kommandant des Regiments und überwerfen Sie sich eher mit ihm, als daß Sie sich von ihm hinter's Licht führen lassen! — Chasot hatte überdies noch die von

dem Könige eigenhändig unterzeichneten Papiere, die Mecklenburgische Negociation betreffend, in Händen und konnte sich also rechtfertigen. Er wollte daher sogleich an den König schreiben und ihm seine Empfindlichkeit über das Vorgefallene zu erkennen geben; auf Anrathen des Herrn von Schwerin aber unterblieb es. Doch bewirkte diese Äußerung des Königs, daß er den festen Entschluß faßte, ihm nicht weiter zu dienen.

Am Abend vor dem großen Manöver ließ der König bekannt machen, daß er am andern Morgen zeitig mit seiner Infanterie aus Berlin rücken und sie draußen in ein längliches Viereck formiren werde. Wer von seinen Kavallerie-Officieren alsdann Lust habe, in dieses Viereck einzubrechen, möge sein Heil versuchen. Es werde ihm lieb sein, wenn er seinen Zweck erreiche. Chasot, der an diesem Tage die auf dem linken Flügel postirten zehn Escadrons Bayreuther Dragoner kommandirte, weil der General Schwerin zu der Kavallerie auf dem rechten Flügel mußte, konnte wegen eines ihm zugestoßenen heftigen Fiebers anderthalb Stunden hindurch nur ein Zuschauer der vergeblichen Versuche sein, welche die andern Kavallerie-Regimenter machten, das Viereck zu durchbrechen. Wie das Fieber schwächer wurde, legte auch er Hand an's Werk. Er bemerkte, daß die Grenadiere der rechten Flanke, um seine Dragoner abzuhalten, der ersten immer vorrückenden Linie des Quarré's nicht so geschwinde folgen konnten, daß nicht dadurch zu Zeiten eine Lücke hätte entstehen sollen; und, ehe man sich es versah, war er mit seinen Escadrons mitten im Viereck. Mit eben der Entschlossenheit benutzte er eine Öffnung, die ihm die zweite Linie der Infanterie darbot, sich wieder herauszuziehen. In vollem Galopp drang er durch selbige, und in einer Entfernung von hundert Schritt waren seine Leute wieder formirt. Dem Könige gefiel sein Benehmen so, daß er ihm nicht nur durch seinen General-Adjutanten, den Herrn von Buddenbrock, sagen ließ: es freue ihn sehr, daß sein Zögling allein das Glück gehabt habe, sein Quarré

zu durchbrechen, sondern ihm auch an der Mittagstafel, wohin er ihn hatte einladen lassen, öffentlich seine Zufriedenheit darüber bezeugte. Nach aufgehobener Tafel mußte er dem König in sein Zimmer folgen, wo derselbe ihm zwei große Gläser mit Medizin zeigte, die er, um ihm das Fieber zu vertreiben, von dem berühmten Cothenius hatte verschreiben lassen. Chasot nahm diese Gelegenheit wahr, mit dem Könige über das, was er in Ansehung seines Aufenthalts in Mecklenburg zum General von Schwerin gesprochen hatte, zu reden, und zog zu seiner Rechtfertigung das von dem Könige unterzeichnete Papier aus der Tasche. Der König wollte es nicht lesen und antwortete bloß: Seine Absicht sei bei der Unterredung mit Schwerin keine andere gewesen, als zu erfahren, ob ihm die Negociation wegen der drei Bataillons bekannt sei. Übrigens solle von dieser Sache nicht weiter gesprochen werden. Chasot lenkte hierauf das Gespräch auf die Wunden, die er zu verschiedenen Zeiten erhalten habe, und die unangenehmen Zufälle, denen sie ihn noch jetzt aussetzten. Er stellte dem Könige vor, wie die Ärzte es für nothwendig erachteten, daß er sich einige Monate in Frankreich aufhalte, und bat ihn um die Erlaubnis, seine Familie in der Normandie, nach einer Abwesenheit von zweiundzwanzig Jahren, auf einige Zeit besuchen zu dürfen. „Das Fieber," erwiderte der König, „ist ein trauriger Reisegefährte. Sorgen Sie erst, daß Sie wieder hergestellt werden! Ich will Ihnen den Chirurgus Coste, einen geschickten Mann, der bei Ihnen bleiben soll, mitgeben; und sobald es gewiß ist, daß Sie die Beschwerden der Reise werden ertragen können, steht es in Ihrem Belieben zu reisen, wann Sie wollen." Ein Page brachte hierauf dem Könige, der in seinem neuen Phaethon ausfahren wollte, Degen, Stock und Handschuhe und ward beordert, die Gläser des Cothenius in den Wagen zu setzen. Vor dem Schlosse wollte Chasot Abschied nehmen, aber er mußte sich nicht nur auf Befehl des Königs zu ihm setzen und ihn nach

seinem Absteige-Quartier, das in dem Hause einer einige hundert Schritte von dem Hallischen Thor wohnenden Witwe war, begleiten, sondern er ließ ihn auch in eben diesem Wagen nach seinem Lager und bis an sein Zelt bringen.

Nach geendigtem Manöver ging das Bayreuther Regiment wieder in seine Garnison. Chasot nahm den Chirurgus des Königs mit sich, und innerhalb drei Wochen hatte ihn sein Fieber verlassen, und er fand sich im Stande, von der Erlaubnis des Königs, „zu reisen, wann er wolle“, Gebrauch zu machen. In der Überzeugung, daß es nun keiner Formalitäten weiter bedürfe, ging er nach Berlin und ließ den König durch Maupertuis, welcher ihm beim Einpassiren begegnete, wissen, daß er morgen kommen und seine Aufträge, die er ihm etwa nach Frankreich mitzugeben hätte, entgegennehmen würde. Der König hatte unterdessen seine Meinung geändert. Auf seinen Befehl mußte der Graf von Haack, als Kommandant von Berlin, Chasot seinen Degen abfordern und ihm dabei anzeigen lassen, daß er im Arrest sei und zu seinem Regiment zurückkehren solle. Chasot gab seinen Degen ab, aber mit Ausdrücken, die hinlänglich zu erkennen gaben, wie sehr ihm diese Beschimpfung zu Herzen gehe. Zugleich versicherte er, daß er, sobald ihn sein Fieber, wovon er einen neuen Anfall bekommen, verlassen haben werde, welches jedoch erst den nächsten Morgen ungefähr um drei Uhr sein dürfte, abreisen wolle. Der Graf von Haack bestand auf seine augenblickliche Rückkehr und ließ ihn zuletzt bedrohen, daß, wenn er nicht auf der Stelle reisen würde, er vierundzwanzig Grenadiere schicken wolle, die ihn mit Gewalt in den Wagen heben sollten. Hier riß Chasot der Faden der Geduld. Mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit ließ er ihm zurücksagen: Er erwarte seine Grenadiere und ihn selbst, wenn er so brav als roh und unverschämt wäre, an ihrer Spitze. Er würde ihn zwar mitten im Fieber, doch vorbereitet genug finden, ihn wohl zu empfangen. Die Sache hätte von Folgen sein können,

wenn nicht die Gemahlin des Grafen von Haack sich in's Mittel gelegt und durch die Vorstellung, daß eine zu wörtliche Auslegung des Königlichen Befehls den größten Nachtheil für ihn selbst haben dürfte, ihren Mann bewogen hätte, seinen Vorsatz zu ändern. Chasot reiste darauf am andern Morgen ab.

Nachdem er sich über sieben Wochen wieder bei seinem Regiment aufgehalten hatte, bekam er endlich von dem Könige die Erlaubnis, nach Frankreich zu reisen, doch mit dem Befehl, über Potsdam zu gehen und sich nicht in Berlin aufzuhalten. Er langte zu Potsdam an. Erst nach Verlauf von drei Tagen ließ der König ihn Abends um fünf Uhr zu sich auf's Schloß rufen, wo er ihn, den Hut auf dem Kopf, mit den Worten empfing: „Sie haben sich also, mein Herr, fest entschlossen, in Ihr schönes Vaterland zurückzukehren?" — „„Ew. Majestät,"" erwiderte Chasot, „„haben es mir erlaubt, und meine Gesundheit macht mir eine Veränderung der Luft nothwendig."" — „Ich verstehe Sie," erwiderte der König, „thun Sie sich weiter keinen Zwang an; reisen Sie, mein Herr, und bleiben Sie, wenn Sie wollen, da, wohin Ihre Wünsche Sie führen, und wo man Sie erwartet. Die bei Meinen Truppen eingeführte Dienstordnung fängt an, Ihnen zu mißfallen. Ich wünsche, daß Sie es in Frankreich besser finden mögen!" Chasot antwortete mit einem ehrfurchtsvollen Bückling, eilte schnell nach der Thüre und machte, da der König warm wurde, um nicht noch mehr zu hören, selbige hinter sich zu.

Der Gedanke, daß er sich in Betreff des Königs keinen Vorwurf zu machen habe, ließ ihn eine Freude empfinden, die über allen Ausdruck ging; weil er aber besorgte, daß der König seinen Entschluß ändern und ihn in Potsdam zurückhalten möchte, so traf er die Veranstaltung, daß er noch an demselben Abend abreisen konnte, fuhr um neun Uhr vor den Fenstern des Königs, der um diese Zeit dem Konzert

beiwohnte, in aller Stille vorbei und betrieb seine Reise so schnell, daß er sich am folgenden Morgen um sechs Uhr schon in einem großen Sächsischen Dorfe befand, wo er sich von seiner Besorgnis, die ihn, so lange er sich noch in den Preußischen Staaten befand, immer begleitet hatte, erholte. Die freie Luft, die er nun einathmete, hatte einen solchen Einfluß auf seinen Körper, daß seine Gesundheit sich zusehends verbesserte. Er reiste jetzt nur bei Tage und hielt sich in allen großen Städten auf, die er schon seit langer Zeit zu sehen gewünscht hatte. In Lüneville machte er dem Könige Stanislaus seine Aufwartung, doch ohne daß er ihn etwas von seiner Absicht, den Preußischen Dienst zu verlassen, merken ließ. Noch immer hatte er Zufälle, die ihn oft dreimal an einem Tage mit den heftigsten Schmerzen, die indessen glücklicher Weise nur einen Augenblick dauerten, zu Boden warfen. Er zog deshalb zu Paris den berühmten Astruc und noch verschiedene andere geschickte Wundärzte zu Rathe, deren Gutachten, welches er sich schriftlich von ihnen geben ließ, dahin ging, daß diese durch seine Kopfwunden verursachten Zufälle, welche noch schlimmere fürchten ließen, es nothwendig machten, daß er je eher je lieber die Bäder und eine Kur von einigen Wochen gebrauche, nach deren Verlauf er die Luft seines vaterländischen Bodens einathmen und daselbst, bis daß er seiner völligen Genesung gewiß sei, ein sehr ruhiges und mäßiges Leben führen müsse.

Ludwig XV., der von den Gesundheitsumständen Chasots und dem, was die Ärzte in Betreff derselben verordnet hatten, unterrichtet wurde, willigte nicht nur ein, daß er sich bei seinen Verwandten und Freunden in der Normandie aufhalten durfte, sondern schrieb auch darüber an den König von Preußen und ersuchte ihn, Chasot die Demission aus seinen Diensten zu ertheilen. Dieser Brief aber setzte den König in so üble Laune, daß er Chasot sogleich seine Pensionen nahm und verbot, so wenig Chasots Namen als die Namen Derer in

den Berlinischen Zeitungen zu erwähnen, die seine Drosteien und Pensionen wieder erhalten hatten.

Chasot fing indessen seine Kur an und hatte das Glück, daß der Schwindel, der ihn bisher so oft befallen, sich innerhalb sechs Wochen gänzlich verlor. Er ging darauf in Begleitung seiner Mutter von Paris nach Caën ab, das er seit zweiundzwanzig Jahren nicht gesehen hatte. Hier und zu Mehaudin, einem Gute seines älteren Bruders, nicht weit von Argentan, verlebte er in dem Schoße seiner Verwandten und Freunde einige Zeit hindurch die vergnügtesten Tage; doch mußte er sich wieder von ihnen trennen, weil seine Angelegenheiten ihn nach Deutschland zurückriefen. Seinen Vorsatz, England vorher zu besuchen, konnte er nicht ausführen, weil Geschäfte ihn nöthigten, über Amsterdam zu reisen; er benutzte aber diese Gelegenheit, die vorzüglichsten Städte in Flandern, Brabant und Holland in Augenschein zu nehmen. Über Osnabrück, Minden und Harburg ging er nach Hamburg, das ihn wegen der zurückgelegten schlechten Wege hinlänglich entschädigte, und von da nach Mecklenburg, wo er einige Maulbeer-Plantagen hatte, die schon anfingen, zu gedeihen. Nach einiger Zeit machte ihm der Herzog von Braunschweig die annehmlichsten Anerbietungen, wenn er in seine Dienste treten wolle; er schlug sie aber aus, weil er unter einer republikanischen Verfassung zu leben wünschte.

Dieser Wunsch trug denn auch dazu bei, daß Chasot den vor dem Burgthore der Kaiserl. freien Reichsstadt Lübeck belegenen sogenannten Ackerhof ankaufte, den er in der Folge Marly taufte, und wurde völlig befriedigt, als ihm im Jahre 1759 die Kommandanten-Stelle in Lübeck übertragen wurde. Lübeck wurde nun, wie er sich selbst ausdrückt, sein zweites Vaterland, und er liebte es und sein Marly so sehr, daß, als die Kommandanten-Stelle in Hamburg durch den Tod des Generals Janus von Eberstädt 1772 erledigt wurde und der Französische Hof ihm durch den Grafen von Vergennes

antragen ließ, daß er sich für ihn verwenden wolle, wenn er seinen Platz zu wechseln geneigt sei, er dieses großmüthige Anerbieten von sich ablehnte.

Während seines Aufenthaltes in Lübeck wandte auch Friedrich II. ihm sein auf eine kurze Zeit entzogenes Wohlwollen wieder zu. Schon im Jahr 1756 hatte Chasot zu ihm kommen und fünf volle Monate bei ihm zubringen müssen. Im Jahr 1761 erwies er ihm die Ehre, bei seinem ältesten Sohne Gevatter zu stehen, und sein Minister beim Niedersächsischen Kreise, der Herr von Hecht, mußte auf seinen besonderen Befehl nach Lübeck reisen, das Kind über die Taufe zu halten. Auch ließ ihm der König, wie der Graf von Haack, Kommandant von Berlin, gestorben war, das durch seinen Tod erledigte Infanterie-Regiment oder, im Fall er solches lieber wolle, die Ober-Jägermeister-Stelle anbieten; er schlug aber Beides aus: Ersteres unter Anderem, weil er sich gegen den Prinzen von Lobkowitz auf eine etwas zu übereilte Weise verpflichtet hatte, nicht wieder in Preußische Militär-Dienste zu gehen, und Letzteres, weil er nicht vermögend genug war, den großen Aufwand zu bestreiten, den diese Stelle erforderte.

Als der Graf von St. Germain Kriegsminister in Frankreich geworden war, machte Chasot, von demselben dazu aufgefordert, im Jahr 1776 abermals eine Reise nach Frankreich. In Versailles blieb er fünf Monate und wußte sich die günstigen Gesinnungen des Hofes in dem Maße zu erwerben, daß Ludwig XVI. ihm nicht nur ein Geschenk von zweihundert Louisd'or, als einen Ersatz für die aufgewandten Reisekosten, machte und ihm das Gehalt, das er aus Frankreich bisher bezogen hatte, auf Lebenszeit bis zu der Summe von zwölftausend Francs jährlich vermehrte, sondern auch seine beiden Söhne bei dem Kavallerie-Regiment Royal-Allemand anzustellen versprach. Nachdem er zu Versailles auch mit dem General Dumourier, der dazumal nur Oberst war und in der Folge

sich als Sieger bei Gemappe so vortheilhaft auszeichnete, Bekanntschaft gemacht hatte, ging er nach der Normandie, hielt sich eine Zeitlang daselbst bei seinen Verwandten auf und reiste von da nach Dieppe, wo ihm durch die Fürsorge des Kriegsministers, Prinzen von Montbarrey, die Bestallung für seine beiden Söhne, welche zu Lieutenants bei der Kavallerie ernannt waren, eingehändigt wurde. Von Dieppe schiffte er nach England über, landete, nachdem er sechsunddreißig Stunden auf offenem Meere hatte zubringen und in dieser Zeit alle die Unbequemlichkeiten einer ersten Seereise empfinden müssen, zu Brighthelmstone und reiste von da in seinem eigenen Fuhrwerk nach London ab. Hier wurde er durch den Kaiserlichen Ambassadeur, Grafen von Belgiojoso, dem Könige und in der Folge auch der Königin vorgestellt, die sich mit ihm auf das freundschaftlichste unterhielten. Er besah London und dessen umliegende Gegenden, besuchte den Minister von Alvensleben zu Ham-common und bestieg darauf, nachdem er von der Königlichen Familie Abschied genommen hatte, ein zu Boston in Amerika gebautes, schnellsegelndes Schiff, das ihn aber nach einer langsamen Fahrt, die durch Windstille und conträre Winde verursacht wurde, nach Hamburg brachte. Der Französische Minister, Baron de la House, machte ihm seinen Aufenthalt allhier sehr angenehm, räumte ihm ein eigenes Zimmer in seinem Hôtel ein und überraschte ihn mit seinen beiden Söhnen, die er, um sein Vergnügen zu vermehren, ohne sein Vorwissen hatte aus Lübeck kommen lassen. Sein Abschied von seinem freundschaftlichen Wirthe und dessen geistvoller Gattin würde ihm noch schmerzhafter geworden sein, wenn er nicht Lübeck und seinem Marly entgegengeeilt wäre. Glücklich und wohl langte er am 19. November wieder zu Lübeck an und vergaß allhier in den Armen seiner Freunde bald die Beschwerden, die sich auf dieser Reise mit unter die angenehmeren Vorfälle derselben gemischt hatten.

Mit eigener Hand lud ihn Friedrich II. im Jahr 1780

ein, den Winter bei ihm in Berlin und Potsdam zu verleben und seine beiden Söhne, die der König von Frankreich, den einen in seinem siebenzehnten und den andern in seinem sechszehnten Jahre zu Kapitänen bei der Kavallerie befördert hatte, und die soeben aus Frankreich gekommen waren, mitzubringen. Die jungen Chasots wußten die Gunst Friedrichs so sehr zu gewinnen, daß der Vater auf dessen Befehl an den Kriegsminister, Herrn von Montbarrey, schreiben mußte, um zu erfahren, ob der König von Frankreich wohl geneigt sein möchte, sie ihm in seine Dienste zu überlassen. Ludwig XVI. genehmigte diesen Antrag in den verbindlichsten Ausdrücken. Er wolle hoffen, hieß es in der Antwort, die er durch den Herrn von Montbarrey geben ließ, daß die Söhne sich der Güte des Königs würdig machen und in die Fußtapfen ihres Vaters treten würden, mit dem der König, dem Ansehen nach, immer so sehr zufrieden gewesen wäre.

Zum letzten Male besuchte Chasot den König im Jahr 1784 auf einige Monate und wurde während seines Aufenthalts bei ihm auf die ausgezeichnetste Weise behandelt. Er mußte ihm bei der Tafel immer zur Seite sitzen und jeden Abend von sechs bis neun Uhr einer Gesellschaft von zwei bis drei Personen beiwohnen, welche dem König zum Ersatz des in den vorigen Zeiten, als seine Gesundheit ihm noch die Flöte zu blasen erlaubte, um diese Stunden gehaltenen Konzerts diente. Alle Morgen brachte ihm ein Königlicher Bedienter einen Teller mit Blumen, Pisangs, Weintrauben, weißen Feigen und andern im Winter seltenen Früchten. Bei seiner Abreise von Potsdam ließ ihm der König durch den Grafen von Görz, wie er es auch vorhin immer gethan hatte, zweihundert Louisd'or als Reisekosten zustellen, seinen Wagen mit einer Menge Mundprovision und zwanzig Bouteillen Ungarschen Wein versehen und außerdem noch, beim Einsteigen in den Wagen, ihm ein zierliches Kästchen mit rothem, in der Berliner Fabrique erst neuerlich erfundenen Porzellanzeug zu einem Dejeuner überreichen.

Friedrich II. unterhielt übrigens bis an sein Lebensende mit Chasot den freundschaftlichsten Briefwechsel, und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., beharrte in den günstigen Gesinnungen seines Vorgängers gegen ihn. Wie gut er auch bei diesem angeschrieben war, erhellt unter Anderm daraus, daß, wie ihm während der Revolution in Frankreich seine Pension von zwölftausend Francs nicht mehr ausbezahlt wurde, der König ihm nicht nur dafür eine von tausend Reichsthalern jährlich bewilligte, sondern auch, als Chasot einst, 1788, in einer Geldverlegenheit sein mit Brillanten besetztes Ordenskreuz pour le mérite veräußern wollte, sich dasselbe zuschicken und es ihm darauf mit folgenden Zeilen wieder einhändigen ließ: „Ich habe soeben das mit Brillanten besetzte Ordenskreuz pour le mérite gekauft, welches Sie Mir für achthundert Reichsthaler überlassen haben. Sie erhalten den Belauf davon mit diesem Briefe und zugleich als einen Ersatz das beigehende Ordenskreuz (es war dasselbe, das Chasot dem Könige überschickt hatte), welches Sie sich durch Ihre Tapferkeit erworben haben. Den daran befindlichen Schmuck ersuche Ich Sie, als ein Zeichen Meiner Achtung und einen Beweis, daß Ich Mich Ihrer erinnere, zu betrachten.“

Lübeck eröffnete dem Herrn von Chasot kein weites Feld, seine militärischen Talente zu zeigen; er that indessen, was er den Umständen nach thun konnte. Bei seiner Ankunft allhier befand sich die Garnison eben nicht in der besten Verfassung; er setzte sie auf einen solchen Fuß, daß sie dem Militär der benachbarten Reichsstädte wenigstens nicht nachstehen durfte. Durch seinen Besitz gewann unsere Stadt einen gewissen äußerlichen Glanz, und er benutzte die genauen Verhältnisse, worin er mit Friedrich dem Großen und dem Grafen von St. Germain, welcher im Jahr 1762 die Dänische Armee gegen die Russen anführte, stand, ihr manche wesentliche Dienste zu leisten. Die Officiere seiner Garnison zog er, besonders in den früheren Zeiten, öfters zur Tafel, und die

Gemeinen liebten ihn wie ihren Vater. Er war der angenehmste Gesellschafter und verlor die ihm angeborene Lebhaftigkeit nur kurz vor seinem Tode. In den letzten Jahren, worin seine Gesundheit zusehends abnahm, lebte er sehr eingezogen und mäßig, fand in seinem Marly beinahe sein einziges Vergnügen und starb auch daselbst, nach einer kurzen Bettlägerigkeit, am 24. August des gegenwärtigen Jahres (1797) in einem Alter von einundachtzig Jahren.

Während seines hiesigen Aufenthalts verheirathete er sich mit der noch lebenden Tochter des Kaiserlichen Hofmalers zu St. Petersburg, Torelli, mit der er zwei Söhne zeugte, welche beide annoch am Leben sind und sich im Königlich Preußischen Militärdienst als würdige Abkömmlinge ihres Vaters bekannt gemacht haben.

Ich schließe diesen Aufsatz mit den eigenen Worten Chasots, womit er in seinen Memoiren einige Züge seines Charakters darstellt: „Mein Herz ist keine Niederträchtigkeit zu begehen fähig, ich bin kein Zänker und Schwätzer. Dem Spiel bin ich so wenig als der Wollust ergeben, ob ich gleich gestehe, daß ich die Gesellschaft von Frauenzimmern immer der Gesellschaft von Männern, wobei keine Frauenzimmer gegenwärtig waren, vorgezogen habe. Freund oder Feind war ich nie halb, aber vielleicht gefährlich für diejenigen, die mir ohne die geringste Veranlassung zu schaden suchten. Übrigens konnte ich nie geschwinde und oft genug eine Gelegenheit finden, Denen, welche mir eine Gefälligkeit erwiesen, meine Erkenntlichkeit zu bezeugen, so daß auch Friedrich II., der mich in diesem Stücke sehr gut kannte, nicht ohne Ursache schon als Kronprinz zu sagen pflegte: Er und alle Könige der Erde würden mich nicht mit Gewalt zu etwas vermögen; aber für ein gutes Wort würde ich die ganze Welt durchlaufen und selbst das Unmögliche versuchen, um einem Freunde oder überhaupt einem ehrlichen Mann zu dienen."

Mit diesem schönen Vollakkord klingt Krögers Vorlesung harmonisch aus. Treffend kennzeichnet der von Friedrich als Kronprinz gethane Ausspruch den Charakter Chasots, welcher sich stets in allen Lagen des Lebens als der Bayard-Ritter ohne Furcht und Tadel bewiesen hat. „Freimuth mit Witz gepaart war gerade, was Friedrich gewinnen konnte," sagt du Bois-Reymond in seiner jüngsten Berliner Akademie-Rede auf Maupertuis. Beide Eigenschaften besaß Chasot in außerordentlichem Maße, dazu Treue und Tapferkeit. In mancher Beziehung war er das Abbild seines erlauchten Herrn. Zwei gleich edle, aber auch gleich harte Köpfe. Kühner ist selbst nicht der Feind diesem Heldenfürsten gegenübergetreten, als zu Zeiten sein Freund Chasot; wohl nie hat ein Unterthan, er mochte sein wer, oder so hoch stehen wie er wolle, zu seinem Monarchen gesprochen wie Chasot, da es sich nicht nur um ein junges hoffnungsvolles Leben, sondern vornehmlich um den unbefleckten Namen des vergötterten Königs handelte. Hier weiß man nicht: soll man mehr die an Gewaltsamkeit streifende, die Grenze des Erlaubten überschreitende Haltung Chasots anstaunen, oder mehr die Ruhe, Hoheit und Herzensgröße des Philosophen von Sans-Souci bewundern, der freilich in der reinen, ihm treu ergebenen Seele des ungestümen Chevaliers zu lesen verstand und darin mit goldenen Lettern lediglich seine, Friedrichs Ehre geschrieben fand. Das in seiner Art einzige Verhältnis läßt glänzende Lichtstrahlen auf Friedrich II. als Menschen fallen.

Wenn wir die aus vorliegenden Denkwürdigkeiten zu schöpfenden Aufschlüsse in's Auge fassen, so können wir zuerst nicht ohne freudigen Stolz die Chasotsche Familie als eine ursprünglich deutsche endgiltig in Beschlag nehmen. Keineswegs war die ursprüngliche Heimat der Chasots Burgund, von wo sie nach der Normandie übersiedelten, wie Schlözer annimmt, und er zieht, meiner Meinung nach grundlos, die Zuverlässigkeit des von Krohneschen „Allgemeinen Teutschen

Adels-Lexicon“ hier in Zweifel. Denn der Wirkliche Geheime Rath und bevollmächtigte Minister Freiherr von Krohne lebte gerade damals in Lübeck, woselbst der erste Band seines dem Hohen Senat gewidmeten Buches 1774 gedruckt ist. Über Chasot heißt es: „Ein uraltes ritterliches Geschlecht in der Normandie, welches aber ursprünglich von Teutschem Blute abstammet, auch jetzo wieder mit einem Zweige in Teutschland blühet und eben daher unter dem Teutschen Adel einen Platz verdienet.“ Eigens versichert Krohne in einem Nachtrage, „daß die Nachrichten aus einem sehr alten, noch in altgallischer Sprache abgefaßten, fast unleserlich gewordenen Stammbaum gezogen worden sind; daher sich denn einige Fehler eingeschlichen haben, die jetzo nach eingezogener genauerer Erkundigung verbessert werden können.“ Von wem anders wird er diese erhalten haben, als von dem in derselben Stadt wohnenden Chasot? Das ist um so gewisser, als unmittelbar darauf zu lesen: „Bey dem General Isaac Franz Egmund von Chasot kann man eine tapfere Handlung, welche unter so vielen anderen besonders hervorleuchtet, nicht unberührt lassen. Als er 1745 erster Major des Preuß. Dragonerregiments von Bayreuth war, erbeutete er in der Bataille bey Hohenfriedberg sechsundsechszig Fahnen von der feindlichen Armee und brachte solche seinem Monarchen, der ihm dafür in denen rührendsten Ausdrücken dankte und auch das Wappen, wie nachher folgen soll, zum Gedächtnis dieser heldenmüthigen That, vermehrete. Als der König bald darauf dessen in der Normandie wohnenden Frau Mutter eine goldene, reich mit Brillanten besetzte Tabatiere überschickte, bedienten Sich Seine Majestät des Ausdrucks: „Il y a long tems, que Vous avez des droits sur mon attention par les services, que m'a rendus Monsieur Votre fils. La mère d'un officier aussi brave et aussi universellement estimable ne peut attendre de ma part, que les témoignages d'une véritable bienveillance &c.“ Und als derselbe nach Frankreich reiste,

um sich daselbst seine empfangene Blessuren heilen zu lassen, machte der Herr von Voltaire folgendes Gedicht auf ihn:

Tu pars, et ma muse stérile
Malgré tes grands exploits ne me veut rien dicter:
Tant de vertus embarrassent mon stile;
A chaque instant je me sens arrêter.
Ce sujet est trop grand, pour le pouvoir chanter,
Dès que je veux parler du courage héroïque,
Que tu fais voir dans les combats.
L'amitié d'un ton pathétique
Me force à lui céder le pas.
La générosité, son aimable compagne,
Qui prit naissance dans ton cœur,
Vient m'annoncer avec douceur,
Que sa beauté mérite, qu'on l'épargne,
Et qu'elle préside à ton choix.
Mais de la renommée écoute ici la voix:
Il me souvient encore de ce jour mémorable,
Où l'illustre Chasot, ce guerrier formidable,
Sauva par sa valeur le plus grand de nos rois.
O Prusse! élève un temple à ses fameux exploits."

In einer Beilage meldet Krohne noch: „Chasot, Ecuyer, hat dem König von Preußen als Obrist eines Dragonerregiments gedienet und ist als ein geschickter, tapferer und gebrauchter Officier von diesem Monarchen großer Gnaden gewürdiget und mit dem Orden pour le mérite gezieret worden. Er ist jetzo Generallieutenant der Armeen des Königs von Dänemark und Commandant der Reichsstadt Lübeck . . . Der von dem Herrn General vor dem Burgthore angelegte und von ihm Marly genannte prächtige Garten und Plantage ist sehenswürdig."

Sämmtliche Mittheilungen decken sich mit denjenigen in unserem Manuskript, so daß jedes Bedenken schwinden muß. Chasot sagt ja selbst, er stamme von einer deutschen Familie und sei geboren auf dem „Allemagne" benannten Landgute

seiner Eltern, unweit Caën in der Normandie. Natürlich floß französisches Blut in seinen Adern, natürlich nahm er sich — wie jene Scene an der königlichen Tafel eklatant zeigt — der Franzosen, wo sie mit Unrecht angegriffen wurden, als Landsmann an, natürlich bediente er sich mit Vorliebe, wie Friedrich der Große, wie überhaupt die Vornehmen der Zeit in Deutschland, der französischen Sprache; aber betont wird, daß Chasot als Kommandeur in Treptow sich freute, mit den Pächtern aus der dortigen Umgegend deutsch reden zu können, wie er dies späterhin mit den freien Reichsstädtern Lübecks meist gethan haben dürfte; auch schätzte er sich glücklich, seine Söhne als Officiere im Preußischen Heere zu wissen. Der Witz, die Lebhaftigkeit, ja Hitzigkeit eines Franzosen waren ihm eigen, doch auch schöne, echt deutsche Tugenden: vor Allem Anhänglichkeit und ein reines, dankbares Kindesgemüth. Gerade diese seltene Vereinigung von Charaktereigenschaften zweier Nationen wird Friedrich angezogen und gefesselt haben. Dazu kam Chasots persönliche Tapferkeit, wo nicht gar Tollkühnheit, die ihres Gleichen suchte und das eigene Leben für nichts achtete.

Selbstverständlich kann hier nicht jede Einzelheit, von der unser bisheriger bester Gewährsmann Kurd von Schlözer Nichts oder nur Unsicheres wußte, hervorgehoben werden; der sich dafür interessirende Leser — der Historiker von Fach wird dies ohnehin thun — sei auf eine Vergleichung seines Buches mit der Krögerschen Biographie verwiesen, er wird dann den Reichthum des Unbekannten gewahr. Aber kurz angedeutet werden müssen wenigstens die folgenden Punkte.

Neu ist aus der Jugendzeit das erste Duell, welches Chasot zwang, Frankreich zu verlassen und zum Prinzen Eugen zu gehen; dies scheinbare Unglück wurde sein größtes Glück, brachte es ihn doch zusammen — wie wir jetzt erfahren — mit dem Preußischen Kronprinzen, der damals ebenfalls in's Hauptquartier des „edlen Ritters“ sich begab. In keinem

Geschichtswerke geschieht, so weit meine Forschungen reichen, der Lebens-Gefahr und Rettung Friedrichs in den Laufgräben vor Danzig Erwähnung. Neu und originell ist fast die ganze Schilderung des Rheinsberger Idylls mit den hübschen poetischen Improvisationen und reizvollen Zügen aus dem ungetrübt heiteren Privatleben des jungen Prinzen und seiner Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern.

Bestätigt wird, daß Chasot der erste Befehlshaber des Feldjägerkorps gewesen, authentisch überliefert die durch ihn bewirkte Bergung der gesammten königlichen Bagage bei Czaslau; wichtige Beiträge zur Geschichte der beiden schlesischen Kriege bieten noch die Erzählungen über den geschickten Rückzug von Kollin nach Königsgrätz, die Vorgänge in und bei Skalitz, sowie bei Marschendorf. Merkwürdig erscheint die mißlungene Heirathsvermittelung Friedrichs, der seinen Liebling gern in den Hafen der Ehe einlaufen zu sehen wünschte, und die mit Voltaire nach Bayreuth zum Besuche des Königs unternommene Reise. Besonderes Interesse, speziell zur Charakteristik Friedrichs II., erregen die Enthüllungen über das Duell mit dem Major von Bronickowsky. „In welcher Weise die Sache vom General-Auditoriat in Berlin behandelt worden, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, da die diesbezüglichen Akten nicht mehr aufzufinden sind. Das Schlußurtheil lautete auf einjährige Festungsstrafe in Spandau. Dasselbe soll in Folge persönlicher Einwirkung des Königs so strenge ausgefallen sein," berichtet Schlözer, und ferner, nach Befreiung aus der Haft: „In welcher Weise Chasot von seinem königlichen Herrn in Potsdam empfangen worden, läßt er unerwähnt. Daß er anfänglich noch einige herbe Worte von Friedrich hat hören müssen, darf wohl angenommen werden." Nun wissen wir Alles haarklein. Das Wiedersehen im Potsdamer Schlosse gleicht einer spannend unterhaltenden Lustspiel-Scene, dagegen einer menschlich rührenden und mächtig ergreifenden Tragödie, würdig von einem be-

rufenen Dramatiker auf die Bühne gebracht zu werden, der Kampf um den Kopf des unschuldigen Pagen. Groß erscheint hier Chasot, größer Friedrich.

Chasots brillante Betheiligung an dem Carroussel im Lustgarten zu Berlin am 25. August 1750 entbehrt nicht eines ernsten Hintergrundes: seine Erkrankung nach jener Festlichkeit und die Behandlung durch den mit wenigen trefflichen Strichen geschilderten, berühmten Hofarzt de la Mettrie. „Bald darauf entstanden zwischen dem Könige und Chasot Mißhelligkeiten, deren Ursachen," wie Schlözer bedauert, „nicht ganz klar vorliegen, die aber doch hauptsächlich auf Letzteren zurückzuführen sind. In seinen Memoiren läßt dieser durchblicken, daß der König ihn auf einem Manöver, welches im Mai 1751 bei Tempelhof stattfand, so harte Vorwürfe gemacht habe, daß es ihm unmöglich erschienen sei, noch länger in der Armee zu bleiben. Gleichzeitig soll Friedrich sich auch dem General Schwerin gegenüber in einer für Chasot verletzenden Weise tadelnd darüber ausgesprochen haben, daß dieser seine Garnison so oft verlasse, um nach Neustrelitz zu reisen." Den Kommentar hierzu giebt nunmehr Chasot selbst in wünschenswerther Genauigkeit und, bei aller Sachlichkeit, wie immer mit lebhaftem Farbenauftrag. Der Bruch mit dem Herrscher war unvermeidlich. Am 26. Oktober 1751 fand die Abschiedsaudienz statt; in welcher Form, erfahren wir jetzt ebenfalls. Auch im weiteren Verlauf erzählt unser Chronist mancherlei Neues, meist mit Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Friedrich, welche glücklicherweise später wieder angeknüpft, bis an das Ende ihrer Tage herzliche waren und Beiden gleich sehr zur Ehre gereichen.

Den Glanzpunkt aber bildet für ewige Zeiten Chasots Antheil an der Schlacht bei Hohenfriedberg; sein diesbezüglicher Brief ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Sämmtliche bisher über diesen schönsten aller Siege Friedrichs II. bekannt gewordene Beschreibungen treten tief in den Schatten gegen

die hier entworfene klassische Schilderung, welche, wie aus frischester Erinnerung geschöpft, uns unmittelbar in die gefahrdrohende Situation hineinversetzt, uns gleichsam zu Mitkombattanten macht und in beständiger Spannung erhält. Dann, nach dem unübertrefflichen Reitercoup Chasots, dessen sinnreiche Huldigung im Hofe des Schlosses zu Rohnstock, wo der König strahlenden Antlitzes sich durch den Helden und seine braven Dragoner die sechsundsechszig erbeuteten Standarten vorführen läßt. Ein prächtiges Bild nach dem anderen entrollt sich vor unseren Augen, so plastisch und — was die Hauptsache — so historisch getreu und neu, daß dagegen die Meisterwerke von Wilhelm Camphausen und Peter Janssen verblassen müssen. Dies soll und kann kein Vorwurf gegen die Leistungen der beiden Düsseldorfer Künstler sein. Denn erst jetzt läßt sich jener ruhmreiche Reitersieg bei Hohenfriedberg, der in den Annalen der preußischen Kriegsgeschichte einzig dasteht, wahr — wahr in allen Details, bis auf die von dem Dragoner-Regiment Bayreuth schon an jenem Tage zuerst und ausnahmsweise getragene hellblaue Uniform — auf die Leinwand bringen. Ein derartiges Gemälde wünschen wir für die Ruhmeshalle in Berlin, ein zweites, den Rohnstocker Fahnenritt zum Gegenstande: unser Preußisches, unser Deutsches Volk, Alt wie Jung, wird in Scharen hinzuströmen, um solche Darstellungen immer auf's Neue zu betrachten, zu bewundern und ganz sich zu eigen zu machen in erhöhter heißer Liebe für König und Vaterland.

Wir eilen dem Schlusse zu. In Chasot haben wir eine Friedrich dem Großen wahlverwandte Natur kennen gelernt; just seine Lebhaftigkeit und Laune, die freilich bisweilen jedes Maß überschritt, zog zuerst den Feuergeist des Kronprinzen mächtig an, und seine Treue und Tapferkeit wußte der König in vollem Umfange dankbar zu schätzen.

Was aber unser Manuskript über Alles werth macht, sind die vielen Züge, in welchen nicht sowohl le roi de Prusse

als l'homme de Prusse in neuem Strahlenschimmer uns, seinen begeisterten Verehrern, erscheint. Wir sehen ihn, wie Koser sagt, „menschlich handeln, menschlich fühlen.“ Der Leser dieser Erinnerungen wird dem Urtheile beipflichten, das ein Philosoph und Zeitgenosse gefällt hat: „In einer Sache ist Friedrich II. von den meisten Helden unterschieden, daß er durch Annäherung, durch die genaueste Beleuchtung gewinnt; kaum etwas Großes ist zu nennen, das nicht in seiner großen Seele gelegen, in seinem Leben ist keine Schattenseite, die nicht von der klarsten Lichtseite erhellt wird.“

Dies haben, — wenn wir, wie billig, absehen von den Klatschgeschichten kleinlicher Kreaturen, wie denn schon Goethe sich mit Ekel abwandte, als er bei seinem Besuche Berlins 1778 „über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonnieren“ hörte, — dies haben alle ernstlich in Betracht kommenden Memoirenwerke bezeugt; wohl eine der lautersten, untrüglichsten Bestätigungen liefert jetzt auch Chasot, welcher, ob er gleich einigen Grund zur Verstimmung gehabt hat, doch dem erhabenen Herrscher, dem herrlichen Helden, dem ausgezeichneten Menschen, kurz, der in jeder Hinsicht hervorragenden Persönlichkeit durchaus Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Friedrich II. war nicht nur, nach der Forderung des Dichters, hülfreich, edel und gut, sondern auch glorreich, genial und groß. Ganz in seine, des Einzigen Größe versunken, ruft Johannes von Müller aus: „Nie vor ihm war ein Mensch wie er.“

Karl Theodor Gaedertz.



Kaiser Heinrichs Weihnacht.

Von Wilhelm Langewiesche.

In dumpfer Kerkerzelle saß und sann
Am heil'gen Abend ein gebeugter Mann,
Herr Heinrich, der des Reiches Krone trug,
Und den der eig'ne Sohn in Ketten schlug. —
In seine schmerzbewegte Seele klang
Von Bethlehem der Engel Lobgesang:
Den Frieden pries der süße Himmelston —
Mit frechem Schwerte trotzte ihm der Sohn. —
Er sann und dachte seinem Leben nach,
Und dunkler ward und dunkler das Gemach;
Von Bethlehem das holde Himmelslicht
Es fand den Weg zu seinem Herzen nicht. —
Ein Traum umfing ihn, und sein Antlitz ward,
Als wär's in Stein gemeißelt, kalt und hart:
Zu seinen Füßen, blutig und bestaubt,
Sah er des frevelnden Empörers Haupt,
Verruchte Sünde fand verdienten Lohn —
Und doch — und doch — es war sein Sohn, sein Sohn!
Ein Stöhnen aus dem Vaterherzen bricht,
Doch ehern bleibt des Kaisers Angesicht. — —
Da naht ein Schritt — Wer sucht zu dieser Zeit
Des stillen Thurmes grause Einsamkeit? —
Und näher kommt's: Die Thür bewegt sich sacht,
Herr Heinrich ist aus schwerem Traum erwacht
Und staunt und staunt: Bestrahlt von Kerzenschein
Eintritt des Burgvogts blondes Töchterlein.

Die Kleine bringt ihm einen Weihnachtsbaum,
Den stellt sie mitten in den kahlen Raum
Und schaut den bleichen, friedelosen Mann
Mit großen, frommen Kinderaugen an,
Und singt in süßem, freudehellem Ton
Das Lied von Gottes eingebornem Sohn,
Die Friedensbotschaft, die vom Himmelszelt
Einst Engel brachten in die arge Welt. — —
Da beugte sich des Kaisers Majestät
Vor Gott dem Herrn in schweigendem Gebet. —
Und leis verklang der Liebe heil'ges Lied,
Mit stummem Gruß das scheue Mägdlein schied,
Und sacht erlosch der Kerzen heller Schein,
Herr Heinrich blieb im Dunkel und allein,
Und auf den Knie'n hat er die ganze Nacht
In Liebe des verirrten Sohn's gedacht. —



Was bleibt?

Von A. von Auerswald.

Der Arzt nahm Hut und Stock und schritt zur Thüre. Das Auge des Grafen folgte ihm mit banger Frage.

„Ich komme jedenfalls noch einmal im Laufe der Nacht," sagte der alte Mann mit halberstickter Stimme und öffnete die Thür.

Der Graf war aufgesprungen. Ihm entging nicht die Bewegung in dem Gesichte des treuen Freundes, und seine Hand legte sich schwer auf dessen Schulter.

„Doctor," sagte er, mühsam seine gewaltige Erregung beherrschend, „Sie haben keine Hoffnung mehr? Es geht zu Ende?"

Tiefes Mitleid mit dem jungen Manne erfüllte den Gefragten.

„Herr Graf, meine Hilfe ist allerdings zu Ende, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich, er kann noch retten."

Ein bittres Lächeln zuckte um die Lippen des Grafen.

„Was soll der eitle Trost, diese kindische Hoffnung hier vor der Allgewalt des Todes?" sagte er unwillig. „Sie stirbt, muß sterben, und wo die Natur ‚ja' sagt, sagt kein Gott ‚nein'."

„Vielleicht," sagte der Arzt langsam, „ist es der Wille Gottes, Ihre Gemahlin schädlichen Einflüssen zu entziehen.

Verzeihen Sie einem alten Freunde, Herr Graf. Sie haben nicht recht gehandelt an Ihrer Frau Gemahlin."

„Nicht recht?" fragte der Graf stolz. „Ich habe ihr die Träume eines Kindes genommen und ihr die Wahrheit des Lebens gegeben. Ich habe ihre Seele zu einer Erhabenheit und Stärke erzogen, wie sie selten ein Weib erreicht hat."

„Und nie erreichen sollte," fiel der Doctor ein. „Sie haben ihr den Frieden und die Unschuld des Kindes genommen und sie mit unberufener Hand auf den kahlen Felsen Ihrer Lebensphilosophie gestellt, umrauscht von dem Meere, und ihr bleibt nichts, als zu sehen, wie die Fluth höher und höher schwillt, den Augenblick zu erwarten, in dem die Wellen sie hinunterreißen und sie begraben in ewige Nacht. Und wenn der Augenblick da ist und sie sich anklammern will an den Felsen und keine Stütze findet und in Verzweiflung vor dem Tode bebt, dann stärke Sie Gott, Herr Graf."

Der alte Mann hatte mit steigender Bewegung gesprochen. Sein treues Auge schimmerte feucht, als er mit einem letzten, ernsten Abschiedsblick auf den Grafen das Zimmer verließ.

Dieser stand unbeweglich da und starrte vor sich nieder. Noch nie war ihm der Gedanke gekommen, unrecht gehandelt zu haben an seinem Weibe, als er seine Überzeugung durch die Macht seines Einflusses zu der ihren machte, als er mit unerbittlicher Logik das Nichtdasein eines Gottes bewies, die Thorheit des christlichen Glaubens darlegte und damit ihrem Geiste die befriedigende Zuversicht auf ein ewiges Leben, ihrem Herzen den Glauben an einen gegenwärtigen, liebevollen Gott nahm.

Jetzt aber bei des Freundes ernsten Worten war das Gefühl der Verantwortung mit aller Macht über ihn gekommen, und er entsann sich des traurig fragenden Ausdrucks ihrer dunklen Augen, des schmerzlichen Zuckens ihrer Lippen, als er ihr einst, seine Lieblingsgelehrten citirend, sagte:

„Der außer- und übermenschliche Gott ist nichts Andres

als das außer- und übernatürliche Selbst. Weder kennt die Natur einen übernatürlichen Anfang, noch eine übernatürliche Fortsetzung; sie, die allgebärende und Alles verschlingende, ist sich selbst Anfang und Ende, Zeugung und Tod. Nur eigensinnige Willkür kann die Idee einer persönlichen Fortdauer stützen. Zertrümmern wir eine Uhr, so zeigt sie keine Stunde mehr und wir zerstören zugleich den ganzen ideellen Begriff, welchen wir mit einem solchen Instrument zu verbinden gewohnt sind. Wir haben nur einen Haufen beliebiger Stoffe, welche nichts Ganzes mehr darstellen."

Ja, was er damals übersehen hatte, stand jetzt deutlich vor seinen Augen. Er sah, wie sie die gefalteten Hände ineinanderpreßte, sah, wie ein Seufzer den halb geöffneten Lippen entfloh, ein feuchter Schimmer auf den Augen ruhte.

Er hatte nicht darauf geachtet, sondern weiter philosophirt davon, daß wir das Gute nicht um Gottes willen thun sollen, sondern weil es das einzige Mittel zu unserm Glücke ist. Nun aber drängte sich ihm die Frage auf, ob er ihr wirklich etwas gegeben hatte, das ihr den Glauben, den Frieden, den Trost ersetzte, den die verpönte Religion ihr verliehen, etwas, das ihre dürstende Seele befriedigte.

„Ich gab ihr die Wahrheit," sagte er sich aufrichtend, „sie ist mein Weib und wird stark genug sein, die Wahrheit zu ertragen."

So alle Zweifelsgedanken von sich abweisend, kehrte er in das Krankenzimmer zurück, in dem das Leben seines Lebens mit dem Tode rang.

Sie schlief, und bei dem trüben Licht der Nachtlampe erschien ihm das bleiche, zarte Angesicht der Kranken schon wie das einer Todten. Dieser Anblick erfüllte ihn mit tiefer Trostlosigkeit.

Wenn sie nun wirklich gestorben sein würde, was gab es dann für ihn noch auf der Erde, auf der ganzen Welt, für das er hoffen, streben, ringen konnte? Ein Wiedersehn

war ewig ausgeschlossen, denn der Geist verlor seine Individualität und ging auf in das All. Für sein Glück hier und dort hatte er nicht mehr zu sorgen, denn hier war sie sein Glück, die sterben mußte, und dort —? Ein Dort gab es nicht.

Also Trennung mußte nun sein und zwar Trennung für immer. Nie wieder würden diese Lippen seinen Namen stammeln, nie wieder diese Augen ihn stumm begrüßen, sie, sein geliebtes Weib, würde überhaupt nicht mehr sein, sobald das Maschinenwerk ihres Körpers stillstand.

Aber es sollte nicht stillstehen, es durfte nicht stillstehen. Gott konnte nicht so grausam —

„Gott," dachte er. „Es giebt keinen Gott. Nur die Schwachheit ersann ihn, und die Schwachheit führt uns bettelnd zu ihm in der Noth. Aber ich will nicht schwach sein. Sie muß sterben — es sei. Wir müssen uns für immer trennen — es sei. Wir werden stark sein."

Er kniete nieder an das Bett und nahm die kleine, zarte Hand in seine starke, und als sie so still und kühl darin lag, ergriff es ihn wie Verzweiflung, daß sie sterben sollte.

Wenn er sie auch zurückhalten wollte, was war die ganze Macht seines Willens, als ein ohnmächtiges Nichts? Wenn er sie schützen wollte, er mußte weichen vor dem kalten Hauch des Todes. Wenn er sich auflehnte in verzweifeltem Trotz gegen die Nothwendigkeit, was war es, als das Winden des Wurmes, und Nichts war über ihm als das Gesetz, kein Gott, kein Helfer und kein Freund.

Es war so einsam in dem Zimmer. Draußen sauste klagend der Wind, und eine Eule schrie unheimlich durch die Nacht. Ihm war, als wehte ein kalter Hauch durch den Raum, und die Gegenstände ringsum erschienen verschwommen und gespensterhaft. Zum ersten Male fühlte er Furcht und schreckte zurück vor dieser Einsamkeit, in der nur er bewußt und fühlend war, kein Gott unsichtbar, tröstlich ihm zur Seite.

Er preßte das Angesicht in die Hände. Jetzt einen Gott

haben, ihn anrufen können, sich getröstet fühlen von seiner Nähe. Jetzt brauchte er ihn, aber ach, er hatte ihn nicht.

Längst vergessene Bibelsprüche fielen ihm wieder ein: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten.“

„Errette, Gott, hilf, Gott,“ dachte er, aber es gab ihm keinen Trost, denn der Glaube fehlte.

Da bewegte sich die Kranke und schlug die großen Augen auf und sah ihn an.

Er war nicht mehr allein, sie war wach, war bei Bewußtsein, konnte seine Schmerzen theilen, mit ihrem sanften Blick ihn trösten, und mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung umfaßte er ihre kleine Hand und sah in ihre treuen Augen.

„Hugo,“ klang es da leise von ihren Lippen, „muß ich sterben?“

Ja, da war es wieder, das grause Gespenst, das er schon verscheucht geglaubt, ja, sie mußte sterben, und dann war er wieder einsam, und dann kniete er an ihrer Leiche und rang seine Hände und schrie wieder nach einem Wesen, das ewig und unvergänglich, weil Alles um ihn her vergänglich war. Dann war er wieder der schwache, ohnmächtige Mensch. O, diese Leere des Todes, die ihm überall entgegengähnte, die ihn zur Verzweiflung brachte.

„Hugo, sehen wir uns dann niemals wieder?“

Er fuhr auf und sah wie die dunklen großen Augen ängstlich fragend auf ihm ruhten.

„Kind, Kind, wer soll das wissen!“

„Verschlingt die Natur wirklich Alles? Ist sie sich selbst Zeugung und Tod?“ fuhr sie aufgeregt, in fast fieberischer Hast fort. „Sagtest Du nicht so? Der Glaube an ein ewiges Leben eigensinnige Willkür! Die zerbrochene Uhr schlägt nicht mehr, ist nur ein nutzloser Haufe beliebiger Stoffe — und wir sind auch so? Wenn wir sterben, wissen wir nichts — sind nichts. O, Hugo! Hugo! sage, ist es so?“

Ja, das war sie, die Stunde, die ihm der Doktor prophezeit hatte. Jetzt sträubte sich die schwache Seele und zitterte, nun die Wellen des Todes auf sie einstürmten.

„Hugo, giebt es einen Gott?“

Er beugte das Haupt. Jetzt nur „ja“ sagen können, jetzt nur ein Wort des Trostes haben aus der tiefsten Herzensüberzeugung! Aber er hat es nicht. Er kann den immer Verneinten nicht mehr erfassen, nicht mehr bekennen, und er schweigt, und auch sie schweigt, und laut und hart tickt die Uhr, und die Zeit verrinnt, verrinnt und gießt sich in die Ewigkeit, in die Ewigkeit, die nicht für den Menschen ist. — —

— — — — — — — —

Da ertönte ihre Stimme, leise, aber doch vernehmbar klang es an sein Ohr:

„Vater unser, der du bist im Himmel.“

Er fuhr auf, die starren Hände falteten sich, das stolze Haupt neigte sich, so lag er auf den Knieen.

„Hugo,“ klang da, wie in halbem Zagen ihre leise Frage, „Hugo, hört er mich auch?“

„Wenn du bist, Vater der Allmacht, hörst du sie,“ dachte er innig, und laut sagte er:

„Ja, Kind, er hört Dich, bete weiter.“

„Geheiliget werde dein Name.“

Aber wieder hielt sie inne.

„Wir haben ihn nicht geheiligt, Hugo, wir haben ihn gelästert.“

Er, ja, er hatte ihn gelästert und sie verführt. Auf ihm lag alle Schuld.

„Dein Reich komme,“ betete sie weiter. „Komme auch zu mir und meinem Hugo.“

Ein rührender Klang der Bitte und des Vertrauens durchzitterte ihre Stimme und hielt noch an, während sie sprach:

„Dein Wille geschehe, und hilf uns ihn tragen.“

Und er wußte, was sie meinte, und neigte das Haupt tiefer.

„Unser täglich Brot gieb uns heute.

Hugo, er hat uns immer reichlich Alles gegeben, mehr, mehr, wie den Andern, aber wir haben nicht gedankt.“

Er schwieg. Wie giebt es doch manche Sekunden im Leben, die wie Blitze grell alles Thun beleuchten, das hinter uns liegt, und uns mit unverlöschlicher Wahrheit einprägen, was für hochmuthsvolle, nichtige Thoren wir sind.

„Und vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Unsre Schuld ist groß vor dir und unsrer Schuldiger wenige, vergieb uns nach deiner Gnade.“

„Führe uns nicht in Versuchung.“

Sie schwieg einige Augenblicke, und er dachte:

„Ihre Versuchung war groß, aber als Siegerin geht sie hervor.“

„Sondern erlöse uns von dem Übel.“

Und da ergriff es ihn mit Bitterkeit, daß er dies Übel gewesen seit Jahren und daß es Zeit war, sie zu retten vor ihm.

Da aber sprach sie schon, und wie ein leiser Jubelton durchklang es das Zimmer:

„Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Noch rührte er sich nicht. Ein heiliges Bangen hatte ihn ergriffen wie vor der Nähe einer höhern Macht, vielleicht der Macht des Todes.

Und als er nun das Haupt erhob und auf sein Weib sah, da war sie schon verschieden. Die letzten Worte des heiligen Gebetes auf den Lippen war sie hinübergegangen zu ihm, der es zuerst gesprochen.

Er drückte ihr sanft die Augen zu, und während sie wie ein selig schlummerndes Kind auf ihrem Lager ruhte, schritt er an das Fenster, zog die Vorhänge auf, daß das graue

Morgenlicht sich seltsam mit dem Lampenschein vermischte, öffnete das Fenster und neigte sich hinaus.

Ein leichter Morgenwind strich kühlend über sein Gesicht. Ein Rothkehlchen zwitscherte in den Zweigen sein erstes Morgenlied, und flockige Rosenwölkchen trieben an dem mattblauen Himmel hin als Vorboten der nahen Sonne.

Er aber faltete die Hände und hob sein ernstes Auge auf. Seine Lippen bewegten sich wie in leisem Gebet, und als jetzt die Sonne flammend am Himmel aufstieg, da sprach er laut und fest, wie ein Gelübde:

„Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."



Eine Erinnerung an 1870.

Von Ludwig Aegidi.

Die Bonner Colonne der „Nothhelfer auf dem Schlachtfeld“ war mit dem Gesange der „Wacht am Rhein“ in St. Avold eingerückt, aus allen Fenstern mit Zurufen und Tücherschwenken begrüßt, d. h. von Seiten unsrer Soldaten. Wir machten Halt auf dem Markt und sollten Quartierbillette empfangen. Diese und danach die in Falkenberg waren die letzten: darauf begann die lange Reihe gesegneter Beiwachten (zu deutsch: „Bivouac's“).

Da standen wir nun einige Zeit in Reihe und Glied, um den linken Arm die weiße Binde mit dem rothen Kreuz, ich links in erster Reihe.

An mich heran trat, hochgewachsen und jugendkräftig, eine mächtige Erscheinung, ein Brandenburger gemeiner Kürassier. „Sind Sie Geistliche?“ fragte er. Ich verneinte. Er schüttelte das Haupt und sagte: „es sollten mehr Geistliche mitgehn“; eilends fügte er hinzu: „das verstehen Sie nicht.“ Ich verstand ihn wohl und gab ihm das zu erkennen. Hierauf that er den Ausspruch, der sich mir eingeprägt hat: „Der Soldat im Felde muß sich an das Ewige halten.“



Es war der Tag von Vionville, der unvergeßliche. Bei dem Vorstoß Brandenburgischen Fußvolks gegen Flavigny fiel ein junger Offizier, dem ich dann Dienste leistete, wie sie der

„Nothhelfer auf dem Schlachtfelde“ zu leisten hatte. Der Verwundete wurde von Soldaten auf einer Bahre bei Seite getragen, sodann verlassen; ich gesellte mich zu ihm, stärkte ihn mit meinem Rothwein und erbot mich, als seine Lebensgeister erwachten, zur Bestellung einer aus meinem Vorrath dargereichten Feldpostkarte an die Seinigen. Er war außer Stande zu schreiben; so übernahm ich es, und er dictirte mit schwacher Stimme ein Abschiedswort — an seine Braut, auch deren Adresse. Letztere meinte ich nie vergessen zu können: der Vorname war der meiner Frau, der Vatersname drückte den Erfolg aus, wonach unser Sehnen, Gebet und Flehen, wie der Kameraden aufopferndes Kämpfen und blutiges Ringen an jenem Thermopylentag des 16. August hinstrebte!

Der Offizier unterschrieb, mit zitternder Hand, seinen Namen:

„Dein Walter G.“ (Der Zuname war ausgeschrieben.)

Die Todesahnung in seinem Gruß berechtigte mich zu der Frage, ob er mir ein Andenken an seine Braut anvertrauen möchte. Als ich die Frage aufwarf, gewahrte ich am Kopfende der Bahre eine unheimliche Gestalt von der Gattung derer, die ich auf dem Bahnhof von Saarbrücken jüngst unter den auf dem Schlachtfelde von Spichern Verhafteten kennen gelernt. Doch wandte ich mich gegen den Unhold nicht, weil ich sonst den Verwundeten beunruhigt hätte. — Die Antwort auf meine Frage lautete nun dahin, daß er keinen Werthgegenstand bei sich trüge, nicht einmal eine Uhr. In demselben Augenblick wandte der „Schlachtentiger“ uns den Rücken und entwich!

Mein Vorschlag, den Handschuh, welchen der Officier abgestreift, als er seinen Namen unterschrieb, mir für die Verlobte zu überlassen, fand Anklang; er reichte mir ihn hin das selige Lächeln, das dabei sein männlich schönes Antlitz verklärte, war für mich sein Scheidegruß. Denn da kamen soldatische Krankenträger, hoben die Bahre auf und trugen

ihn zum nächsten Verbandplatz. Ich aber ging an weitere Arbeit. — Der Feldpost, sobald ich sie antraf, übergab ich seine Postkarte — es war nicht die einzige, die ich bei mir getragen.

In der Nacht zum 17. August, die ich hinter dem Altar der Kirche von Tronville verlebte, wo Kameraden mir liebevoll ein Lager bereitet, erwog ich die Verpackung und Absendung des Handschuhes, bemerkte aber dabei zu meinem Schrecken, daß ich die Adresse der Braut völlig vergessen! Die folgenden Tage und Wochen waren nicht dazu angethan, mein Gedächtnis aufzufrischen.

Als ich am 6. September auf einen Marketenderkarren geladen werden mußte und in Begleitung des mir beigegebenen Artillerie-Unteroffiziers, des theuren L., der mich auf Händen trug (buchstäblich!), nach Bonn transportirt wurde, um dort ein viermonatliches Krankenlager mit entsprechenden Operationen an dem zu Grunde gegangenen Fuß zu bestehen, da sann und sann ich der vergessnen Adresse nach — umsonst!

Später las ich einmal in der Zeitung, daß einem hohen preußischen Beamten, welcher den nicht häufigen Namen „S." trug, der Kronenorden dritter Klasse verliehen sei. An dem Wohnorte des Decorirten lebte ein Jugendfreund. An ihn schrieb ich und bat ihn, zu ermitteln, ob jener hohe Beamte einen Sohn Walter habe (oder gehabt habe), der am 16. August v. J. verwundet worden (leider wohl tödtlich), und eventuell wie Walter's Braut heiße. Die erste Antwort war niederschlagend: ja, der Sohn Walter sei bei Vionville gefallen, hinterlasse aber keine Braut. Wie reimte sich das zusammen? Nach längerer Zeit bekam ich einen zweiten tröstlichen Brief meines Freundes, der mir mittheilte, daß im Hause jenes hohen Beamten ein junges Mädchen zum Besuch gewesen sei, das Trauerkleider trug; es verlautete, daß Jung-Walter beim Ausmarsch auf dem Bahnhof das Mädchen seines Herzens unter den Anwesenden erblickt,

sich ihr erklärt und von ihr, die vater- und mutterlos war, das Jawort erhalten habe. Seine Eltern sah er nicht mehr; an schriftlicher Mittheilung hinderten die strammen Märsche bis zum verhängnisvollen 16. August: so wußten Eltern und Freunde nicht um die Verlobung. Nur zögernd hatte sich M. S. endlich als Walters Braut seinen Eltern zu erkennen gegeben. Ihren Vor- und Zunamen, sowie den Aufenthalt bei ihren Verwandten erfuhr ich nun von dem Freunde. Da staunte ich darüber, daß ich diese Namen vergessen konnte!

Sofort schrieb ich an das Fräulein, erstattete Bericht und übersandte den Handschuh. Wie erschütterte mich die Antwort, die ich bald von ihr erhielt! Jene Feldpostkarte war ihr zugegangen; dann hatte sie den Tod des Geliebten erfahren. Jetzt nach einer Reihe von Monaten traf meine Sendung ein. Und an welchem Tage! In den flüchtigen Augenblicken ihrer Verlobung hatte Walter, Hoffnung erweckend, den Hochzeitstag festgestellt. Und nun war sie gekommen, die Stunde, die Beide für's Leben vereinigen sollte, aber statt daß er ihr seine warme, lebende Hand gereicht hätte, entstieg gleichsam wie aus dem Grabe sein leerer Handschuh.



König Saul.*)

Von L. Thiele.

I. Einleitung.

Der Mönch von Bar-Saba.

Mitternacht beherrscht die Erde. Über Canaans Gefilden
Webt das Mondlicht seine Schleier. Zu phantastischen Gebilden
Thürmt's der Berge dunkle Fernen, formt's der Thäler schwarze
Schatten,
Bleicht's die Welt versunkner Trümmer auf den ausgedörrten
Matten.

Eine schneeverklärte Linie glänzt vom Hermon matt hernieder.
Fern in der Baniyasquelle streckt der Jordan seine Glieder.
Nachtgesänge murmelnd rauscht er, schwellend in Erinnerungen,
An der heil'gen Furth vorüber, wo der Mensch mit Gott gerungen.

Wo um Rache einst Gomorrah's Frevelthat zu Gott geschrieen,
Wo der Boden Feuerbäche über Sodom ausgespieen,
Wo von Moab's Felsgebirgen langgedehnt sich Schatten recken,
Bleiern ruht im Mondenschimmer, unbewegt, das Meer der Schrecken.

---

*) Wir geben das hier vorliegende Gedicht aus Rücksicht auf den Raum nur bruchstückweise. Des Verständnisses halber ist der Zusammenhang da, wo er durch das Fehlen der bis zum Erscheinen des Ganzen zurückgestellten Gesänge unterbrochen erscheint, durch eine Zusammenstellung der dahin gehörigen Bibelstellen vermittelt worden.

Wo vor abertausend Jahren Abraham von Lot geschieden,
Jener rechts, der links sich wendend, seine Straße zog in Frieden,
Ruht der Beduinenhäuptling. Schlafend um ihn her im Kreise
Weiber, Kinder und Kameele. „Groß ist Allah!“ haucht er leise.

Wo der Kidron seine Straße wühlt durch nackte Felsenspalten,
Wo am Hang der kahlen Klippe Aar und Geier kaum sich halten,
Wo Bar-Saba's Klostermauer ragt aus schroffem Felsgelände,
Lebensspur im Todesreiche, hebt der Mönch die dürren Hände:

„Land des Segens! wie vom Mondlicht deine Fluren heut umflossen,
Hast du einstmals deines Gottes Gnadenlicht umsonst genossen.
Wo der scheue Ruf des Geiers durch die Wüste schaurig hallt,
Haben seiner Engel Füße unter Menschen einst gewallt.

„Land des Fluches! wie vom Mondlicht, von der Gnade einst umlichtet,
Deines Heils hast du vergessen, deine Erstgeburt vernichtet,
Da vom Himmel du erflehtest frech vergoss'nen Blutes Fluch,
Da du frevelnd den verworfen, der auch deine Schulden trug!

„O Jerusalem, du Schöne! die vom Taumelkelch getrunken,
Jetzt in Asche sich verhüllend, Staub zum Staube hingesunken!
Wann wird deines Tempels Zinne sich zu neuem Glanz erheben?
Wann wird deines Gottes Sonne deine Nacht mit Licht umgeben?

„Durch die Wüste seh' ich schreiten sanftverschwimmende Gestalten.
Über dem Geröll sich hebend, wachsend aus den Felsenspalten,
Seh' ich dich im Nebelschleier — ohne Makel, sonder Fehl —
Ragend über Menschengröße — Priesterkönig Samuel?

„Scheuen Blicks zieht Saul vorüber, tief gehüllt in nächt'ges Grauen,
Doch in seiner düstern Schöne als ein König anzuschauen.
Horch, ein Flüstern — und der König hebt die Hand, als ob er lauscht. —
Spürt er noch des Geistes Wehen, der durch Davids Harfe rauscht?

„Michal, siehe, weiß verschleiert — lautlos durch die Wüste gleitend,
Und dem Sängerfürst entgegen ihre bleichen Arme breitend; —
Achtlos aber weicht sein Schatten — aufwärts schwebt er seine Bahn,
Sucht er auf der Felsenkuppe seinen Bruder Jonathan? —

„Nächtlich schweben mir vorüber der Vergangenheit Gestalten
Auf den Pfaden, die sie einstmals, lebend bei Lebend'gen, wallten.
Wie sie grüßend herwärts winken, wie sie schattenhaft verwehen,
Hab' ich sie im Mondenschimmer mehr als einmal wandeln sehen.

„Über Moabs Felsenjochen steigt des jungen Morgens Grauen,
Und in ihre Kammern sinken, die den Morgen nimmer schauen.
Wie sie meinem Geist erschienen, liebgewordene Gestalten,
Herr! gewähr' es meinem Stifte sie in Ehrfurcht festzuhalten!"



Zweiter Gesang.

Setze nun einen König über uns, der uns richte, wie alle Heiden haben.
1. Sam. 8, 5.

„Gieb einen König, wie die Heiden küren!
„Gieb einen König uns, o Samuel,
„Der mächtig sei, zum Streit uns anzuführen,
„Denn tausend Feinde dräu'n um Israel!
„Da Jugendkraft durch deine Adern wallte,
„Da warst du König, Priester uns zugleich;
„Doch einem Jüngern weiche jetzt der Alte!
„Dein Arm ist kraftlos, und dein Haar ist bleich." —

So rief das Volk, das sich in weitem Bogen
Gelagert um der Felsenkuppe Rund.
Und wie ein Rauschen ferner Meereswogen,
So ging das Murmeln fort von Mund zu Mund.
„Wie? Einem Greise sollten wir vertrauen,

„Deß Auge matt? deß Schwachheit sonder Hehl?
„Auf einem neuen Grunde laßt uns bauen:
„Ein König herrsche über Israel!“

Noch schirmte keines Tempels heil'ge Mauer
Auf Bergeshöh' den steinernen Altar,
Und offen brachte jetzt der greise Schauer
Vor Aller Augen Gott das Opfer dar.
Und wie der Sturmwind vor'm erhabnen Rollen
Des Donners schreckt und stockt und zaghaft schweigt,
So stillt sich jetzt das unruhvolle Grollen,
Das Herz erbebt, und jedes Knie sich beugt.

Denn wie die Flamme züngelnd aufwärts leckte,
Gewaltsam drängend an des Himmels Thor,
Und wie der Opferrauch sich wirbelnd streckte,
So wuchs er zürnend, riesenhaft empor.
Und da das Herz, geschwellt von heil'gem Grimme,
Das Wort erzeugt, das markerschütternd schallt,
Ein Donnern schien's, nicht eines Greises Stimme,
Das über Rama's Ebne widerhallt.

„O Volk des Herrn, das seines Herrn vergessen,
„Der aus Ägyptenland es heimgeführt,
„Der seine Güte reichlich, unermessen
„Auf dich gehäuft — der selber dich regiert;
„Der vor dir austrieb deiner Feinde Scharen,
„Der ihrer Städte Mauern für dich schlug,
„Der, tausendfältig hast du es erfahren,
„Dich wie ein Lamm in seinem Busen trug!

„Zu welchen Heiden hat er je gesprochen
„Wie er zu dir als seinem Volke sprach?
„Und ob du deinen Schwur an ihm gebrochen,
„Wann war es, daß er seine Gnade brach?
„Auf grünen Auen hat er dich geleitet,
„Zu Wasserquellen hat er dich geführt,
„Dich wie des Himmels Sterne ausgebreitet, —
„O Israel, hast du es nicht gespürt?

„„Gieb einen König, wie die Heiden küren!
„Gieb einen König!““ sprichst du, Volk des Herrn.
„Dich wider deine Feinde anzuführen,
„Wann war dir jemals dein Erlöser fern?
„War nicht in Abraham, dem altersgrauen,
„War nicht in Jacobs gramgebleichtem Haar,
„In Moses Schwachheit unser Gott zu schauen,
„Vor dem ein Tag ist gleich wie tausend Jahr?

„Wohlan! Ihr wollt den Heiden euch vergleichen,
„Und gleich den Heiden wird euch nun geschehn.
„Dem ird'schen Herrscher wird der ew'ge weichen,
„Und unter einem König sollt ihr stehn.
„Den Acker wird er euch mit Zehnten schlagen,
„Die Knaben sammeln in der Krieger Reihn,
„Die Töchter werden seine Krüge tragen,
„Und ihr — ihr werdet seine Knechte sein!“ —

So Samuel. Und wie, wenn es gewittert
Und über Wolken längst die Sonne stieg,
In banger Brust des Donners Nachhall zittert,
So zitterte das Volk und bebt' und schwieg.
Doch da der Worte Donnerlaut verklungen,
Da hoben auch die Häupter sie empor,
Und neuer Ruf hat sich emporgeschwungen.
„Gieb einen König uns!“ so schallt's im Chor.

Da hob der Alte flehend seine Hände:
„O höre nicht ihr Schrein, du Gott der Huld!
„Nimm meine Seele, Herr, und mach ein Ende!
„Mit Diesen rechne nicht! Vergieb die Schuld!
„Sie sind den Kindern wahrlich zu vergleichen,
„Nicht wissend, was sie thöricht sich erflehn!
„Laß deine Gnade nicht von ihnen weichen,
„Und einen König wollst du selbst ersehn!“ —

Der Alte schwieg. — Und über Thal und Hügel
Da zog ein Rauschen, mächtig, wunderbar.

Es regte sich der Wind mit leisem Flügel
Und trieb die Flamme hoch auf dem Altar.
Vorüberzog, der Israel geleitet
Und leiten wollte, Jacobs Hoffnungsstern,
Und über Rama's Hügel ausgebreitet
Da lagerte die Herrlichkeit des Herrn. —

---

1. Samuelis 9 u. 10.

Es war aber ein Mann von Benjamin, mit Namen Kis. Der hatte einen Sohn, mit Namen Saul, der war ein junger feiner Mann, und war kein feinerer unter den Kindern Israel, eines Hauptes länger denn alles Volk. — Da nun Samuel Saul ansahe, antwortete ihm der Herr und sprach: „Siehe, das ist der Mann, der über mein Volk herrsche." — Da nahm Samuel ein Ölglas und goß auf sein Haupt, küssete ihn und sprach: „Siehest du, daß dich Gott zum Fürsten über sein Erbtheil gesalbet hat? Wenn du jetzt von mir gehest, so wirst du kommen auf den Hügel Gottes, da der Philister Lager ist. Und wenn du daselbst kommst in die Stadt, wird dir begegnen ein Haufe Propheten, und vor ihnen her ein Psalter, und Pauken und Pfeifen und Harfen, und sie weissagend. Und der Geist des Herrn wird über dich kommen, daß du mit ihnen weissagest." — Und da er seine Schultern wandte, daß er von Samuel ging, gab ihm Gott ein anderes Herz. Und da sie kamen an den Hügel, siehe, da kam ihm ein Prophetenhaufe entgegen, und der Geist Gottes gerieth über ihn, daß er unter ihnen weissagte.



Fünfter Gesang.

Und da sie kamen an den Hügel, siehe, da kam ihm ein Prophetenhaufe entgegen, und der Geist Gottes gerieth über ihn, daß er unter ihnen weissagte.
1. Sam. 10, 10.

1.

Der du schwebtest über dem Wasser,
Geist des Herrn,
Allumfluthender Allumfasser,
Geist des Herrn!
Laß auf meinem Haupte dich nieder,
Morgenstern!
Meine Seele gebäre wieder,
Geist des Herrn!

Die du waltest ob Wüstensteinen,
Kraft des Herrn,
Leben weckest in Todtenbeinen,
Kraft des Herrn!
Mit lebendigem Odem schwelle
Meinen Kern,
Daß er ringe durch Nacht zur Helle,
Kraft des Herrn!

Der du Pharao niederstrecktest,
Arm des Herrn,
Deinem Volke dir Streiter wecktest,
Arm des Herrn!
Siehe, es schaue mein Geist der Feinde
Schwarm von fern;
Nahe dich Israels Volksgemeinde,
Arm des Herrn!

Triff die Völker mit deiner Schneide,
Schwert des Herrn,

Bis daß Juda in Ruhe weide,
Schwert des Herrn!
Daß den König der Purpur kleide,
Werth des Herrn,
Alsdann ruhe in deiner Scheide,
Schwert des Herrn!

Das da thauet vom Himmel nieder,
Heil des Herrn,
Einen König erweckst du wieder,
Heil des Herrn!
Triff uns nimmer mit deinem Zorne,
Pfeil des Herrn,
Aber tränk' uns vom Lebensborne,
Heil des Herrn! —

2.

Herr, unsrer Väter Gott!
Der du gewaltiglich
Uns aus der Haft geführt,
Pharao's Zwang;
Auf dessen Wort das Meer
Vor deinen Knechten wich,
Das der Ägypter Macht
Zürnend verschlang!

Der aus der Wüste rief
Mosen, den treuen Knecht,
Der ihm zur Rüstung gab
Heiligen Stab,
Daß er ein störrig Volk
Lehrte dein heilig Recht,
Daß er aus Felsgestein
Wasser ihm gab!

Mauern vor Josua
Stürzte Posaunenton.
Könige fielen, und
Völker, sie floh'n,

Da er zur Sonne sprach:
Stehe zu Gideon!
Da er dem Monde rief
Zu Ajalon!

Herr! der der Jungfrau Herz
Füllte mit Heldenkraft,
Daß sie zum Opfer ward
Israels Sieg;
Daß auf den Hügeln sie
Klagt' ihre Jungfrauschaft,
Aber des Herrn Altar
Willig erstieg!

Der durch des Blinden Hand
Stürzte der Feinde Schwarm,
Da ihres Hohnes Schmach
Grimmig er trug,
Daß er das Säulendach
Faßte mit starkem Arm,
Das der Philister Macht
Mit ihm erschlug!

Herr! in der Wolkennacht
Zogest du vor uns her,
Flammen des Himmel, Herr,
Führten uns an!
Laß deine Feuersäul'
Brausen vom Meer zum Meer!
Wecke du Israel,
Zieh' uns voran! —

3.

Tochter Juda! Du Volk des Herren!
Siehe, wie magst du so gar verzagen?
Ob auch Heiden den Rachen sperren,
Meinst du, sie werden dich erjagen?
Meinst du, weil sie dich hart umdrängen,
Weil sie dich tausendfach umfassen,

Weil sie das Herz in der Brust dir engen,
Meinst du, es habe dich Gott verlassen? —

Wie der Löwe, geduckt zum Sprunge,
Streckt im Ost sich Moab nieder.
Raub erheischt mit blut'ger Zunge
Gaza, und reckt im West die Glieder.
Wie der Thiere mächtige Fürsten
Nach dem Blute der Herden dürsten,
Möchten sie, Juda, dich zerrissen
Sterben sehen zu ihren Füßen!

Birgst du, mein Volk, dein Haupt erschrocken?
Nimmer bebe vor ihrem Dräuen!
Denn mit Jauchzen und mit Frohlocken
Wird sie der Herr, dein Gott, zerstreuen!
Einen König wird er dir senden,
Dich zu reißen aus ihren Händen!
Einen Fürsten wird er erwecken,
Deine Feinde in Staub zu strecken!

Stärke, mein Volk, die matten Hände,
Hebe dich, Israel, von den Knieen!
Siehe, es ist der Noth ein Ende!
Siehe, er naht, den Gott verliehen!
Auf denn, Juda, weise die Zähne!
Jauchzend schüttle die Löwenmähne!
Denn Jehovah in Sturmeswettern
Wird der Feinde Gebein zerschmettern! —



Sechster Gesang.

> Da sehet ihr, welchen der Herr, euer Gott, erwählet hat; denn ihm ist Keiner gleich in allem Volk. Da jauchzte alles Volk und sprach: „Glück zu dem Könige.“
> 1. Sam. 10, 24.

Nun ist zu seines Vaters Hause Saul gekehrt,
Und seiner Herde nimmt er auf den Bergen wahr,
Indessen wartend, wie ihn Samuel es hieß.
Doch da ein Tag vergehet wie der andre Tag,
Kaum des verheiß'nen Königreichs gedenkt er noch;
Und wenn er sein gedenkt, geschieht es mehr mit Furcht
Als Hoffnung, denn die Zög'rung zieht den Zweifel groß.
Ob Könige zu salben den Propheten ziemt,
Giebt königlich zu herrschen der Prophet die Macht? —
Wohl hat das heil'ge Oel sein lockig Haupt berührt,
Doch fehlt der Salbung noch der Wahl Bestätigung. —

Indessen aber gehn von Berg zu Berg,
Von Thal zu Thal die Boten Samuels,
Die Männer Israels zu laden, Stamm für Stamm
Und Mann für Mann, gen Mizpa zu der Königswahl.
Und Alle kommen. Die vom fernen Libanon,
Und Jene von des Jordan laubumrauschtem Strand;
Vom Salzmeer Diese, Jene vom Genezareth,
Und wieder Andre vom Gebirge Ephraim
Und von der Ebne Saaron blüthenduft'ger Flur.
Die Einen wandernd, ihre Bündel in der Hand,
Geschart um ihres Hauses greises Haupt;
Und Andre, die aus weit'rer Ferne kamen,
Auf munterm Maulthier, oder auf bedächt'gem
Kameel, die Wüstenstraße sicher fußend.
Noch Andere, auf stierbespannten Wagen
Des langen Weges Zehrung mit sich führend.
So nahten sie, unzählig, unablässig;

Und unabsehbar dehnte sich das Lager,
Vom Heergeräth in weitem Rund umschlossen,
Auf Mizpa's Eb'ne um den Altar Gottes.
Nur Einer fehlte noch, der greise Richter.
Und ängstlich ging von Mund zu Mund die Frage:
„Was meinest du, daß er uns künden werde?
Wird er den König wählen oder wir?
Und wird Israels Gott, von uns verlassen,
Zu andern Völkern seine Gnade kehren,
Uns fremder Götter Rache überlassend?"
So zagten sie, und scheue Blicke schweiften
Das Zelt des Richters und den Altar Gottes.

Jetzt aber kündet der Posaunen Hall
Und vielgestimmter Sang den Chor der Priester,
Die dem Propheten festlich schreiten vor.
Und alles Volk wirft sich zur Erde nieder
Und birgt im Staub sein sündig Angesicht.
Nur Samuel allein steht in der Mitten,
Erhabnen Haupt's die Menge überblickend,
Und seine Stimme klingt wie Sturmeswehen,
In dem der Geist des Herrn herniederrauscht.
„Hebt auf die Häupter," ruft er. „Eure Bitte
Hab' ich vor Gott gebracht, — und Antwort ward mir, —
Doch keine Rache komm' ich euch zu künden.
Es ist der Herr, der euch hieher beschieden,
Gesetz und Recht des Königs zu empfangen,
Dem ihr euch heute unterthänig gebt.
So tretet vor nach eures Stammes Rechten,
Das Los soll eure Königswahl entscheiden.
Du aber, Herr, der mächtig und gewaltig,
Geduldig, gnädig, und von großer Güte,
Schau' nieder auf die Häupter deines Volks.
Du hältst in deiner Hand die Weltenlose;
So laß auch heut' das Los den Herrscher treffen,
Den deine Hand zum König sich erkor,
Daß er dein Volk zu seinem Frieden lenke
Und über deines Hauses Feinde herrsche,

Zum Preise deines allgewalt'gen Namens,
Und deinem Volke Israel zum Heil!"

Da hob das Volk die Häupter von der Erden;
Und aus dem Staub erhob sich Israel. —
Nur ein Gedanke schwellte jetzt die Herzen:
„Wer wird es sein, den sich der Herr erkor?
Wird als dem Aelt'sten Ruben jetzt die Krone?
Wird Juda seinem Volke gehn voran?"
Und bebend standen sie, gebannt in Spannung,
Und sahen Samuel die Lose schütteln;
Und von den mächt'gen Stämmen sah'n sie einen
Dem andern nach dem Altar Gottes nahen,
Und einen nach dem andern stehn zurück.
Denn nicht was groß ist vor der Welt und mächtig,
Das trägt im Hause Gottes eine Krone;
Das Kleine hat sich unser Gott erwählt.
Nicht Ruben traf noch Juda heut' des Loses
Geweihter Gang; es ging an Gad vorüber;
Es ruht auf Benjamin, der Stämme kleinstem,
Und auf dem kleinsten Hause dieses Stammes,
Es trifft auf Saul, den Jüngsten, Sohn des Kis. —
Da schwoll ein Brausen zu den Wolken aufwärts,
Die Spannung schwand, die Zung' und Aug' gebändigt,
Es löste sich der langverhalt'ne Drang.
„Wo ist er," riefen sie, „den Gott erkoren?
Wie mag er unser'm Auge sich verbergen?
Wo ist der König? Bring' ihn! Zeig' er sich!" —
Doch nicht in allem Volk war Saul zu finden.
War's Zweifelmuth, der ihm das Herz umstrickte?
War's Grauen vor der Höhe, die ihm winkte?
War's seiner Schwachheit mächtiges Gefühl?
Wo war der Geist des Herrn, der ihn entzückte,
Da er dem Höchsten seine Lieder sang?

Dort, wo das Zugvieh und das Heergeräthe
Das Lager Israels im Rund umspannte,
Dort liegt er bebend auf gebeugten Knieen,

Und birgt in seiner Hand das Angesicht.
„Verschone mich, Herr! Geh' an mir vorüber!
Mein Herz ist matt! Mein Arm entbehrt der Stärke!
Fand'st du im Hause Jacobs keinen Andern,
Der deiner Krone würdiger, als ich?"
Doch horch, sie nah'n, vom Herren selbst gewiesen,
Um der Verborgenheit ihn zu entreißen.
Und wie er zagend ihrem Rufe folgt,
Ruh'n tausend Augen forschend auf den seinen,
Und tausend Blicke folgen seinen Schritten,
Bis neben Samuel er schweigend steht,
Gebeugten Haupts, gesenkten Angesichts.
Da hört man mancher Frage scheues Murmeln:
„Ist das der König, der uns führen soll?"
Und finstres Schweigen ruht auf Aller Lippen,
Kein Ruf begrüßt ihn, Niemand jauchzt ihm Heil.
Doch wie der Falk, dem sich die Beute weigert,
Mit scharfen Fängen fester sie umschließt,
So weckt auch ihm des Volkes Widerstand
Die Kraft im Busen. Leuchtend schaut er aufwärts,
Mit hellem Antlitz; Alle überragend
Um eines Hauptes Länge, königlich.
„Schaut hier den König," ruft der greise Richter,
„Den euch Jehovah, euer Gott, erwählte.
Ist unter allem Volk ihm Einer gleich?"

Da bricht des Beifalls Sturm des Unmuths Fesseln,
Und wie ein Strom, die Ufer überwallend,
Stürmt lautes Jauchzen brausend auf zum Himmel:
„Glück zu dem König! — Unser'm Fürsten Heil!" —

---

1. Samuelis 14 u. 15.

Aber da Saul das Reich über Israel eingenommen hatte stritt er wider alle seine Feinde umher, und errettete Israel vor der Hand Aller, die sie zwackten. — Samuel aber sprach zu Saul

„Der Herr hat mich gesandt, daß ich dich zum König salbte über sein Volk Israel; so höre nun die Stimme der Worte des Herrn. So spricht der Herr Zebaoth: „Ich habe bedacht, was Amalek Israel that, und wie er ihm den Weg verlegete, da er aus Ägypten zog. So ziehe nun hin und schlage die Amalekiter, und verbanne sie mit Allem, das sie haben. Schone ihrer nicht, sondern tödte beide, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kameele und Esel.“ Da schlug Saul die Amalekiter, und alles Volk verbannete er mit des Schwertes Schärfe. Aber Saul und das Volk schonte des Agag, und was gute Schafe und Rinder und gemästet war; was aber schnöde und untüchtig war, das verbanneten sie. — Samuel aber antwortete Saul: „Laß dir sagen, was der Herr mit mir geredet hat. Ist's nicht also, da du klein warst vor deinen Augen, wurdest du das Haupt unter den Stämmen Israel, und der Herr salbte dich zum König über Israel? — Warum hast du nicht gehorcht des Herrn Stimme, sondern hast dich zum Raube gewendet und übel gehandelt vor den Augen des Herrn? — Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer und Aufmerken besser, denn das Fett von Widdern. Weil du nun das Wort des Herrn verworfen hast, hat er dich auch verworfen, daß du nicht König seist. —



Neunter Gesang.

Wie lange trägst du Leid um Saul,
den ich verworfen habe?
1. Sam. 16, 1.

Nun ruht die Welt im Schatten kühler Nacht,
Und ihren Schlummer grüßen mild die Sterne;
Nur dem, der auf dem Lager einsam wacht,
Nur Samuel bleibt Ruh und Kühlung ferne.

Es sank schon oft die holde Trösterin
Auf müde Augen segenspendend nieder;
Doch Friede flieht den trostberaubten Sinn,
Und Ruhe scheucht der bittere Kummer wieder.

„Was trägst du Leid um Saul, den ich verwarf,
Und zürnest, Samuel, in Gram verbittert?
Ja, meinst du, daß der Höchste dein bedarf,
Vor dessen Hauch der Erde Feste splittert?" —

„Wo warst du, da in dunkler Wogen Schwall
Der Geist des Höchsten ob den Wassern schwebte?
Wo warst du, da des ersten Donners Hall
Die Stille brach, das dunkle All durchbebte?"

„Wo warst du, da auf meiner Allmacht Ruf
Sich Finsternis in Licht und Klarheit wandte?
Da ich die Erde aus dem Wasser schuf
Und über ihr des Himmels Bogen spannte?"

„Wo warst du, da zum ersten Mal nach Raub
Des Löwen Brut durch nächt'ges Dickicht brüllte?
Da ich den Menschen schuf aus Erdenstaub,
Und seine Brust mit meinem Odem füllte?"

„Da Schuld in ihm mein Ebenbild vernichtet,
Hat deine Weisheit mir's zuvor gesagt?
Und da ich in der Sündfluth ihn gerichtet,
Hab' ich nach deinem Rathe da gefragt?"

„Führst du die Sterne auf gebahntem Steg,
Spannst Morgen du und Abend ihre Schranken?
So hoch ihr Weg ist über deinem Weg,
Sind über deinen meiner Macht Gedanken!"

„Steh auf! was eiferst du mit Unverstand?
Wohl ziemt's dem Knechte vor dem Herrn zu schweigen!
Noch einen König salbe deine Hand;
Den Auserwählten wird der Geist dir zeigen."

„Heilig bin ich! nicht Sünde kann besteh'n,
Der Sünder nicht vor meines Eifers Flamme!
Ich habe einen König mir erseh'n,
Ein neues Reis aus einem reinen Stamme."

„Ein Knecht, dem Herzen seines Gottes werth, —
Denn im Gesetz des Höchsten wird er wandeln.
Dann soll in seiner Scheide ruhn mein Schwert,
Nach meiner Gnade will ich mit ihm handeln!“

„Ich will an meinem Knechte Großes thun.
Aus seiner Wurzel soll ein Baum ersteigen,
Israel soll in seinem Schatten ruhn,
Und Erd' und Himmel unter seinen Zweigen!“

„Dann soll sich öffnen meiner Gnade Thor,
Wenn sich vom Kreuz die Liebesarme strecken;
Dann liegt die Sünde flammend nicht davor,
Denn meiner Gnade Strom soll sie bedecken.“ —

„Auf! schau wie Mose das gelobte Land,
O Samuel, der kranken Sehnsucht Hafen!
Dann gieb, wie er, den Stab in meine Hand,
Und lege dich zu deinen Vätern schlafen!“ —



Zehnter Gesang.

Der Geist des Herrn aber wich von Saul, und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig.
1. Sam. 16, 14.

Friedlich senkte die Nacht auf Gilgals Fluren sich nieder;
Einsam wandelt der Mond über die schlafende Welt.
Silbern malt er die Ebne, und spiegelt im Meere sich wieder,
Um die Kuppe des Berg's spielt er mit zitterndem Licht,
Schimmernd verklärt er im Hofe die Rüstung der schlummernden Krieger,
Und aus dem ruhenden Schwert lockt er den friedlichen Strahl.
Friede herrscht in der Höhe, und Friede, so scheint es, auf Erden,
Auch in die klopfende Brust senkte sich Friede herab. —

Doch wer wandelt allein dort unter den Zinnen der Hofburg,
Einsam, wie droben der Mond, — düster, wie drunten die Nacht?
Mächtig ragt die Gestalt, des Libanons Ceder vergleichbar,
Die uns durch Hoheit erhebt, die uns durch Anmuth erfreut.
Aber der Blick ist zur Erde gebannt, und grübelndes Sinnen
Zieht das ragende Haupt nieder zur kämpfenden Brust.
„Gabst du das Scepter der Hand, und gabst du dem Haupte die Krone,
Daß ich dir diene ein Knecht — mir und dem Volke ein Spott?
Gabst du Gedanken und Muth, ja, gabst du die Kraft und den Willen,
Daß ich in schmählicher Furcht ewig gebunden dir sei?
Lehrst du, Jehovah, das Wasser, daß, was es berührt, sich nicht feuchte,
Siehe, dann lehrst du auch mich König und Sklave zu sein!“
Und der König erhebet das Haupt, und das wallende Haupthaar
Wirft er trotzig zurück, schreitend mit festerem Fuß. —
„Thaten hab' ich gethan, und Schlachten hab' ich geschlagen,
Und die Feinde des Volks traf ich mit mächtiger Hand!
Siehe das Land! Vom Brüllen der Herden erschallt es, und golden
Wogt auf den Auen das Korn, reift an den Hügeln der Wein.
Drohst du zu nehmen das Reich von meinem Geschlechte? Es blühn mir
Söhne und Töchter, und fest ruht es im Herzen des Volks!“
An der Brüstung des Söllers lehnt jetzt der König; das Auge
Schweift mit beruhigtem Blick über das schlummernde Land.

Einsam wandelt der Mond. Das Haupt verhüllt er mit Wolken,
Und durch den Schleier herab leuchtet sein bleiches Gesicht.
Doch was ergreift den König? Er schwankt — er erbleicht — und ein Zittern
Schüttelt die hohe Gestalt, so wie die Eiche der Sturm.
Sieh, es verwirrt sich der Blick — es irrt das Auge — und hülflos
Strecken die Arme sich aus — sträubt sich am Haupte das Haar.
„Währte zu lang dir die Ruhe, du furchtbarer Rächer Jehovah?
Welch' ein dämmerndes Bild sendet die Nacht mir herauf?
Weh', ich kenne dich wohl! Du schüttelst zürnend die Locken,
Samuel! Weiche von mir! Wende den strafenden Blick! —
Doch wer ist Dieser? — Ich kenne dich nicht, du bräunlicher Knabe!
Weichet, ihr Schatten des Monds, die ihr die Züge verhüllt!

Siehe, er sinkt in die Knie — er beugt das Haupt — und der Alte
Aus dem gefalteten Rock — wehe, was zieht er hervor?
Haltet! fallt in den Arm ihm! — herbei, ihr lässigen Knechte,
Ehe dem Knaben das Öl salbend den Scheitel berührt!"
Weithin schallet der Schrei. Er weckt die schlummernden Krieger,
Doch vom Schlafe besiegt, sinken betäubt sie zurück.
Einsam wandelt der Mond, der Nacht gesellt sich der Sturmwind,
Nur durch zerrissnes Gewölk wagt er den schüchternen Blick. —

Wie der König des Waldes, von hemmendem Gitter umfangen,
Zürnender Unruhe voll, grollend den Käfig durchmißt,
Wie der Leviathan peitscht das Meer mit gewaltigen Schlägen,
Wenn ihm der haftende Pfeil brennend die Weichen durchbohrt, —
So der König, dem Reue versagt, dem am pochenden Herzen
Ruhelos naget die Schuld, aller Betäubung zum Trotz.
Jetzt durchmißt er den Raum, die Qual durch Erschöpfung zu stillen,
Die sich doch nimmer erschöpft in der unseligen Brust;
Jetzt an den Schranken des Altans gelehnt mit gefalteten Armen,
Matt an die Säule des Dachs stützt er das sinkende Haupt.
Unstät, suchenden Blicks, so späht er hinaus in die Ferne; —
Längst schon verwehte der Sturm wandelnder Wolken Gebild. —
„Meines Mundes ein Hauch, und Tausende stehn mir in Waffen;
Trotzest du mir allein, sorgeverscheuchender Schlaf?
Ach, bei dem Sünder nicht weilst, nicht Gottverworfne erquickst du!
Wehe! Du weckst nur des Tags furchtbares Abbild, den Traum!" —

Nieder sinket der Mond. Nicht wagt er fürder zu schauen,
Was barmherzig die Nacht unter dem Schleier verbirgt. —

Wie auf des Libanon Höh' sank blitzgespalten die Ceder,
Da aus den Wolken der Strahl sengend das Mark ihr berührt,
So auf den Boden gestreckt liegt graundurchzittert der König,
Der auf den Nacken des Feind's setzte den mächtigen Fuß.
Unruhe zehrt ihm das Herz, und Qual durchwühlt die Gebeine,
Und der gewaltige Held schluchzt wie das schwächliche Kind.
Wende, o Auge, dich ab! — Ohnmächtige Rede, verstumme!
Denn es wendet das Herz mir in dem Busen sich auch! —



Elfter Gesang.

Der Herr sei mit Dir!
1. Sam. 17, 38.

„Auf jenen Hügeln steht der Feind gerüstet,
„Aus seinen Reihen drängt er sich hervor,
„Der Riese, der sich frechen Mundes brüstet,
„Des Himmels Vögeln werf' er Jeden vor,
„Den's wider ihn zu stellen sich gelüstet;
„Und zornig klingt sein Lästern mir in's Ohr.
„Was zagt das Herz? — was läßt die Hand erzittern?
„Schlug sie doch oft des Feindes Macht zu Splittern!"

„Sonst zog ich aus, ihr tückischen Philister,
„Das Herz geschwellt von heißer Siegsbegier;
„Und naht' ich unheildrohend, rachedüster,
„Wie vor dem Wolf die Herde, flohet ihr.
„Da waren Muth und Kraft der Brust Geschwister,
„Denn meines Gottes Hand war über mir.
„Heut zagt die Seele in ohnmächt'gem Ringen,
„Vergebens hebt der Aar gebroch'ne Schwingen!" —

Der König steht im Schatten seines Zeltes,
Sein finstrer Blick durchmißt das weite Thal,
Und wieder von den Hügeln drüben gellt es:
„Schmach Israel und seinem Gott zumal!
Wo ist sein Ruhm? Nicht einen Kämpfer stellt es,
Der kühn mit mir sich mißt — Stahl wider Stahl?" —
Auf fährt der Fürst; es zuckt die Hand, zu fassen
Das zorn'ge Schwert, und — sinken es zu lassen.

Doch sieh, wer ist der bräunlich schöne Knabe,
Mit kühnem Antlitz, frisch wie Morgenschein?
Zum König tritt er keck am Hirtenstabe,
In seiner Hand die Schleuder und den Stein.
Sein eigen Bild, versunken längst im Grabe,
Erstanden scheint's dem König hier zu sein.

Im Herzen fühlt er's schmerzlich-froh sich regen,
Voll Hoffnung treibt's dem Knaben ihn entgegen.

„„Herr, von den Hürden meines Vaters kam ich,
In's Lager meinen Brüdern nachgesandt;
Da, König, Deiner Feinde Schmäh'n vernahm ich,
Daß mir das Herz im Busen drob entbrannt.
Und Niemand sah ich — Zorn da überkam mich —
Der solche Schmach von Israel gewandt.
Drum bitt' ich, laß mich mit dem Läst'rer rechten,
Und meines Volkes Gott wird für mich fechten!" "

Mit Staunen hört der König solch Verlangen;
Die bleiche Wange färbt ein heißes Roth.
„Steigt neu der Morgen? — Ist die Nacht vergangen?
Gereute dich des Zorns, Israels Gott?"
Doch ist von Zweifeln noch die Brust befangen:
„Den holden Knaben, weih' ich ihn dem Tod?"
„Zum Kampfe," spricht er laut, „ziehst du mit nichten.
Was Helden scheuen, mag's ein Kind verrichten?"

„„O laß mich ziehn!" Der Knabe ruft es freudig.
„Es darf der Höchste nicht der starken Hand!
Auch durch den Arm des Knaben trifft er schneidig
Des Spötters Trotz, des Stolzen Widerstand!
Gefällt es meinem Herrn, noch heute kleid' ich
In seiner Feinde Blut den durst'gen Sand!
Muß Heldenarm, der wider Gott, erliegen,
Wird in der Kraft des Herrn der Knabe siegen!" "

„Zeuch hin!" Der König spricht's mit bleichem Munde,
Er fühlt auf's Neu' der alten Wunde Qual.
Auch er zog aus mit seinem Gott im Bunde,
Mit ihm auch war die Kraft des Herrn einmal! —
O weh dem Tag, o weh der finstern Stunde,
Die von ihm wandte solcher Gnade Strahl!
„Der Herr sei mit dir!" spricht er laut und wendet
Das Antlitz ab, vom Thränenquell geblendet.

Der Knabe ist zum schweren Kampf gezogen,
Der Herr ist mit ihm, und wird mit ihm sein.
Hat je ein gläubig Hoffen schon getrogen,
Das auf die Kraft des Herrn gestellt allein?
Nicht Stärke ward, nicht Kriegskunst hier gewogen;
Hier sind die Waffen Schleuder nur und Stein.
Am Boden liegt, der stolzen Kraft zum Spotte,
Der Israel geflucht und seinem Gotte. —

Kaum stillt im Zelt der König unterdessen
Des bangen Herzens wildempörten Schlag.
Wer selber ohne Hoffnung, mag ermessen
Die Qual, der fast sein sündig Herz erlag.
„Gott Israels! Der meiner du vergessen,
Gedenke deines Volks an diesem Tag!
Zeuch selbst das Schwert und führe deine Sache;
Ein Opfer sei genug dir, Gott der Rache!" —

Welch' Jubelschrei! welch' freudevolles Schallen,
Das in die Nacht des tiefsten Kummers dringt!
„Preis Juda's Gott! Der Riese ist gefallen,
Deß graunvoll Dräun im Ohr noch wiederklingt!
Heil! Heil dem Sieger, der aus Löwenkrallen,
Ein Knabe noch, dem Volk Erlösung bringt!
Dem König Heil, dem Tausende erlagen!
Heil David, der Zehntausend hat geschlagen!"

Der König hört's. Und in des Volkes Mitten,
Geführt, gedrängt, bis vor das Fürstenzelt,
Naht Jener, der des Tages Sieg erstritten,
Ein Knab' an Kraft, an Glaubensmuth ein Held.
Entgegen ihm tritt Saul mit raschen Schritten,
Er hebt ihn auf, der ihm zu Füßen fällt.
„Mit dir ist Gott! Bleib' bei mir, Gottes Streiter,
Du Stern des Morgens, meiner Nacht Begleiter!" —

Noch einmal hat, o Saul, des Höchsten Gnade
Zu deiner Noth sich väterlich geneigt,

Gerettet dich an's sichere Gestade;
Glatt ruht die Woge, und der Sturmwind schweigt.
Nun zieh' in Demuth weiter deine Pfade,
Dein Weg geht abwärts, und ein Andrer steigt —
Halt still dem Herrn! Laß Neid und Ehrsucht schlafen!
Der Demuth kehrt in Segen sich sein Strafen. —



Zwölfter Gesang.

Und David hielt sich kläglich in all'
seinem Thun, und der Herr war mit ihm.
1. Sam. 18, 14.

Am Hof des Königs hat ein neuer Morgen
Verjagt der Sorgen unheilvolle Nacht;
Geschlagen ist der Feind in blut'ger Schlacht,
Und Friede hat das Hirtenkind gebracht,
Ob dessen Haupt das Auge Gottes wacht,
Weil all sein Hoffen ruht in Gott verborgen.
Der Friede, der aus seinen Blicken lacht,
Scheint auch dem wunden Herzen heimzukehren,
Und Schmerz und Sorgen einzuwiegen sacht.
Was birgt das Königshaus an Gut und Ehren,
Was nicht dem Liebling wurde dargebracht?
Er, der des Vaters Herden einst bewacht,
Wächst auf in Fürstenhoheit, Königspracht.
Ein Kriegsheld wird er, der mit Schild und Speeren,
Statt kind'scher Waffen, auszieht in die Schlacht,
Das Volk zu schirmen und das Reich zu mehren, —
Deß blitzend Aug' dem Feinde Grauen macht,
Und den von seiner Seite nicht entbehren
Der König mag, beim Mahl wie in der Schlacht.
Ein Feldherr, mächtig vor dem Heer zu streiten,
Der treu des Königs heilig Haupt bewacht,
Greift er, ein Sänger, fröhlich in die Saiten

Und lockt der Töne sanfte Wundermacht,
Die ihres milden Trostes Balsam sacht
In die bewegte Seele niedergleiten.
In heißer Sehnsucht drängt sich ihm entgegen
Die Seele Jonathans, und öffnet sacht
Die Liebesarme, wundersam erwacht
Zu neuem Leben, das mit süßem Regen
Aus zwei verwandten Herzen eins gemacht. —
Die Königstochter fühlt ihr Herz bewegen
Im Busen sich, zu heißer Lieb' entfacht.
Durch Tageskampf, wie durch das Graun der Nacht
Folgt ihr Gedenken ihm auf allen Wegen,
Verborgen in des Herzens heil'gem Schacht. —
Und wenn er einzieht an des Königs Seite,
Wie Morgenroth zur Seite düstrer Nacht,
Dann jauchzt das Volk, begeisterungentfacht,
Und Jubelruf, dem Liebling dargebracht,
Nimmt auf das Echo, tausendfach erwacht,
Und trägt ihn tausendfach hinaus in's Weite.
Er aber, allzeit seines Herrn bedacht,
Hat, sorglich wandelnd, jedes Blickes acht,
Vorsichtig grüßend, daß er unbedacht
Der Demuth strenges Maß nicht überschreite.

O König, daß der Höchste mild gedacht,
Der innehielt mit seiner Rache Schlägen,
O nimm der Wege Deines Gottes Acht!
Laß nicht der Mißgunst finstern Geist sich regen,
Von solchem Beifallsjubel angefacht!
Laß nicht des Stolzes ungezähmte Macht
Dem Willen Gottes sich zuwiderlegen!
O doppelt sinkt ein Herz, das unbewacht
Der alte Feind zu neuem Fall gebracht,
In der Verzweiflung grauenvolle Nacht,
Und keine Gnade streckt sich ihm entgegen! —



Dreizehnter Gesang.

Wenn der unsaubere Geist von dem Menschen ausfährt, so durchwandelt er dürre Stätte, suchet Ruhe und findet ihrer nicht; so spricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin, so findet er es mit Besen gekehrt und geschmückt. Dann gehet er hin und nimmt sieben Geister zu sich, die ärger sind denn er selbst, und wenn sie heimkommen, wohnen sie da; und wird hernach mit demselben Menschen ärger, denn vorhin.

Ev. Luc. 11. 24. 26.

Hirte Israel!
Hüter in der Nacht!
Vor dem bösen Feind
Schütz' uns deine Macht! —
Abendschatten sinken nieder,
Stille herrscht in Flur und Feld.
Friedlich hat dem Sternenschimmer
Sich das Mondlicht zugesellt.
Nur der Sänger schlägt die Saiten
In des Königs Ruhezelt.
Rausche leise, sanfte Weise,
Klang aus einer höhern Welt!
Heil'ger Friede,
Senke dich nieder!
Siehe, es ruhen
Bogen und Schwert.
Stille die Herzen,
Sammle sie wieder,
Daß auch die Erde
Wohnung dir werd'!

Zog der böse Geist
Von dem Herzen aus,
Schwebt er ruhelos
Um sein altes Haus. —

Von der Harfe strömt der Töne
Sel'ger Wohllaut wundervoll,
Daß der rauhen Brust der Hörer
Auch der Odem leis' entquoll.
Aber finster lauscht der König,
An der Lippe nagt der Groll;
Die gewalt'ge Stirn in Falten
Lang verhalt'nen Ingrimms schwoll.
„Die sich dem König
Willig erzeigen,
Weil er das Scepter
Heute noch führt,
Werden sie Jenem
Morgen sich neigen,
Welcher die Herzen
Schmeichelnd verführt?"

O bewache wohl
Deines Herzens Thor,
Denn der alte Feind,
König, steht davor! —
Und der Sänger singt zur Harfe:
„„Herr, wie groß ist deine Macht!
Sieh, es sagt's ein Tag dem andern,
Und die Nacht thut's kund der Nacht.
Ihrer Stimme lauscht die Erde
Und die Himmel haben Acht.
Sprich, was sind der Menschen Kinder,
Daß du ihrer hast gedacht?""
„Ob auch der Abend
Sinke hernieder,
Ob auch der Morgen
Leuchtend erwacht,
Kehrt auch Jehovah's
Gnade mir wieder?
Hat auch der Höchste
Meiner gedacht?" —

Deines Gottes Huld
Öffne nur das Ohr,
Denn er schiebt dem Feind
Schloß und Riegel vor! —
„„Singt dem Höchsten neue Lieder!
Alle Welt erheb' ihn hoch!
Wie er vormals in Ägypten
Wandte unsrer Väter Joch,
Also denkt er seines Volkes,
Wie vor Zeiten heute noch!
Seiner freue sich der König!
Volk des Herrn, erheb ihn hoch!““ —
„Der du der Väter
Knechtschaft gebrochen,
Aber die Kinder
Spanntest in's Joch,
Kleines Verschulden
Bitter gerochen,
Sollt' ich, Jehovah,
Preisen dich noch? —“

Was dir flüsternd auch
Der Versucher spricht,
Schließe fest das Ohr,
König, lausche nicht! —
„„Selig ist der Fürst zu preisen,
Dessen Hoffnung steht im Herrn.
Ob auch Feinde ihn umdrängen,
Seine Hülfe ist nicht fern!
Seiner Siegesbahn zu leuchten
Rasten Sonne, Mond und Stern.
Selig ist der Fürst zu preisen,
Denn der Herr erhört ihn gern!““ —
„Wehe mir! selig
Magst du ihn preisen,
Welchem der Höchste
Hort ist und Heil;

Aber mir tönen
Bitter die Weisen;
Denn an Jehovah
Hab ich kein Theil!"

Falte nicht die Stirn!
Schüttle nicht das Haupt!
Gnade steht nicht fern,
Wo das Herz nur glaubt!
„„Wohl dem Manne, dem wie Zweige
Eines Ölbaums frisch und grün
Kinder froh den Tisch umkränzen,
Söhne, heldenstark und kühn!
Welchen Töchter, fromm und züchtig,
Frischen Ranken gleich umblühn!
Selig ist der Mann zu preisen,
Denn der Höchste segnet ihn!"" —
„Weckest du höhnend
Tödliche Schmerzen?
Michal ist lieblich,
Jonathan kühn;
Aber du raubtest
Tückisch die Herzen,
Die sich dem Vater
Frevelnd entziehn!"

Deines Engels Flehn
Schließt du dich verstockt?
Weh! er hat umsonst
König, dich gelockt?
„„Wohl dem König, der die Rechte
Seines Gottes kündet laut,
Weil er einst auf seinem Throne
Seiner Kinder Kinder schaut!
Ewig ist das Reich gegründet,
Das auf solchen Grund sich baut!
Selig ist der Fürst zu preisen,
Der dem höchsten Gott vertraut!"" —

„Nimmer erschöpfst du
Worte des Hohnes,
Wie er im Herzen
Giftig dir schwoll!
Harrst du nicht selber,
Heuchler, des Thrones?
Wahrlich, der Bosheit
Schale ist voll!“ —

Weh! verhüllt das Haupt,
Gottes Engel! Weint!
Denn ein großes Herz
Fällt der arge Feind! —
Und der König hebt sich bebend,
Vor der Lippe steht der Schaum;
Rachedurst im wunden Herzen,
Kennt er Zügel nicht noch Zaum.
Schwirrend saust der Speer vorüber,
Seines Zieles fehlt er kaum,
Doch anstatt des Sängers Herzen
Spießt er seines Kleides Saum. —
„Krieger des Königs!
Kinder des Fürsten!
Bindet den Frevler,
Haltet ihn fest!
Daß mir sein Herzblut
Lösche das Dürsten,
Welches die Seele
Marternd zerpreßt!“

Weh! der Böse kommt,
König, nicht allein!
Aller Höllen Qual
Ziehet mit ihm ein! —
Zitternd sinkt der König nieder,
Übertäubt von finsterm Wahn.
Rings umher die Schar der Krieger
Schreckgelähmt, wie Jonathan.

Doch des Freundes Hand ergreift er,
Seinem Bruder schafft er Bahn,
Und der Schwester Hand vertraut er
Ihres Sängers Rettung an.
„„„Gottes Geliebter!
Mußt du von hinnen?
Segen des Höchsten
Ziehet mit dir!
Feindschaft von außen,
Knechtschaft von innen,
Rache Jehovah's
Bleiben uns hier!“““ —

Keine Ruh' fortan!
Abwärts eilt die Bahn!
Wehe, wer dem Feind
Wieder aufgethan! —
Zwar der König hebt sich wieder,
Doch sein Aug' verfinstert starrt.
Mit dem Sänger ist geschieden
Seines Gottes Gegenwart.
Keine Rettung mehr, kein Frieden
Des verstörten Geistes harrt,
Der von seinem Gott geschieden,
Der der Hölle Beute ward! —
„Eines nur bleibt mir:
Bitter zu hassen!
Nahmst du doch Alles,
Was mir so werth!
E i n e n zu suchen,
E i n e n zu fassen,
Spannt mir den Bogen,
Schärft mir das Schwert!“ —



Vierzehnter Gesang.

Saul aber suchte ihn sein Lebenlang,
aber Gott gab ihn nicht in seine Hände.
1. Sam. 23. 14.

„Und hast du mich, Jehovah, von dir verbannt,
Und drohst du zu entreißen das Reich der Hand,
Schau' hier die goldne Krone! noch steht sie stolz und fest!
Ein Thor, der sie getragen und der sie fallen läßt!

„Ist auch das Herz des Volkes mir abgewandt,
Führt einen scharfen Zügel doch meine Hand!
Ich weiß ein Roß zu lenken, ob es sich sperrt und bäumt,
Ich weiß ein Volk zu führen, ob's auch im Zügel schäumt!

„Und ob dem Feinde nachhängt der Tochter Herz,
Was gilt im Streit der Männer des Weibes Schmerz?
Sie trockne ihre Thränen, sie schmücke sich fortan,
Die morgen wird gegeben dem ungeliebten Mann! —

„Ob sich vom Vater wandte der eig'ne Sohn,
Wohl trotzten früher Söhne den Vätern schon.
Wen Liebe nicht mehr bindet, den fesselt noch die Pflicht,
Und eines wunden Herzens, deß acht' ich fürder nicht!

„Noch lieg' ich nicht am Boden! Noch steh' ich hier!
Du bietest Kampf, Jehovah — ich trotze dir.
Es gilt mein Reich und Leben; es gilt des Feindes Haupt! —
Laß sehen, wer die Krone den Königshänden raubt!" —

Weh dir, unsel'ger König! Dir unbewußt
Treibt dich des Feindes Stachel in wunder Brust.
So lechzt der Stier im Kampfe, von scharfem Dorn gehetzt,
Noch nach des Gegners Blute, zum Tode selbst verletzt.

Du schläfst in deiner Kammer, o Samuel!
O wohl dir, daß du ruhest die müde Seel'!
O wohl dir, daß dein Auge nicht sah das große Leid,
Das über Juda kommen nach deiner Wallfahrt Zeit!

Was drängt sich vor dem Throne die weiße Schar?
Die Priester sind's, die hüten des Herrn Altar.
Sie haben sonst Jehovah der Opfer viel gebracht;
Heut hat der Zorn des Königs zum Opfer sie gemacht!

„Von eurem König habt ihr das Herz gewandt,
Und seinem Feinde botet ihr Unterstand,
Ein Schwert gabt ihr den Händen — den Lippen Speis und Trank —
Das wiss' euch Gott vom Himmel, doch nicht der König Dank!

Ihr habt zu seinen Gunsten euren Gott gefragt.
Sprecht, hat von eurem Tode er euch auch gesagt?
Ihr Knechte, auf! ergreift sie! führt sie zu blut'gem Tod!
So soll ein Jeder enden, der David Rettung bot!" —

Da weicht die Schar der Knechte zurück entsetzt,
Und keiner, der die Priester des Herrn verletzt.
Dem Edomiter Doeg der König da gebot;
Da ward die bange Erde von edlem Blute roth.

Da senkten Gras und Kräuter ihr zitternd Laub;
Die stolzen Bäume neigten sich da zum Staub.
Da barg ihr Licht die Sonne, das solcher Unthat schien;
Da hat die stumme Erde um Rache aufgeschrie'n. —

Selbst voll Entsetzen starret der König drein,
Und kalte Schauer rieseln durch sein Gebein.
Hat er den Herrn des Himmels zu treffen so geglaubt?
Schon ist der Schlag gefallen, er fühlt's, auf's eigne Haupt.

Mit irrem Blick durchmißt er der Knechte Troß.
Es macht der Trank ihn trunken, den er genoß.
„Greift, Krieger, zu den Waffen! mir nach mit Schild und Schwert!
Und wer dem David nachhängt, sei gleichen Todes werth!"

Und wie das Thier der Wüste der Jäger jagt,
Nicht achtend, ob er selber das Leben wagt,
So schweift er durch die öde, die starre Felsenwelt,
Ein edles Wild zu fällen, er, selbst vom Herrn gefällt. —

Ob glüh'nden Aug's am Himmel die Sonne wacht,
Und ob die Eb'ne tränket der Thau der Nacht,
Ob starr sich ihm entgegen stemmt trotz'ge Felsenwand,
Der wilde Strom nicht hemmt ihn, noch auch der Wüste Brand. —

Doch ob der wilde Jäger sein Reich durchbirscht,
Und ob er ineinander die Zähne knirscht,
Und ob er auch ermattet zusammen kraftlos bricht,
Das Wild, deß Spur er nachgeht, er fängt es nicht. —

Wohl dem, der seine Hoffnung auf Gott gestellt!
Ihn wird der Herr verbergen in seinem Zelt.
Ob auch durch dunkle Thale sich seine Pfade ziehn,
Kein Unglück wird ihn treffen, denn er geleitet ihn! —

---

1. Samuelis 28 und 32.

Und es begab sich zu derselben Zeit, daß die Philister ihr Heer versammelten, in den Streit zu ziehen wider Israel. Samuel aber war gestorben, und ganz Israel hatte Leid um ihn getragen, und ihn begraben in seiner Stadt Rama. Da nun die Philister sich versammelten und lagerten sich zu Sunem, versammelte Saul auch das ganze Israel und lagerten sich zu Gilboa. Da aber Saul der Philister Heer sahe, fürchtete er sich und sein Herz verzagte sehr. Und er rathfragte den Herrn, aber der Herr antwortete ihm nicht. Da sprach Saul zu seinen Knechten: „Suchet mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat, daß ich hingehe und sie frage." Und seine Knechte sprachen zu ihm: „Siehe, zu Endor ist ein Weib, die hat einen Wahrsagergeist." Saul ging hin, und zwei Andere mit ihm, und kamen in der Nacht zum Weibe, und sprach: „Liebe, bringe mir herauf, den ich dir sage." — Da sprach das Weib: „Wen soll ich dir denn heraufbringen?" Er sprach: „Bringe mir Samuel herauf." — Samuel aber sprach zu Saul: „Warum hast du mich unruhig gemacht, daß du mich heraufbringen lässest? Was willst du mich fragen, weil der Herr von dir gewichen und dein Feind geworden ist? — Der Herr wird dir thun, wie er durch mich geredet hat, und wird das Reich aus deiner Hand reißen und David, deinem Nächsten, geben. Dazu wird der Herr Israel

mit dir auch geben in der Philister Hände. Morgen wirst du und deine Söhne mit mir sein." — Da fiel Saul zur Erde, so lang er war, und erschrak sehr vor den Worten Samuels, daß keine Kraft mehr in ihm war. — Die Philister aber stritten wider Israel, und die Männer Israels flohen vor den Philistern, und fielen erschlagen auf dem Gebirge Gilboa. Und die Philister hingen sich an Saul und seine Söhne, und schlugen Jonathan, und Abi-Nadab und Melchisua, die Söhne Sauls. —



Achtzehnter Gesang.

1. Sam. 31, 4.

Nun ist sie geschlagen, die blutige Schlacht,
Und Jauchzen des Siegers durchbricht die Nacht,
Und droben wandeln die Sterne.

Und was du verkündet, o Samuel,
Es ist erfüllet an Israel.
Vom Himmel künden's die Sterne.

So weit sich Gilboas Gebirge streckt,
Ist der harte Fels von Erschlag'nen bedeckt,
Im bleichen Schimmer der Sterne.

Schlug aus dein Herze, so stark und treu?
Ist, Jonathan, nun die Qual vorbei?
Es grüßen milde die Sterne!

Ihr edlen Sprossen vom edlen Haus,
Ihr Königssöhne, schlaft aus! schlaft aus!
Ihr, Israels leuchtende Sterne!

Nur Einer steht noch, ob auch das Mark
Der Schmerz ihm zehrte, gefaßt und stark,
Im schwankenden Lichte der Sterne.

Vorüber, vorüber so Freud' und Leid!
Allein in der großen Einsamkeit,
Allein im Schimmer der Sterne.

Vorüber die Angst, die das Herz geengt,
Die Qual und Pein, die das Mark versengt!
Und er schaut hinauf in die Sterne.

„Was ist, Jehovah, der Fürsten Macht?
Des Armes Gewalt? — des Leibes Pracht?
Sie wandeln sich wie die Sterne.

Du tilgst von der Erde des Sünders Geschlecht,
Suchst heim die Sünde und bleibst gerecht,
Der du führst am Himmel die Sterne."

Doch siehe, was schleicht vom Felshang her?
Sein Waffenträger mit Schwert und Speer;
Ihm zeigen den Weg die Sterne.

„Komm, treuer Knabe, zeuch' aus das Schwert,
Und gieb mir den Tod, den mein Herz begehrt.
Es leihen dir Licht die Sterne."

„„Das halte mir ferne Israels Gott,
Daß meine Hand dir gebe den Tod!
Das schauen nimmer die Sterne!""

Da hat der König sich abgewandt,
Und es zittert ihm nicht die greise Hand
Im täuschenden Lichte der Sterne.

Und er griff die Waffe und bebte nicht,
Und selbst vollzieht er des Herrn Gericht.
Und über ihm trauern die Sterne.

„Du fällst, o Gewalt'ger in Israel?
So nehme der Herr auch meine Seel!"
Und es bergen ihr Licht die Sterne.

Tief unten, da jauchzen die Sieger der Schlacht,
Und über den Bergen, da thront die Nacht,
Im schweigenden Wandel der Sterne. —



Neunzehnter Gesang.

Davids Klagelied. 2. Sam. 1.

Auf den Bergen von Gilboa
Hat man ein Geschrei gehört.
Wehe, Edle sind gefallen,
Und Gewalt'ge sind zerstört!
Siegesharfen, Freudenpsalmen
Sind in Trauerlaut verkehrt!
Auf den Bergen von Gilboa
Hat man Weheruf gehört! —

Wehe! Edle sind gefallen,
Und der Schild der Helden brach!
Nicht zu Askalon verkündet,
Noch zu Gad sagt an die Schmach,
Daß nicht der Philister Töchter
Jauchzen den Erschlagnen nach:
„Juda's König liegt am Boden!
Ihres Gottes Arm ward schwach!"

Weh euch, Berge zu Gilboa!
Möge nie des Himmels Thau
Eure dürren Flächen netzen,
Noch der Regen lind und lau!
Daß der Quellen Mund, verschlossen,
Nimmer tränke Wies' und Au'!
Daß voll Grau'n der Fremdling Juda's
Auf Gilboa's Berge schau!

Wehe! Jonathan mein Bruder,
Meiner Seele bist du leid!
Meines Lebens Wonne warst du,
Meines Herzens große Freud'!
Süßer war mir deine Liebe
Über Frauenliebe weit.
Trage Leid um deinen Bruder,
Meine Seele, trage Leid! —

Stimmt die Harfen, Töchter Juda's,
Laut erhebt eur' Klagelied!
Juda's Fürsten sind gefallen,
Die der Arm des Feindes mied!
Die im Leben schön und prächtig,
Auch der wilde Tod nicht schied.
Stimmt die Harfen Töchter Juda's,
Zu der Helden Trauerlied!

Jonathans, des Helden, Bogen,
Hat er je des Ziels gefehlt?
Wer hat auf den Schlachtgefilden
Die Erschlag'nen Sauls gezählt?
Die mit Adlers Flügelschnelle,
Die mit Löwenkraft gestählt,
Auf den Bergen von Gilboa
Hat der Tod sie auserwählt!

Wehe! Helden sind gefallen,
Starke sind des Todes Raub,
Denn Jehovah barg sein Antlitz,
Und des Höchsten Ohr war taub!
Bet' ihn an, vor dem die Erde
Zittert wie ein fallend Laub,
Und vor deinem König sinke,
Tochter Juda's, in den Staub! —

Kleine Reliquien.

Von Rudolf Kögel.

Im Jahrgang 1887 der Neuen Christoterpe brachte ich unter dem Titel „Kleine Reliquien“ vier Skizzen: „eine Haarlocke, ein Neues Testament, ein Traktat, ein Briefbeschwerer.“ Gegenwärtig gebe ich unter derselben Überschrift einen Nachtrag.

1.

Erinnerungszeichen an Königin Luise.

Ein Vortrag über Königin Luise, den ich im Jahre 1872 hielt, trug mir zwei Reliquien ein. Einmal jenen Brief des alten Kaisers Wilhelm, worin er die Ansprache der unvergeßlichen Königin im Schwedter Schlosse aus dem Jahre 1806 an ihre ältesten Söhne wiedergiebt und den bis dahin überlieferten Wortlaut richtig stellt. Das Faksimile dieses Briefes ist in einer Nummer des Daheim zum Abdruck gekommen. —

Als ich dem alten Kaiser meinen Vortrag überreichte und dabei dem Bedauern Ausdruck gab, daß man von seine königlichen Mutter nur so wenige eigenhändige Aufzeichnungen besäße, erzählte er mir Folgendes.

Mir ist die schwere Aufgabe geworden, Einiges vernichten zu müssen, was von der Hand meiner Mutter und meines

Vaters herrührte. So weit meine Erinnerung an meine Mutter zurückreicht, kann ich mir ihr Bild nicht vorstellen, ohne daß ich sie im Geiste mit einem grünseidenen Beutel sehe, den sie immer bei sich zu tragen pflegte. Noch im Schlosse Hohenzieritz, am 19. Juli 1810, als mein Vater meinen älteren Bruder und mich an das Sterbebett der Königin nahm, und wir zum Gesegnetwerden niederknieten, sah ich jene Tasche auf einem Stuhl dicht vor dem Bette liegen. Nach dem Tode der Königin hörten wir, jene Tasche sei räthselhaft verschwunden und Niemand habe zu fragen gewagt, wohin sie gekommen sei. Dreißig Jahre später, nach dem am 7. Juni 1840 erfolgten Heimgange meines Vaters, empfing ich von meinem regierenden Bruder den Auftrag, einen Schrank zu öffnen, in dem werthvolle Papiere liegen sollten. Ich that es und wer beschreibt mein wehmüthiges Erstaunen, als ich den wohlbekannten grünseidenen Beutel mit Briefen meiner Eltern bis in die Brautzeit zurück unter der Aufschrift meines Vaters fand: „Nach meinem Tode zu verbrennen!“ Ich ging zu meinem Bruder und erbat seinen Befehl. Er verlangte, daß ich das Gefundene den Flammen übergeben solle. Ich that es mit schwerem Herzen.

Bei dieser Gelegenheit führte mich der Kaiser zu einer in seinem Zimmer befindlichen Säule und schloß darin einen Behälter auf, in welchem die Todtenmaske der Königin Luise sichtbar ward — dieselbe, welche auch das bekannte Tagebuch der Gräfin Voß erwähnt.

Die zweite Reliquie ist eine Zuckerschale mit goldenem Rand und Eichenlaub, die aus den Händen der Königin Luise stammt und zu einem Kaffeeservice gehört hat, das die Fürstin nach ihrer Rückkehr von Königsberg dem französischen Konsistorialrath Erman für sein ritterliches Verhalten Napoleon gegenüber verehrt hatte. Adami, der Biograph der Königin Luise hat uns ausführlich berichtet und der Geschichtsschreiber der hiesigen französischen Kolonie E. Muret hat es gleichfalls

rühmend in Erinnerung gebracht, mit welcher Unerschrockenheit der greise Erman bei einer Audienz als Vertheidiger der verleumdeten Königin gegen den gewaltthätigen Eroberer aufgetreten ist. Auf jede falsche Beschuldigung, die Napoleon gegen Luise ausstieß, hatte der beherzte Greis nur die eine freimüthige Antwort: „Das ist nicht wahr, Sire!“ So den Kaiser unter den Augen seiner Umgebung Lügen strafend und ihn um Gerechtigkeit anrufend, wobei er Napoleon beim Arme faßte, erwartete Erman und mehr noch seine erschrockene Familie, er werde diesen Freimuth mit seiner Freiheit büßen. Doch Napoleon, ohne Zweifel von der ehrwürdigen Erscheinung des greisen Geistlichen betroffen, ließ ihn unangefochten. Nachher, wenn er von Napoleons niederschlagenden Siegen las, hat der greise Prediger ausgerufen: „Et je l'ai tenu, ce bras, qui nous a fait tant de mal! Ah! je n'aurais pas dû le lâcher.“ — Bei dem Ordensfeste, am 18. Januar 1810, wo Erman mit zur Tafel saß, trat die Königin zu ihm, ihr Glas in der Hand, und mit ihm anklingend sprach sie: „Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, mit dem Ritter auf sein Wohl anzustoßen, der, als Alles schwieg, den Muth hatte, eine Lanze für die Ehre seiner Königin zu brechen.“

Die Enkelin Ermans, Frau Oberst Reinhard, hat mir als freundlichen Dank für meinen Vortrag jene Schale geschenkt — eine doppelte Erinnerung an unsre große Königin und an ihren tapfern Vertheidiger aus der französischen Kolonie.

2.

Tholucks Handbibel.

Am 2. Trinitatissonntag 1727 entschlief zu Halle der Erbauer des Waisenhauses August Hermann Francke. W[illegible] viel war er der Halleschen Universität gewesen! Wie vi[illegible] Seelen hatte er zu Christo geführt! Professor Anton begr[illegible] ihn unter Hinweis auf das Sonntagsevangelium mit d[illegible] Worten: „Da kam der Knecht wieder und sprach: Herr,

ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da.“

Denselben Spruch legte ich meiner Begräbnisrede zu Grunde, als ich im Jahre 1877 meinen geliebten väterlichen Freund und Lehrer Tholuck zu bestatten hatte, der genau 150 Jahre nach Francke, gleichfalls am 2. Trinitatissonntage heimgerufen war und nun auf demselben Friedhofe wie jener Gottesmann seine Ruhestätte finden sollte.

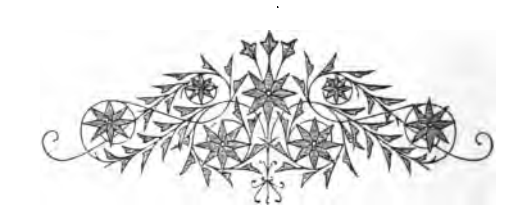
Zum Andenken an die Stunde der Bestattung gab mir die Wittwe Tholucks die Handbibel, die ich als Amanuensis so oft in den Händen des theuren Mannes gesehen hatte, wenn er mir eine Predigt diktirte oder auch, wenn er auf der Reise durch Südfrankreich und Spanien mir daraus einen Schriftabschnitt vorlas. Unter den von seiner Hand im Eingang der Bibel niedergeschriebenen Stellen sind zwei, die in das Herz dieses großen Schriftforschers blicken lassen: Psalm 137, 5 „vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen“ und Jeremia 15, 16 „Dein Wort ist unsers Herzens Freude und Trost; denn wir sind ja nach deinem Namen genannt, Herr Gott Zebaoth.“ Der Anblick dieser Handbibel vergegenwärtigt mir nicht nur die Ehrfurcht vor Gottes Wort, die diesen Schriftgelehrten beseelte und für die Ewigkeit fruchtbar machte, sondern auch die Sorgfalt, mit der er an die Vorbereitung jeder Predigt und Bibelstunde ging. Jeder Geistliche will gern dreitausend Hörer einer sorgfältigen Medidation werth halten, aber nicht, wo sich nur zwei oder drei versammeln.

Im Hôtel de Rome zu Marseille, im Gasthofe A las cuatro naciones zu Barcelona bestand Tholucks Hörerschaft lediglich aus mir und doch hielt er mit völliger Hingabe mir eine genau vorbereitete längere Andacht, die mich noch heute, wo ich grau geworden bin, rührt und bewegt. Das eine Mal sprach er über Psalm 50, 23 „wer Dank opfert, der preiset mich,“ das andre Mal über 2. Korinther 6, 11 „unser

Mund hat sich zu euch aufgethan, unser Herz ist getrost“ — ein Wort, das mich gleichsam verfolgte, bis ich vierzehn Jahre später mit demselben von meiner Gemeinde im Haag Abschied nahm.

Im Glauben Gott Dank zu opfern und in Liebe sich aufzuschließen gegen Menschen, dieser doppelte Zug war das Geheimnis der Wirksamkeit Tholucks.

Du stehst am fernen Ufer
Und langsam kommt mein Dank.
Doch traf mich, alter Rufer,
Heut deiner Stimme Klang! —



Druck von Diedr. Soltau in Norden.



